SHAUGHNESSY-FREY LIBRARY
3 0516 02207 3471

WITHDRAWN
UST
Libraries

Huch / Peter Michel

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/petermichel0000frie

Peter Michel

Roman

von

Friedrich Huch

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin und Leipzig
1925

RELEASED BY D.P.L.

Jan 145

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1911 by Martin Mörikes Verlag, München
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

PT
2617
.U26
GERMAN
H84p
c.1

Erstes Kapitel

Peter Michels Vater war Schuhmacher in einem Dorfe. Er hatte träumerische Augen, die sich nie mit Bewußtsein dauernd auf eine Stelle konzentrieren konnten, und einen Geist, der fortwährend grübelte, ohne an etwas Festem zu haften. Er dachte über die abenteuerlichsten Fragen nach, ohne aber je zu einem Resultate oder zur Annäherung an ein solches zu gelangen. Er hatte eine unbegrenzte Hochachtung für andere; vor allem für seine Frau, welche gar keinen Maßstab an sich legte, sondern sich unbesehen für etwas ganz Bedeutendes hielt. — Beobachtung fehlte Herrn Michel beinahe gänzlich; doch hatte er ein gutes Auge für die Füße anderer: er maß einem jeden sogleich in Gedanken Stiefel an. Einmal ereignete es sich, daß eine fremde, durchreisende Dame ihm ihr Schuhwerk zur Ausbesserung bringen ließ, kleine Stiefelchen aus feinem gelbem Leder. Er, der gewöhnt war, pfundschwere Ware unter den Händen zu haben, fühlte sich einer so zierlichen Aufgabe nicht gewachsen. Da war es aber seine Frau, die ihre ganze Energie einsetzte, der fremden Dame zu zeigen, daß es auch in ihrem Dorfe Leute gäbe, „welche mit der Welt in Verbindung ständen". Sie fuhr persönlich in das nächste größere Städtchen, kaufte feines Leder, feine Stifte, Glanzwichse, und die Schuhe wurden repariert. Diese

76348

Dame machte auf den kleinen Peter einen großen Eindruck. Wenn er später etwas von Prinzessinnen las, dachte er stets sogleich an gelbe Schuhe, eine Ideenverbindung, die sich erst in seinem weiteren Leben verlor.

Sein Vater war sehr beliebt im Dörfchen. Er verdarb es mit niemandem, hörte jeden an und stimmte jedem bei, in aufrichtiger Bewunderung der fremden Größe. Er glaubte alles, was man ihm sagte. Der Schulze und der Pastor erprobten zuweilen die Tragfähigkeit dieses Glaubens, indem sie sich gegenseitig überboten in den plumpsten Lügenbauten. Herr Michel übernahm alles mit der größten Ausdauer und sagte nur manchmal: „Aber nein! Wirklich? Was doch alles in der Welt vorgeht!" Dann steckte er die Enden seines spärlichen Schnurrbartes in die Mundwinkel und sah nachdenklich vor sich hin. Peterchen schwieg dann erschüttert mit, blickte auf seinen Vater — und dessen gesicherte Unangreiflichkeit gaben ihm selbst eine innere Festigkeit und Ruhe: er fühlte sich geborgen. Solche Szenen ereigneten sich übrigens niemals im Beisein der Mutter oder des Großvaters. Frau Michel besaß einen sicheren Instinkt, Betrügereien zu durchschauen, nachdem sie sich im ersten Augenblick hatte verblüffen lassen. Und der Großvater — Frau Michels Vater — genoß bei dem Pastor und dem Schulzen noch dieselbe Ehrfurcht wie vor Jahren, als er den Rohrstock über ihnen schwang.

Die Erziehung des Kindes Peter lag fast ausschließlich in den Händen der Mutter. Herr Michel war ein reines Kind, wo es sich um Lebensfragen handelte. — Eine Eigenschaft war beiden Eltern ihrem Sohne gegenüber gemeinsam: die der vollständigen Ehrlichkeit. Frau Michel log bloß manchmal heimlich ein wenig, wenn sie genau wußte, daß es niemand merken konnte, und wenn sie einen nicht

schlimmen Zweck damit verband. Herr Michel, welcher keine Zwecke kannte, log nie. So wuchs das Kind im felsenfesten Zutrauen auf die Welt heran.

Mit aller natürlichen, hausbackenen Aufgewecktheit verband Frau Michel aber eine Eigenschaft, die ihr oft schadete: ihre verwundbare Stelle war die Eitelkeit. Durch Schmeicheln konnte man alles von ihr erlangen. Merkte sie dann aber einmal, daß man sie ausgebeutet hatte, so ging ihr Temperament vollkommen mit ihr durch. In ihrer Kleidung war sie etwas auffallend und nicht sehr geschmackvoll. Das eigentliche Zartgefühl ging ihr ab, und auch von Gemüt hatte sie soviel wie nichts. Peter, der in beidem mehr dem Vater nachschlug, fand in ihm eine verwandtere Natur und schloß sich ihm mehr an als seiner Mutter.

Einen guten Vermittler zwischen beiden Eltern bildete der Großvater. Er war, der Familientradition folgend, Lehrer geworden, und dies war der ihm ureigenste Beruf. Er mußte ein Gebiet haben, wo er herrschen konnte. Peter zog er unbefangen den anderen Schülern vor, und als ihm einmal der Dorfschulze, dessen Sohn die Schule ebenfalls besuchte, gelinde Vorstellungen darüber machte, brauste er heftig auf und erklärte, das wäre doch sein Recht! Dieses Gefühl eigener Machtvollkommenheit lag in der Familie. Er hatte es von seinem Vater, es ging zum Teil auf seine Tochter über und von dieser auf ihren Sohn Peter, bei dem es sich aber in unschuldigerer, fast gutmütig-komischer Form äußern sollte.

Der Großvater hatte viel Einfluß auf Frau Michel. Dieselbe Ansicht, von ihrem Manne ausgesprochen, schalt sie dumm und von Unwissenheit zeugend, im Munde des Großvaters war sie das Produkt jahrelanger, reifer Forschung. Übrigens kamen bei ihrer Beurteilung der Men-

schen rein äußerliche Dinge stark in Betracht; wenn ihr Vater mit seinem kraftvollen, schallenden Organ eine Meinung aussprach, so klang diese von vornherein ganz unumstößlich, während die schwache, zögernde Stimme ihres Mannes dessen eigenen Behauptungen auch den letzten Rest einer Möglichkeit raubte.

Peter empfand in solchen Momenten zwiespältig. Er hatte Sinn für alles Mächtige; in seinem Großvater sah er ein höheres Wesen, einen Giganten; aber für seinen Vater empfand er ein unbewußtes, zärtliches Mitleid; er sah in ihm seine eigene schwache Natur, und ihn befiel eine dunkle Beklommenheit vor der Welt und seinen einstigen Schicksalen in ihr.

Solche Stimmungen überschlichen ihn, wenn der Großvater zur Feierabendstunde herüberkam, wenn der Lärm draußen allmählich einschlief, die Dunkelheit dichter und dichter wurde, das Gespräch schließlich ganz verstummte und alle nur noch unbewußt auf jenen kleinen, auf des Großvaters Pfeife liegenden rotglühenden Kreis starrten, der trübe im Grenzenlosen zu schweben schien. In solchen Augenblicken kam ihnen wohl allen die Schwere des Daseins deutlicher zum Bewußtsein.

Wenn dann der Großvater nach Hause ging, so mußte ihn Peter mit einer kleinen Handlaterne begleiten. — Sie boten einen sonderbaren Anblick, diese beiden: Peter voran, die Stirn gefaltet, während seine Augen die dämmernde Finsternis zu durchdringen suchten; hinter ihm die hohe, hagere Gestalt des Großvaters, der in solcher Beleuchtung noch älter und verwitterter erschien. Gesprochen wurde auf diesen nächtlichen Wanderungen kaum ein Wort. Peter mußte auch alle Sinne anstrengen, auf den gewundenen und holperigen Pfaden stets richtig vorwärts zu

kommen. Das Bewußtsein, daß sich sein Großvater so völlig seiner Führung anvertraute, erfüllte ihn mit Stolz und Eifer. Unter der Türe gab ihm dann der alte Mann die glatte, harte Hand und sagte liebevoll: „Nun gute Nacht, mein Junge!" — Es wäre ihm wohl schwer geworden, seinem Enkel auf dessen Heimfahrten je zu folgen. Peter wartete gerade noch den Augenblick ab, wo sich die Tür hinter seinem Großvater schloß, dann schoß er blindlings in die Finsternis hinein, die Augen weit geöffnet, ohne das Geringste zu sehen. Die Lampe behielt er krampfhaft in der Hand, und wenn er zu Boden fiel oder ein paar Stufen hinunterkollerte, streckte er sie schnell empor, um sie vor dem Zerschmettertwerden zu bewahren. Dann schoß er wie ein Feuerschwärmer weiter, bis er schließlich atemlos ins Haus hineinstürzte und die Tür dem etwa folgenden Gespenste vor der Nase zuwarf. Der Türmer aber, der von seiner Höhe herab das kleine Licht in seinen tollen Zickzacksprüngen auf dem Grunde der Finsternis verfolgte, bis er es plötzlich nicht mehr sah, schüttelte den Kopf, murmelte ein Gebet und bekreuzte sich.

Das Michelsche Heim bestand aus drei Stuben, einer Küche und einer kleinen Mansardenkammer, welche Peter gehörte. Frau Michel bewährte überall einen hausbackenen, aber nicht unfreundlichen Geschmack. Einige kleinere Möbel stammten aus der Familie ihres Mannes, was man ihrer Dürftigkeit sofort ansah. Unter ihnen der Spiegel, welchen seine Mutter sehr hoch gehalten hatte, und der auch in seinen Augen schön und reich war. In der Schlafstube standen grün angestrichene, buntgeblümte alte Möbel; als Hauptstück das große, breite Ehebett, mit einem runden, gemalten Blumenstrauß. Nach diesem gruppierte Peter stets die Blumen, die er auf den Wiesen pflückte. Das

Gärtchen bildete den Stolz des Herrn Michel. Er hatte viel Sinn für Blumen und hübsche Anordnung; auch einen kleinen Springbrunnen hatte er angelegt, der aber kein Wasser spie, ohne daß man recht wußte, wo der Fehler lag; auch eine kleine Geißblattlaube gab es dort, in deren Nähe sich ein hölzerner Verschlag befand — Herrn Michel ein Dorn im Auge; aber es ließ sich durchaus nicht anders einrichten.

Peter stand oft nachdenklich an seinem Kammerfenster, sah unverwandt hinaus auf die blauen Hügel und glaubte, da hinten sei's nun aus mit der Welt. Dann wurde sein Blick immer verlorener, bis mit einem Male ein Lächeln über sein Gesicht ging, wenn dort am Zaune im Garten sein Vater stand und ihm freundlich winkte, herunterzukommen. Dann polterte er eilends die schmale Holztreppe hinab.

Die beiden verstanden sich ausgezeichnet und schienen auch im Alter gar nicht so entfernt voneinander. Herrn Michels kindliche Natur fand in Peter geeigneten Boden zu ihrer völligen Entfaltung, und Peter wiederum hatte bei aller Kindlichkeit ein Stück von der Gesetztheit seiner Mutter. Er war wohl der einzige Mensch, der seinen Vater wirklich kannte. Sie waren gegenseitige Vertraute. Seine vielen Fragen beantwortete Herr Michel nach bestem Wissen. So erkundigte sich Peter, ob wohl die Sterne drei Häuser hoch über der Erde wären, und er meinte lächelnd und mit sagenhaftem Ton: „Nein! hundert Meilen!" Oft wußte er überhaupt keine Antwort zu geben und wurde dann verlegen wie vor einem Erwachsenen. Peter blickte dann nachdenklich in die Ferne und dachte: „Man kann es also nicht wissen". Oder aber er erfand selbst eine Antwort, die seinem Vater meist einleuchtete, obwohl er dunkel

fühlte, daß doch wohl nicht alles ganz beim Rechten war. Im Beisein anderer führten sie solche Gespräche niemals, beide hielt alsdann eine Scheu zurück.

Frau Michel entging dies intime Verhältnis zwischen Vater und Sohn natürlich nicht; sie hätte gern teil daran genommen, aber sie wußte nicht, wie sie das machen sollte. Sie war wohl liebevoll gegen ihren Sohn, aber es fehlte ihr die Weichheit. Sie wollte ihn zu einem möglichst guten, tüchtigen Menschen machen und glaubte dies am besten dadurch zu erreichen, daß sie ihn streng erzog, ihm gegenüber stets nur Dinge sagte, die eine Nutzanwendung hatten und den Wert der Arbeit einschärften. Derartige Reden verfehlten nun ihre Wirkung durchaus nicht, aber Peter zog sich unwillkürlich mehr von seiner Mutter zurück und suchte lieber die Gesellschaft seines Vaters, in der er sich wohler fühlte. Jeder wußte, daß er dem anderen notwendig war. Blieb Herr Michel auf Spaziergängen einmal stehen und sah in die Ferne, so blickte Peter erst seinen Vater an und sah dann ebenfalls in die Ferne. Machten sie Rast im Grase, und veränderte der eine seinen Platz, so rückte der andere nach, wie Spatzen auf den Dächern tun.

Der dritte im Bunde war Fanny, der Hund, ein gelbes Tier mit Teckelbeinen und biederen, treuen Augen. Übrigens war es ein Männchen.

So lagerten alle drei einmal einmütig an einem Waldesrande, als Fanny plötzlich leise knurrte und fortgesetzt nach einer Richtung schnupperte. Die beiden anderen bemerkten anfangs nichts, bald aber entdeckten sie am Horizonte etwas Rotes, das sich rotierend in der Luft bewegte, wie eine Windmühle. Als es näher kam, sahen sie etwas Langes, Hellgelbes darunter, und plötzlich sagte Herr Michel ängstlich: „Ist das nicht Tante Olga?" — Sie war es wirklich.

In der rechten Hand drehte sie einen großen, rotwollenen Schirm, bald im Kreis, bald auf und nieder. Sie lachte für sich, bewegte die Lippen und schien nichts um sich herum zu sehen. Plötzlich blieb sie stehen, lauschte zu einem Baumwipfel empor und winkte einen Gruß hinauf. Mit einem Male aber tat sie einen Sprung und lag im Grase. Peter lachte laut auf. Jetzt erst bemerkte sie die beiden. „Au!" sagte sie und rieb sich ihr Bein. Dann streckte sie ihnen die Hand entgegen und blickte ihren Bruder geistesabwesend an. Man half ihr auf; sie sah nachdenklich auf ihren roten Schirm, nahm ihn unter den Arm, steckte die Hände in ihre Kleidertaschen, öffnete den Mund zum Niesen, schloß ihn aber sogleich wieder und sagte: „Also allons!"—

Tante Olga war eine etwas jüngere Schwester von Herrn Michel. Von ihrer frühesten Kindheit an hatte sie ein sonderbares Wesen an den Tag gelegt. Sie war scheu, unstet, verschlossen und oft heimtückisch gewesen. Es erfolgten zuweilen leidenschaftliche Ausbrüche gegenüber Personen, deren sie tags zuvor kaum gedacht hatte, und die sie am nächsten Tag auch wieder vergaß. Zum Lernen war sie absolut untauglich gewesen. Nur in Handarbeiten hatte sie ein besonderes Geschick gezeigt. — Sie wurde später schwärmerisch religiös, legte sich selbst erdachte Strafen für begangene Sünden auf, trug sich einfach und absonderlich, hatte am Halse ein schwarzes Kreuzchen hängen und verliebte sich plötzlich tätlich in ihren Geistlichen. Dieser zeigte ihr das Sündhafte ihres Begehrens, pries Gott und begab sich schnurstracks zu ihrer Mutter, welche weinte und weder aus noch ein wußte. Fräulein Michel aber machte das ganze Christentum für die Abweisung ihrer Liebe verantwortlich, erkannte, daß es ruchlos sei, und wurde eine auf-

richtige Atheistin. Aber auch dieser Zustand währte nicht lange. Sie erschien wieder bei ihrem Pfarrer und erklärte, fortan die Kirche wieder besuchen zu wollen, wenn es ihr erlaubt sei, dort ab und zu etwas aus ihrem atheistischen Büchlein vorzulesen. Jetzt begann man an ihrem Verstande zu zweifeln. Sie aber mischte von nun an alles durcheinander und wußte bald selbst nicht mehr aus noch ein zu finden. Sie wurde magerer, ihr Blick unstet, ihre Bewegungen eckig und fahrig, ihre Gedankengänge noch sonderbarer als früher; sie nahm eine Burschikosität des Wesens an, die die wildesten Schößlinge trieb, wenn sie allein war. Dabei ließ sie sich von jedem leiten wie ein Kind. Diesem Zustande mußte ein Ende gemacht werden. Eines Tages setzte man sie in einen Postwagen und fuhr sie zu einem Orte in der Nachbarschaft, wo sie durch Vermittlung des Pfarrers eine Stelle als Handarbeitslehrerin bekam. Jahrelang verhielt sie sich ruhig; aber dann holte sie aus dem Strickbeutel ihr atheistisches Büchlein und las vor, während die Kinder arbeiteten. Die Sache wurde ruchbar, und es kam zu einem Skandal. Vor einigen Tagen nun hatte sie öffentlich in dem angrenzenden Flüßchen gebadet und ihren intimen Verkehr mit der Natur soweit ausgedehnt, daß sie nach dem Bade nur mit einem Hemdchen bekleidet, ihre übrigen Kleidungsstücke aber am Arme schlenkernd, den Rückweg über Wiesen und Felder antrat. So verlor sie ihre Stelle wieder, was ihr übrigens gleichgültig war. Was sie besaß, verschenkte sie — und als wäre es selbstverständlich, machte sie sich auf den Weg zum Michelschen Dorfe. Unterwegs verzehrte sie mit Appetit ein Stückchen Apfelkuchen, pflückte einen Strauß Blumen, den sie aber bald wieder fortwarf, und kokettierte mit den Tieren des Waldes, bis sie dann schließlich, schirmschwenkend, am

Horizonte vor dem ahnungslosen Herrn Michel auftauchte.

Auf Fanny machte die Tante einen eigenartigen Eindruck: er stieß kurze, scharfe Belltöne aus, sah bald auf sie, bald auf Herrn Michel, bald auf Peter, jagte plötzlich über die Felder, eine Staubbahn hinter sich ziehend, kehrte um, schoß gerade auf sie zu, blieb vor ihr stehen, hob zögernd eine Pfote, näherte sich ihr, stieß ruckweise mit der Schnauze an ihr Bein, bellte von neuem, kniff wieder aus und sprang endlich wie behext um sie herum. Peter wurde eifersüchtig: „Das ist mein Hund!" sagte er. „Er gehört mir." Die Tante sah ihn absonderlich durchdringend an und fragte: „Was ist das für ein Bengel?" — „Mein Sohn Peter!" antwortete Herr Michel stolz und klopfte ihm die Backen. Sie sah ihn abermals aufmerksam an, näherte sich vorsichtig auf den Fußspitzen, streckte schüchtern die Hand aus und klopfte ihm ebenfalls die Backen. So wurde Peterchen von beiden Seiten plötzlich beklopft. Er rollte seine verlegenen Augen und wühlte mit den Fingern in der Tasche. Die Tante klopfte noch immer. Ihre Finger trommelten auf seiner elastischen Backe, während sich ihr Augapfel unruhig bewegte. Mit einem Male packte sie ihn um den Leib, hielt ihn wie eine lebendige Garbe in ihren Armen und bot ihn wie ein Opfer dem Himmel dar. Peter brüllte erschrecklich, die Tante blieb in verzückter Stellung. Herr Michel aber war halb tot vor Angst: „Aber liebe Olga, ich bitte dich! Sei doch vernünftig! Nein, das ist ja schrecklich!" — Der arme Mann hatte in aller Verwirrung den Hut abgenommen und drehte ihn in seiner Hand. Sie stellte Peterchen augenblicklich auf die Erde. Dieser umschlang die Beine seines Vaters. Herr Michel nahm in aller Verlegenheit sein Taschentuch, um die Stiefelspuren auf dem Kleide seiner

Schwester zu entfernen; aber diese wich zurück, hielt schützend die Hände vor ihren Leib und rief hastig: „Nein, nein! Niemals!" Dabei sah sie ihren Bruder fast feindselig an. Herrn Michel überkam eine plötzliche Angst. Er faßte Peter beim Handgelenk und zog ihn vorwärts. Er wagte nicht, sich wieder umzuschauen. Anfangs hörte er ihre Schritte hinter sich, dann merkte er, wie sie zurückblieb; und als er es schließlich über sich gewann, sich umzublicken, da war die Tante verschwunden. Peter sah ihn scheu von der Seite an: „Papa, was war das für eine Frau?" — „Es war bloß Tante Olga! Aber sage niemandem, daß wir sie getroffen haben; sie wohnt in einer fremden Stadt und geht nur manchmal hier spazieren." — Herr Michel wußte selbst nicht, warum er dieses sagte. Er hatte das dunkle Gefühl, als würde ein Unglück hereinbrechen.

Auf Peter hatte diese Begegnung den tiefsten Eindruck gemacht. Als er abends im Bette lag, konnte er lange Zeit nicht einschlafen. Immer schwebte ihm die gelbe Gestalt vor, mit ihren unheimlichen grauen Augen und dem roten Schirme. Dann glaubte er sich wieder in ihren Armen und fühlte, wie sie sich mit ihm im Kreise drehte. Und schließlich war er es selbst, der seinen Kreisel peitschte, daß er schnurrte, und da war es plötzlich wieder die Tante, die mit aufgespanntem roten Sonnenschirm um sich selbst wirbelte, allmählich zu taumeln begann und schließlich lautlos, wie ein Stück Holz, zu Boden fiel. Als er am anderen Morgen zur Kaffeestunde in das Wohnzimmer trat, prallte er zurück und bohrte den Kopf in den Schoß seiner Mutter, die hinter ihm das Wohnzimmer betreten wollte. Diese blieb mit einem plötzlichen Ruck auf der Schwelle stehen; Herrn Michel aber rührte fast der Schlag: denn da saß in dem Lehnstuhl Fräulein Michel mit untergeschlagenen Beinen,

übergeschlagenen Armen und lächelte. „Nun?" sagte sie endlich, „was ist da weiter?" Dann stand sie auf und verschwand ohne ein weiteres Wort in die gute Stube, schloß hinter sich zu, schnellte sich auf das Sofa und entschlief sofort. — Sie war die ganze Nacht hindurch ohne Ziel und Zweck umhergeirrt, hatte endlich einen Heuschober gefunden, von dem sie wieder vertrieben wurde, und war am Morgen auf rätselhafte Weise in die verschlossene Michelsche Wohnung gedrungen, wo sie drei Stunden wartend und lächelnd gesessen hatte. — Natürlich gab es eine stürmische Szene, in der Frau Michel ihrem Manne ohne jeden Grund alle Schuld beimaß. — Gegen Mittag wurde die Tante geweckt; sie schien sehr gut gelaunt, erzählte ihre Geschichte, machte beim Essen allerhand Mätzchen, kicherte, als gebetet wurde, und stieß gegen Schluß der Mahlzeit fast männlich auf. Herr und Frau Michel zogen sich darauf zur Beratung in die Geißblattlaube zurück. Als sie das Zimmer wieder betraten, fanden sie die Tante, Peterchen in ihren Schoß geklemmt, ihn im Stricken unterweisend, Zucker kauend, den sie aus dem Schrank geholt, trotz Peters Bemerkung: „Ich weiß genau, daß wir ihn nicht dürfen!" — „Peter, geh mal in den Garten!" sagte sein Vater. — Dann ergriff Frau Michel das Wort und teilte Tante Olga mit, sie würde für ein paar Tage im Wirtshaus wohnen, das weitere würde sich finden. Die Tante lachte bei allem nur, fabelte noch einiges von ihren Koffern, die unterwegs wären, ließ sich von ihrem Bruder ein Geldstück in die Hand drücken, wollte ihrer Schwägerin einen Kuß geben und schwänzelte zur Tür hinaus. Peter zog sich sogleich in den hölzernen Verschlag zurück, als er sie kommen sah. Sie suchte ihn auch wirklich ratlos, ließ sich dann aber von ihrem Bruder weiterziehen und in das Wirtshaus bringen.

— Später wohnte sie dann bei einer alten Frau, die sie gegen ein gutes Trinkgeld bemuttern mußte. Frau Michel schenkte ihr abgelegte Kleider, Herr Michel machte ihr ein Paar Stiefel, und Peter verehrte ihr seine alte Fibel mit Abbildungen, die sie nun abwechselnd mit ihrem atheistischen Büchlein las. Ab und zu durfte sie zu Michels kommen, aber nie des Abends, weil dies die Stunde des Großvaters ar. Und dem war jeder Atheist ein Greuel; wieviel mehr noch eine Atheistin! Frau Michel verfehlte nie, sich anderen Leuten gegenüber ihrer guten Tat zu rühmen; und so gewann sie nach und nach an einer Sache, die ihr anfänglich nur widerwärtig war, Geschmack, indem sie sich zunehmend als Wohltäterin der Menschheit fühlte.

Peter lernte nun die Tante näher kennen. Aber so klein er war, er bemerkte sehr bald, daß er über ihr stand. Ihre Sprunghaftigkeit gab ihm selbst mehr Festigkeit ihr gegenüber; und wenn sie ihn in läppischster, täppischster Weise als ganz kleines Kind behandelte, so empfand er ein fast majestätisches Mitleid.

Peter besuchte die Dorfschule. Doch während des Sommers war der Unterricht sehr dürftig bestellt, da die meisten Kinder draußen auf dem Felde helfen mußten. So saß er jeden Morgen vorn auf dem Mistwagen und trieb das Pferd vorwärts, nur mit einem Hemd und einer blauen Hose bekleidet, auf dem Kopfe einen alten Strohhut, unter dem sein Haarschopf hervorlugte und alle Erschütterungen des Wagens mitmachte. Für jede Fahrt bekam er vom Großvater — dem das Feld gehörte — einen Heller zum Lohne; und er hob sie sich alle gut auf in einer alten Pomadenbüchse seiner Mutter. Durch emsiges Reiben zwischen Gaumen und Zunge wußte er ihnen einen schönen Glanz zu geben, und der Anblick eines besonders gut ge-

reinigten Stückes machte ihm herzliche Freude. Mit Wintersanbruch saß er nun täglich wieder in der großen, niedrigen Schulstube und hörte auf die Worte des Großvaters, der seine Stimme weit und mächtig erschallen ließ. Er mußte nun schon aus dem Bette, wenn draußen noch dichte Finsternis lag. Drinnen aber brannte die kleine Lampe, die er lieb hatte und mit zur Familie rechnete. Lautlos schritt er dann durch den weichen Schnee, die schwarze Mütze aus Katzenfell mit den Ohrklappen fest über den Kopf gezogen. Um diese Zeit hatte noch niemand Lust zum Schneeballen, allen lag noch der Druck des Schlafes in den Gliedern. Dann zeigte sich das Schulhaus mit seinem finsteren First, und unter allgemeinem Getrampel bewegte sich die Schar in die dumpfe, düstere Stube, in deren Ecke ein mächtiger brauner Kachelofen glühte. Nun packte jeder sein Lichtchen aus, entzündete es, und der Unterricht begann. Allmählich mischten sich dann starke blaue Lichter in die gelben, und schließlich erklärte der Großvater, nun sei es so hell, daß man die Kerzen löschen könne. Auf dem Heimwege gab es gewöhnlich ein großes Schneeballen. Peter traf fast niemals, erhielt aber stets sehr viele Bälle ins Gesicht. Fanny, der ihn meist von der Schule abholte und natürlich eine willkommene Zielscheibe bot, machte sich nicht viel daraus, oder vielmehr richtete er seinen Zorn nur gegen die Geschosse selbst. Oft zuckte er auch nur zusammen, wenn ihn eines traf, und sah zerstreut in die Ferne. Plötzlich jagte er dann wieder hinter den Bällen her, als gelte es das Leben. — Wenn Peter allein den Heimweg machte, blinzelte er oft in die Höhe, um auszuspähen, woher denn eigentlich die Flocken kämen, und ob man sie schon von ganz oben herab verfolgen könne. Aber er sah stets nur einen Schwarm Millionen tanzender, grauer Punkte, ohne

einen einzigen festhalten zu können — dann wünschte er so viel Jahre zu leben, als er Flocken sähe, und dann schneiten sie ihm in die Augen, und er sah schließlich gar nichts mehr. Nachmittags machte er seine Schularbeiten im Wohnzimmer, während der Vater in der Ecke Sohlen zuschnitt. Frau Michel nähte und flickte, und Peter lernte auf seinen Wunsch Strümpfe stopfen. Einmal schenkte sie ihm einen Perlmutterknopf, und den trug er nun tagelang im Munde herum und freute sich an seinem Schimmer. Die Tage wurden kürzer und kürzer, und so kam das Weihnachtsfest heran. Schon seit mehreren Tagen war er abends sehr frühzeitig zu Bett geschickt, und ein Zwinkern in den Augen seines Vaters sagte ihm, daß sich da unten herrliche Dinge vorbereiteten. So lief er denn freudig-erwartungsvoll die kleine Stiege zu seiner Kammer hinauf und entkleidete sich beim Sternenscheine. Licht anzuzünden hatte ihm seine Mutter strengstens verboten, seitdem er einmal eine Gardine in Brand gesteckt und als Entschuldigung nur gewußt hatte: „Ich wollte mal sehn, ob das brennte!"

Klappernd vor Kälte schloß er das knirschende Fenster und zog sich mit großer Schnelle und vielen Verrenkungen die Kleidungsstücke aus, schritt mit fast herausfordernder, langsamer Sicherheit bis zum Bettrande und vergab seiner Würde nur am Schlusse etwas, indem er plötzlich einen hastigen Sprung ins Bett tat, voller Angst, das Gespenst könne ihn noch im letzten Augenblick unter dem Bett hervor bei den Beinen erwischen. Dann horchte er unter der Decke, ob sich nichts regte, und allmählich tauchte erst sein Haarschopf, dann sein dickes Gesicht empor, wie ein Mond über dem Horizonte.

Die gemeinsame Tätigkeit und Liebe für ihren Jungen brachte die Gatten einander näher; sie redeten über aller-

hand Dinge; er in schüchtern-zutraulichem Tone, sie etwas gönnerhaft. Herr Michel nannte Tante Olga eine „verschrobene Person". Dieser Ausdruck gefiel seiner Frau ausnehmend gut, und sie lobte ihn darum. Hierüber nun, sowie über ihre Einträchtigkeit überhaupt, freute sich Herr Michel so, daß er leise schluckte. Schließlich hatte er sein Kleisterwerk vollendet — er pappte für Peterchen eine Burg — und sah sie mit zufriedenen Blicken an. Frau Michel fand auch nichts daran auszusetzen und nannte ihn einen geschickten Mann. — Dann kam das Fest, und Peter schmiegte sich an seinen Vater und sah selig-versunken in den Weihnachtsbaum. Dann schlug er sogleich ein Loch in die Trommel. Herr Michel meinte, man könne sie reparieren. „Aber sie ist doch vom Himmel?!" fragte Peter. Worauf seine Mutter erklärte, man würde es trotzdem versuchen. Viel später als sonst ging er müde und glücklich zu Bette. Herr Michel durfte zur Feier des Abends eine Zigarre rauchen, und in Frieden suchte endlich auch das Ehepaar sein Lager auf.

Die Tante lag seit drei Tagen zu Bette. Eines Abends trieb sie das Bedürfnis, sich einmal im Weltall aufgehen zu lassen, aus den Federn. Sie trat ans offene Fenster und schaute verzückt und betend in den funkelnden, kalten Sternenhimmel über sich. Am nächsten Morgen hatte sie eine tüchtige Erkältung und schalt auf die göttliche Bosheit.

Bald nach Weihnachten nahte sich ein anderes Fest, der siebzigste Geburtstag des Großvaters, der auf Silvester fiel. So war dieser Tag ein doppeltes Fest für die Familie und das ganze Dorf. Die Bewohner gratulierten, und die Dorfkinder sagten ein Sprüchlein her, das der Kantor verfaßt hatte. Dann gingen sie der Reihe nach vor und küßten

ihm die Hand. Das neue rote, gewürfelte Seidentuch, mit dem sich der Großvater die Augen wischte, die sorgfältig gekämmten und gescheitelten Haare, der Sonntagsrock und die große schwarze Halsbinde — das alles gab ihm eine besondere, feierlich-fremde Weihe und ließ in Peter alle zärtlichen Gefühle fast zurücktreten vor dem einzigen großen einer unbegrenzten Verehrung. — Auf besonderen Wunsch des Großvaters durfte er an der Abendgesellschaft, die er gab, teilnehmen. Herr Michel bat ihn schüchtern, doch auch seine Schwester einzuladen, da diese sonst ganz allein wäre. Der Großvater sah ihn an. Er dauerte ihn, und er willigte ein. Fräulein Michel war glücklich. Ihr Bruder schärfte ihr ein, sich recht zusammenzunehmen, was sie als etwas Selbstverständliches versprach.

Peter sah mit Hochachtung auf die vielen Gedecke und Gläser. Bald erschien der Pastor, sehr freundlich und etwas pathetisch, der Kantor, der Apotheker und der Schulze. Die beiden letzteren hatten ihre Frauen mitgebracht, die alsbald die Toilette der Frau Michel musterten und ihrerseits gemustert wurden. Man unterhielt sich etwas feierlicher als sonst, und schließlich fragte Frau Michel: „Aber lieber Vater, warum gehen wir denn nicht zu Tische?" — „Olga ist noch nicht da!" entgegnete dieser. — „Olga? Olga Michel?" Sie schoß einen Blick auf ihren Mann, der es feige vermied, sie anzublicken, während die Damen kicherten. Aber Fräulein Michel kam nicht, und endlich setzte man sich ohne sie zu Tische. Der Pastor hielt das Gebet. — „Großpapa," sagte Peter plötzlich, „Großpapa! Tante Olga sagt, es gäbe keinen lieben Gott und das Tischgebet wäre ein Mastgebet. Was ist das, ein Mastgebet?" — Herr Michel versank beinah unter den Tisch, seine Frau trat ihren Sohn

mit dem Fuß, die Damen warfen sich vielsagende Blicke zu, und der Großvater blickte finster drein. — „Aber meine Lieben!" sagte der Pastor endlich, „lassen wir uns durch diesen unliebsamen Zwischenfall nicht stören, sondern genießen wir weiter die gesegneten Speisen!" Peter sah verschüchtert auf seinen Teller. Herr Michel aber war nur noch des einen Gedanken fähig: Hoffentlich kommt sie nun nicht mehr. Bei jedem Geräusch schreckte er auf, ihm schmeckte kein Bissen mehr. Richtig! Es klingelte, und sogleich darauf schwebte die Tante herein, seltsam angetan. Sie bat um Entschuldigung, daß sie so spät erscheine, sie wisse selbst nicht, wie es sich zugetragen, es würde ihr aber schon wieder einfallen. Dann gratulierte sie dem Großvater ganz normal. Als aber der Pastor eine Rede über die Güte Gottes hielt, erinnerte sie sich, daß sie ja Atheistin war, und sagte: „Wenn man Gott als Materie faßt" — aber da fiel Peter plötzlich mit einem Krach unter den Tisch. Alle schrien auf. Und die Tante vergaß ihre erste Rede und hub an zu erzählen, wie sie sich einst in der Klasse auf die Stuhllehne gesetzt hätte, hintenüber gefallen wäre und eine Gehirnerschütterung abbekommen habe, damals, als sie noch Lehrerin war. — „Meine Herrschaften!" sagte der Großvater plötzlich, „es ist elf vorbei; ich denke wir beginnen mit dem Punsch!" — Peter durchschauerte es bei diesem dunklen Worte. Die Gesellschaft begab sich ins Wohnzimmer, wo ein freundliches Kaminfeuer brannte. Fräulein Michel hatte sich in den Lehnstuhl niedergelassen, schnellte aber sogleich in die Höhe und überließ ihn voller Ehrfurcht dem Großvater. Man sprach über das verflossene Jahr, über Leid und Freud', die es gebracht, und Fräulein Michel begann plötzlich bitterlich zu weinen. Frau Michel, die sich gerade vom Apotheker den Hof machen ließ, sah

unzufrieden zu ihr hinüber. Sie aber lächelte gleich wieder und versicherte, es sei nichts von Bedeutung. Plötzlich verlangte sie, Peter auf den Schoß zu nehmen. Dieser drückte sich noch tiefer in die Arme seines Vaters, auf dessen Knien er saß. Der gab ihm einen leichten Anstoß und sagte: „So geh nur!" — So saß er auf der Tante hagerem, hartem Schoße. Sie hielt ihn so, daß er sie immer ansehen mußte, und ihre Augen tauchten zärtlich in die seinen. Dabei schnurrte sie wie eine Katze.

Endlich nahte der große Moment. Die alte Kirchenuhr schlug langsam und nachdrücklich die zwölfte Stunde. Die Fenster wurden geöffnet, und während die kalte Luft hereindrang, erwartete man unter lautloser Spannung den letzten Schlag. Dann drückte man sich die Hände, küßte sich und wünschte sich ein gutes neues Jahr. Peter mußte herumgehen und „Prosit Neujahr!" sagen, was er widerwillig und mit einer gewissen Nachsicht tat, indem er nicht verstand, was es bedeutete. — „Was ist denn das da draußen für ein Gemurmel?" fragte der Schulze plötzlich. Alle eilten ans Fenster, während der Kantor schnell das Zimmer verließ. Da zeigte sich ihnen ein buntes, strahlendes Bild. Auf dem glitzernden Schnee standen etwa dreißig kleine Gestalten, eine jede mit einem farbigen, sanft leuchtenden Lampion, während der klare Vollmond und alle Sterne das Ganze mit einem träumerischen Glanze überschimmerte. Ein leichter Windhauch trieb einen feinen weißen Sprühregen von den Dächern, der leise niederrieselte. Als der Großvater am Fenster erschien, erscholl ein lautes Hurra, und dann stimmten sie erst langsam, aber bald energischer, einen Choral an, und unter lautem „Prosit Neujahr!"-Rufen sprangen sie endlich auseinander. Der Großvater dankte dem Kantor gerührt für diese Ovation.

Er hatte seine armschwenkende, schwarze Gestalt wohl bemerkt drunten auf dem weißen Schnee. Jetzt dankte man dem Großvater für den schönen Abend und verabschiedete sich. Fräulein Michel nannte ihn einen „heiligen Mann". Peter aber träumte diese Nacht von Weinflaschen, Punschgläsern und farbigen Laternen.

Zweites Kapitel

Einmal trat der Großvater ins Zimmer und fand Peter, wie schon oft, mit seinen Hellern beschäftigt. Er zählte sie zusammen, indem er in einer langen Reihe alle Jahreszahlen untereinander schrieb, dann subtrahierte er von der ganzen enormen Summe jede einzelne wieder, und war jedesmal erstaunt, wenn am Ende Null übrig blieb. Sein Großvater fragte ihn, ob er nicht Lust habe, Rechenlehrer zu werden, und Peter nickte ohne Überlegung und sah die Kinder schon im Geiste. „Aber ich bin ja viel zu klein!" meinte er. „Ja, bis dahin mußt du noch viel lernen," erwiderte der Großvater. „Ich habe auch nicht angefangen zu lehren, wie ich so klein war wie du! Ich habe auch erst viel lernen müssen!" — Darüber hatte Peter noch niemals nachgedacht, daß Menschen nicht gleich vollkommen als das, was sie später sind, auf die Welt kommen. Jetzt eröffnete sich ihm eine neue Perspektive. Allein ihm wurde etwas beklommen zumute, wenn er bedachte, daß die Welt auch von ihm einst sein Stück Arbeit verlangen würde. Aber der Gedanke, daß ihn der Großvater gleichsam sein Erbe antreten lassen wollte, erfüllte ihn mit Stolz. — Dieser hatte schon seit langem mit den Eltern über Peters Zukunft geredet. Herr Michel hatte stets die dunkle Idee gehabt, daß Peter einst sein Schusterhandwerk über-

nehmen würde. Er war freudig überrascht, als jemand etwas Besseres wußte. Frau Michel aber ging der Sache tiefer auf den Grund. Als sie hörte, der Großvater meine, Peter solle später einmal die Lehrerstelle des Ortes übernehmen, erklärte sie sich gegen den Plan. Sie habe es ihren Eltern nie verziehen, daß sie ihr nicht eine bessere Bildung gegeben hätten, als sie selbst genossen, und ihr Sohn solle ihr nicht einst ähnliches vorwerfen; er solle eine „städtische" Bildung bekommen. Dem Großvater war dies eigentlich auch mehr zu Sinn, und da die Kosten teuer sein würden, erklärte er sich bereit, sie mit der Familie zu teilen. — „Vorerst muß er eine Realschule besuchen!" erläuterte er. „Alles andere wird sich später finden." Man sprach den Plan noch hin und her, und eines Tages wurde Peter geholt und über sein Schicksal aufgeklärt. „Unterrichtet da auch der Großvater?" fragte er sogleich. Nun wurde ihm auseinandergesetzt, daß er hier nicht mehr bleiben könne, sondern in eine fremde Stadt käme, jedoch bei einem guten Manne wohnen würde. — Er sagte gar nichts und schluckte nur. — „In den Ferien kommst du natürlich einmal nach Hause!" tröstete der Großvater. „Und Briefe schreibst du auch, wenn du willst. Du sollst einmal sehen, wie lustig es wird!" — Es schien ihm vorläufig zwar noch gar nicht lustig, aber die Zuversichtlichkeit, mit der der Großvater sprach, flößte ihm etwas Mut und Zutrauen ein. Er fragte: „Wann muß ich reisen?" und sah ihm fest und resigniert in die Augen. — „Ich werde einem Freunde von mir schreiben, bei dem wirst du dann wohnen!"

Und so geschah es. Eines Tages wurden ihm ein paar neue Hosen gekauft — er begriff anfangs nicht, wozu. Aber dann wurde es ihm klar. Zum erstenmal sah er sich der Notwendigkeit gegenüber. Am nächsten Morgen erschien die

Tante in aller Frühe, überreichte ihm ein seltsames Ding von einem Hütchen, das sie für ihn entworfen und genäht hatte, gab ihm tausend Küsse, warnte ihn vor den Verführungen der Großstadt und eilte trostlos wieder nach Hause. Nun setzten sich die Eltern, der Großvater und Peter in einen Mietwagen und fuhren nach dem nächsten Dorfe, welches Postverbindung hatte. Die Wagenfahrt dünkte ihm das Traurigste, was er je erlebt hatte. Alle saßen schweigsam, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, die auch die Gedanken des anderen waren. Dann hielt der Wagen; Peter wurde in die Postkutsche gepackt, und seine Mutter schärfte ihm noch ein, stets ihrer guten Lehren eingedenk zu sein. Er hörte wie im Traume zu. Aber als ihn sein Vater in die Arme nahm, da brach sein zurückgehaltenes Gefühl sich Bahn, und er weinte unaufhaltsam. Und auch Herrn Michel war, als habe er nun alles in der Welt verloren. Er hielt ihn fest und starrte mit jammernswerten Augen in die Leere. Aber die Zeit drängte. Der Wagen setzte sich in Bewegung. Fanny, der dem ganzen Vorgang ratlos und angstvoll zugesehen hatte, zog straff und leidenschaftlich an der Leine und ließ ein anhaltendes Winseln vernehmen. — „Der gute Junge!" sagte der Großvater, als sie sich zum Heimweg wandten. „Wie es ihm wohl in der Fremde ergehen mag!"

Nach langer Fahrt kam Peter in dem Städtchen an, wo er von nun ab wohnen und sich weiter bilden sollte. Die Kutsche setzte ihn vor einem großen, dreistöckigen grauen Hause ab, das ihm ein Riesenbau dünkte. Aber schon trat ihm eine Frau entgegen, die ihn im ersten Augenblick an seine eigene Mutter erinnerte. Er sah sie scheu von unten an. — „Nun, nun!" sagte sie gutmütig, „du brauchst dich

vor mir nicht zu fürchten, kleiner Peter! Komm nur mit herauf, wir haben mit dem Mittagessen auf dich gewartet." Dann gingen sie zusammen die Treppen hinauf, bis zum dritten Stock. Da seufzte die Frau Kantor vergnügt und sagte: „Gott sei Dank, daß wir oben sind. Das ist jedesmal eine kleine Arbeit!" Sie ließ Peter zuerst in den Vorplatz treten. Eine gegenüberliegende Tür wurde ein wenig geöffnet, und ein kleines Mädchen, ein paar Jahre jünger als Peter, schaute ernsthaft und neugierig durch den Spalt. Die schwarzen Haare hingen ihr fast in die Augen.

„So! nun ruh dich erst etwas aus von der Reise!" Die Frau Kantor setzte ihn auf das Sofa, von dem er sich sogleich wieder herunterarbeitete, um sich lautlos und stumm wie ein Fisch auf einen Rohrstuhl zu setzen. — „Du bist mal ein kleiner wohlerzogener Junge! Aber setz dich nur wieder auf das Sofa! Du bist doch gewiß müde von der Reise, nicht wahr?" — Er schüttelte den Kopf. „Aber du bist doch lange unterwegs gewesen?" — Er nickte. „Nun dann wollen wir dir gleich etwas zu essen geben!!" — Damit ging sie zur Tür hinaus, und Peter war allein.

Da saß er nun mäuschenstill und wagte nicht, sich zu rühren. Plötzlich öffnete sich eine andere Tür, und ein großer, breiter Mann mit mächtigem schwarzem Vollbart trat herein. — „Na, da ist ja der kleine Herr Michel endlich angekommen!" — Er streckte Peter seine große Hand entgegen. „Nun laß dich mal anschaun! Nein, das ist ja wunderbar! Sieh nur, Annette," wandte er sich an seine Frau, die soeben mit der dampfenden Suppenschüssel eintrat, „sieht er nicht ganz genau aus wie sein Großvater? Ja so, den kennst du nicht — nein, aber es ist wirklich auffallend!" Er holte ein mächtiges Schnupftuch aus der Tasche und

schnaubte sich posaunenartig die Nase. — „Meine Frau kennst du ja wohl schon," fuhr er fort, mit der einen Hand auf sie deutend, mit der andern sich die Stirne wischend. „Aber wo bleibt denn die Liesel?" Er sah sich energisch nach allen Seiten um. — „Empfehlungen von meiner Mutter!" sagte Peterchen plötzlich. „Wie?" fragte der Kantor, „wie? Ich habe dich nicht verstanden!" Peter wiederholte es und wurde rot dabei. „Ja so, ach so, danke schön! Nein, auch das Organ hat er von seinem Großvater. Es ist wirklich auffallend. Aber wo steckt denn die Liesel?" Er ging gewichtig auf die Tür zu, steckte den Kopf hindurch und rief mit etwas unterdrückter Stimme: „Na, so komm doch!" Dabei griff er zur Tür hinaus und zog einen kleinen nackten Kinderarm herein, der seinerseits den übrigen Körper nach sich zog: ein kleines Mädchen im rosa Kleid, mit aufgeweckten, sehr schwarzen Augen und dunklem Haar, das ihr in langen Strähnen etwas wirr um den Kopf hing. „Hier ist Peter Michel, und dies ist meine Tochter Liesel! So. Nun gebt euch einmal die Hand." Peter sah zu Boden, während ihn das kleine Mädchen scheu, aber neugierig von der Seite anblickte. — „Nun kommt zu Tische, sonst wird die Suppe kalt!" rief die Mutter. Peter glaubte sich von allen Seiten beobachtet und aß fast gar nichts. „Nur nicht genieren! Das gibt es bei uns nicht!" rief der Kantor. „Weißt du wohl, daß ich, wie ich klein war, bei deinem Großvater in die Schule ging?" Peter sah ihn überrascht an. Er wurde ihm menschlich näher gerückt. — „Jawohl! Und habe manche Hiebe von ihm bekommen!" — Er lachte, daß es schallte. — „Aber er ist ein prächtiger Mann, und wenn du mal so wirst wie er, dann können deine Eltern wohl zufrieden sein!" Peter sah stolz-beschämt zu Boden. Nach dem Essen sagte die Frau Kantor: „So, ihr beiden!

Nun kennt ihr euch ja und könnt mal in den Hof hinuntergehen und miteinander spielen!"

Das kleine Mädchen nahm ihre Puppe unter den Arm und ging zur Tür hinaus, ohne Peter anzusehen. Er folgte wortlos. Beide stiegen schweigend die Treppe hinunter; er bemühte sich, möglichst leise aufzutreten, während sie leicht und graziös hinuntertrippelte. Sie setzte sich sofort in ein Kellerfenster und begann ihre Puppe auszukleiden. Peter stand verlegen daneben und gab sich Mühe, beschäftigt auszusehen. Sie warf ihm zuweilen einen Blick zu, sah aber sofort zur Seite, wenn er sie ebenfalls ansah. Da fiel der eine Schuh der Puppe zu Boden. Peter hob ihn sogleich auf. Beide lachten sich etwas unschlüssig an. — „Wie findest du sie?" fragte Liesel endlich. — „Wundervoll!" versicherte er aufrichtig. — „Echte Haare!" — „Wie heißt sie denn?" — „Fanny!" — Peter sah sie etwas fassungslos an. — „Was du für ein Gesicht machst! Ist das ein so wunderbarer Name?" Er gestand nun zögernd, daß er daheim einen Hund habe, welcher ebenfalls Fanny heiße. — „Pfui! Wie kann man einen Hund so nennen!" Peter sagte gar nichts. Ihm fiel plötzlich auf die Seele, daß er Fanny ja gar nicht Lebewohl gesagt habe, und daß dieser sich nun um ihn gräme.

„Komm!" sagte Liesel, „wir wollen Strick springen." Sie band ein Ende an den Türgriff und schob das andere Ende Peter in die Hand. Er wußte durchaus nicht, was er nun tun mußte. „So dreh doch!" rief sie. — „Wie denn?" Sie zeigte es; er begriff sofort. Aber er machte es ungeschickt; ihre Beine fingen sich fortwährend in der Schnur. — „Ach du kannst es nicht!" rief sie endlich. „Warte, ich will mal allein springen!" Sie band das eine Ende los, nahm Peter das andere aus der Hand, faßte beide kräftig

mit ihren Fingern und setzte die Schnur selbst in Bewegung; sie sprang erst langsam, dann schneller und immer schneller. Ihre schwarzen Haare flogen im Winde, der Strick kreiste schnurrend durch die Luft, sie schien den Boden kaum zu berühren; er war wie elastisch unter ihren Füßen. Peter sah ihr staunend zu. Sie schien unermüdlich.

Plötzlich hörte sie mit einem Ruck auf und rief: „Ach, ich kann nicht mehr!" Sie war feuerrot geworden, warf ihre Haare zurück, machte matte Augen und atmete schnell: „Nun mußt du aber auch mal springen!" Peter erklärte, er habe es noch nie versucht und wüßte auch bestimmt, daß er es nicht könnte. — „Ach was, probier nur mal!" Sie band das eine Ende sogleich wieder an den Türgriff. „So komm doch! Ich drehe ganz langsam, dann kannst du es lernen."

Beim ersten Male kam er auch richtig hinüber. Er sprang mit beiden Beinen zugleich in die Höhe. Das zweite- und drittemal ging es ebenso. Beim viertenmal nicht mehr. — „Noch mal!" rief sie, und der arme Peter wurde abermals in Bewegung gesetzt. Er begann zu keuchen, aber er hielt sich tapfer. Dann wurde die Bewegung schneller und schneller, und schließlich beschleunigte sie das Tempo dermaßen, daß er nur noch sinnlos und wie rasend in die Luft sprang. Dabei machten seine eisenbeschlagenen Stiefel einen so heillosen Lärm auf dem Pflaster, daß die Nachbarn aus den Fenstern schauten. Der Strick drehte sich schon lange nicht mehr, aber Peter sprang noch immer, mit krampfhaft zugekniffenen Augen. Endlich merkte er es und hörte auf. Liesel hatte ihn ausgelacht, und er schämte sich vor ihr. Um sich zu beschäftigen, band er den Strick los, wickelte ihn zusammen und reichte ihn ihr. „Du hast ja abgebissene Nägel!" rief sie. Er wurde blutrot. „Oh, ich habe

auch welche! Sieh nur!" Sie hielt ihm alle zehn Finger unters Gesicht und sah ihn funkelnd an. Aber sie hatte sie zierlicher abgebissen als er die seinen. — „Liesel!" rief in diesem Augenblick die Mutter. „Ja?" rief sie zurück und blinzelte in die Höhe. — „Ihr könnt jetzt wieder heraufkommen!" — „Wir wollen einen Wettlauf machen, komm! Eins, zwei, drei!" Wie der Sturmwind war sie davon, Haare, Röcke, Beine flogen. Peter folgte langsam. Er wollte in dem fremden Hause keinen Lärm machen. Sie stand schon lange oben. „Atsch!" rief sie und zeigte ihm alle ihre spitzen, weißen Zähne.

Inzwischen hatten sich die Kantorsleute über Peter ausgesprochen. Beide waren über den ersten Eindruck sehr befriedigt. „Nur etwas schüchtern scheint er noch zu sein," meinte Frau Annette. — „Ich werde ihn heute mal etwas prüfen," sagte ihr Gatte. „Sehr weit scheint er mir noch nicht zu sein. Sein Großvater ist ja ein prächtiger Mann, aber viel Ahnung von dem, was hier auf Realschulen verlangt wird, wird er wohl doch nicht haben!"

„So, Liesel! Nun mach du mal deine Schularbeiten; sonst mußt du wieder nachsitzen, wie gewöhnlich!" Liesel warf Peter einen schnellen, etwas verlegenen Blick zu und lachte. Dann machte sie ein Geräusch mit der Nase. — „So nimm doch dein Taschentuch!" — „Habe keins." — Die Mutter gab ihr ihr eigenes. „Nun, Peter, die Liesel hat dir wohl etwas zu schaffen gemacht? Sie ist ein arger Wildfang! Du scheinst mir aber ein vernünftiger kleiner Mann, du mußt etwas acht auf sie haben, daß sie nicht zu tolle Streiche macht!" — Liesel machte ein etwas schnippisches Gesicht. Jetzt forderte ihn der Kantor auf, mit in sein Arbeitszimmer hinüber zu kommen, er habe etwas mit ihm zu bereden. Peter folgte ihm mit dem dunklen Gefühl,

man würde ihn auch von hier wieder fortschicken, in eine fremde Stadt. Aber so schlimm sollte es nicht kommen. — „Wie weit bist du denn in Geographie?" fragte ihn der Kantor. „Was ist das?" sagte Peter sehr ernsthaft. Der Kantor sah ihn etwas erstaunt an. — „Was weißt du in Geschichte?" — Schweigen. — „Kannst du schreiben?" fragte er plötzlich. Peter nickte und malte alsbald langsam, aber sicher seinen Namenszug, und als er fertig war, überreichte er das Blatt dem Kantor mit einem Abschiedsblick darauf. — Peter Michel — stand da auf dem Papier in deutlichen, deutschen Lettern, mit keulenartigen Strichen und kürbisartigen Ausbuchtungen. Er wurde nun in Religion geprüft, und da zeigte sich, daß er sehr gut beschlagen war. Auch im Rechnen, Deutsch und Naturgeschichte wußte er genug. — „Wenn ich dir nun einen guten Rat geben soll," sagte der Kantor, „so lege dich heute frühzeitig zu Bett, dann kannst du tüchtig ausschlafen und bist morgen frisch beim Examen!" Peter sagte sofort zu Frau Annette, er wolle frühzeitig zu Bette gehen, damit er tüchtig ausschlafen könne, um morgen frisch zu sein beim Examen. „Nun, das ist vernünftig," antwortete sie. Dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in seine Kammer, zeigte ihm alles Nötige und sagte ihm gute Nacht. Peter reckte unwillkürlich den Kopf in die Höhe. — „Ach so! Das hätte ich beinahe vergessen." Sie gab ihm einen herzhaften Kuß. Vor dem Zubettegehen wollte er noch seinen Koffer auspacken. Aber beim Anblick all der bekannten Sachen aus der Heimat wurde ihm traumhaft zumute. Ihm war, als sei er wieder im Reisewagen und höre das eintönige Getrampel der Pferde. Die Anstrengung der letzten Tage, die neuen Erlebnisse und Eindrücke äußerten jetzt ihre Wirkung. Er ließ alles liegen, legte sich zu Bett und verfiel als-

bald in einen festen, traumlosen Schlaf. Am nächsten Morgen wunderte er sich, daß sein Bett so lang war. Dann fielen ihm die fremden Möbel in die Augen, und jetzt wußte er wieder, wo er sich befand. Er lauschte. Unten fuhr ein Wagen über die Straße. Nebenan tickte eine Uhr. Er erhob sich leise und kleidete sich an. Unter seinen Sachen entdeckte er plötzlich ein Bildchen in goldenem Rahmen, das Porträt eines Mohren, wie ihm schien. — Er drehte und wendete es im Licht, und auf einmal erkannte er seinen eigenen Großvater. Er stellte es auf die Kommode und versenkte sich in seinen Anblick. — „Nun sieh einer mal an! Du bist schon fix und fertig, und die Liesel, der Faulpelz, liegt noch im Bette und hat doch nicht eine solch lange Reise hinter sich wie du! Geh nur vorn ins Wohnzimmer, wir kommen gleich zum Kaffee." — Peter nahm den Kuchen mit, den ihm seine Mutter gebacken hatte, und stellte ihn mitten auf den Tisch. Dann besah er ein Bilderbuch, das in der Ecke lag. Allen Damen hatte die Liesel Bärte gemalt. Er sah sie nachdenklich an und dachte: Aber das ist doch nicht recht! Ein furchtbares Fauchen ertönte im Nebenzimmer. Es war der Kantor, welcher sich die Zähne putzte. Er wuchs in Peters Augen an Männlichkeit. — „Gehört der Kuchen dir?" fragte Liesel, die jetzt ins Zimmer trat. — „Ja! Aber ihr sollt auch was davon abhaben!" — Sie eilte sogleich zu ihrer Mutter, der sie flüsternd den Sachverhalt mitteilte. Sie lobte ihn wegen seiner Freigebigkeit, aß aber selbst sehr wenig davon. Auch der Kantor lobte ihn und wütete nach Kräften in dem Kuchen. Peter saß kauend in der Mitte, und er begann Zutrauen zu diesen Menschen zu fassen und etwas freier in die Zukunft zu sehen. Liesel trat ihn unter dem Tisch mit ihren Füßen und war beleidigt, als er diese Tritte nicht er-

widerte. — Die Prüfung fiel für Peter so aus, wie der Kantor es erwartet hatte; er wurde in die unterste Klasse aufgenommen, mit der Bedingung, daß er in einigen Fächern Nachhilfestunden bekäme. Am selben Nachmittag setzte er sich hin und schrieb einen Brief an seine Eltern, in dem er ihnen alles mitteilte.

So ging er nun jeden Morgen zur Realschule. Liesel, die denselben Weg machte, wartete meist ungeduldig auf ihn. Er ordnete seine Bücher jedesmal nach einem sinnreichen Prinzip in seinen Tornister, und war er glücklich fertig, so packte er plötzlich alles wieder aus, weil ein Buch verkehrt stand, oder weil die Hefte nicht alle beieinander lagen, oder weil er fand, der Federkasten stehe da so einsam in der Ecke. Manchmal half ihm Liesel, wenn es ihr gar zu langweilig wurde, aber sie ging dabei so blind zu Werke, daß die Sache noch viel länger dauerte. Auf dem Schulweg trabte er geradeaus, ohne nach rechts und links zu sehen, während sie sich den Weg durch allerlei Kurzweil angenehm zu machen suchte. Bald ging sie mit einem Fuß auf dem Fahrweg, mit dem anderen auf dem Pflaster, und behauptete, sie hinke, bald machte sie den Weg von einer Steinritze zur anderen springend, oder sie begann die Schritte zu zählen, jeden neuen Zehner laut ausrufend. Hier fand sie bei Peter sympathische Regungen. Er zählte mit ihr im Verein alle Einer, während sie die Zehner allein übernahm, und brüllte dann schließlich „Hundert!"

Es wurde ihm nicht leicht, mit den übrigen Schülern fortzukommen. Gegen Abend hatte er stets eine Privatstunde beim Kantor, der ihm auch seine Arbeiten nachsah. Sehr gern vertiefte er sich in die Landkarte. Besonders sagte ihm Afrika zu, weil er es in seiner Form so gemütlich und behäbig fand. Den Kongo liebte er aus demselben

Grunde. Überhaupt hatte er Vorliebe für alles Runde, Ausgebogene, für Kugeln, Kuppeln und Gewölbe. Er kannte nichts Schöneres, als mit dem Zirkel Kreise zu schlagen und freute sich tief und behaglich, wenn der Bleistift so vergnügt und sicher herumschoß, ohne nach links und rechts abzuweichen. Etwas Neues war ihm auch das Turnen, in dem er übrigens so gut wie gar nichts leistete. Wenn er über eine Leine springen sollte, so nahm er gewöhnlich zunächst einen mächtigen Anlauf, dachte aber in der Folge gar nicht mehr an den eigentlichen Zweck desselben, sondern trabte nur eiligst dahin, etwa wie ein alter Herr, welcher fürchtet, den Anschluß zu verpassen und nun in letzter Minute seine Beine tüchtig in Bewegung setzt. An die Taue hängte er sich wie ein Gewichtstück und war absolut nicht in die Höhe zu treiben. Nur hanteln konnte er besser als die andern, und werfen, obgleich er oft das Ziel verfehlte. Aber er hatte Muskelkraft. Deshalb stand er auch bei seinen Mitschülern in einer gewissen Achtung. Wegen seiner unendlichen Gutmütigkeit und Arglosigkeit war er bei allen bekannt. Aber wie es in der Welt geht: anstatt ihn deswegen mehr zu lieben, suchten sie diese Schwäche nach allen Richtungen hin auszubeuten, stets mit demselben vollständigen Erfolge. „Da oben fliegt ein Adler!“ rief einer. Während nun Peter sich die Augen aussah nach dem Tiere, erhielt er plötzlich einen Ruck von hinten unter die Beine und lag auf der Erde. Dann stand er wieder auf, bürstete sich mit der Hand ab und sagte: „Aber das müßt ihr doch nicht tun!“ Darauf sah er aufs neue in den Himmel und sagte schließlich etwas ärgerlich: „Ja, nun ist er weg!“ Furchtbar böse aber konnte er werden, wenn man ihm an seinen Sachen einen ganz ersichtlichen Schabernack spielte. Dann fuhr er auf irgendeinen los, der ihn beson-

ders unverschämt anlachte, prügelte ihn wie rasend durch, hieb und trat um sich und war wie besessen. Bei all den Streichen, die gegen die Lehrer ins Werk gesetzt wurden, tat er nicht mit; doch spielte er nie den Verräter. — Freunde hatte er so gut wie gar nicht; sein einziger Umgang war das Liesel, an das er sich mit brüderlicher Treue angeschlossen hatte. Sie tyrannisierte ihn auf das furchtbarste. Er mußte ihr die Stiefel zuknöpfen, auf dem Schulweg verlangte sie plötzlich, er solle so schnell wie möglich nach einer entfernten Ecke laufen und ebenso schnell wieder umkehren, und wenn er es nicht tat, so hatte sie vor Ärger Tränen in den Augen, worauf er sich dann doch in Bewegung setzte und das Verlangte nachholte. Dann schmollte sie, warum er es nicht gleich getan habe. Ihr Spiel mit dem Zahlenausrufen ließen sie mit der Zeit, als es ihnen kindisch vorkam. Sie machte nun wie eine kleine Dame ihren Weg. Peter mußte ihr oft die Mappe tragen. Einmal wollte sie ihm das Bildchen des Großvaters fortnehmen, weil ihr der kleine Rahmen so gefiel. Peter aber behielt es fest in seiner Hand, sie drehte und krallte an seinen Fingern, ohne sie öffnen zu können. Schließlich warf sie sich mit ihrem ganzen Kopf über seine Faust, daß die schwarzen Haare bis zur Erde hingen, und biß ihn mit ihren weißen, spitzen Zähnen in den Daumen. Aber er ließ nicht los. Da kam die Mutter ins Zimmer, trat auf Peters Seite und schalt ihre Tochter. Liesel lief hinaus, schloß sich in das Schlafzimmer ein und warf sich schluchzend auf ihr Bett, zerbiß ihr Taschentuch und starrte verzweifelt an die Decke. Dann sprach sie mit Peter drei Tage lang kein Wort. Am Abend, als er zu Bette ging, fand er das kleine Bild zertrümmert auf der Kommode. Aber er sagte nichts; das Liesel fühlte sich innerlich beschämt und war deshalb

äußerlich noch viel trotziger. Die Frau Kantor tat, als wüßte sie von nichts, und liebte Peter nur um so mehr, während sie mit Sorgen an ihre ungezogene Tochter dachte.

Peter fühlte sehr wohl, daß ihm diese Frau mehr Zärtlichkeit entgegenbrachte, als seine eigene Mutter, und er empfand es wohltuend, obgleich es ihn im Grunde traurig machte. — An seinen Vater dachte er viel und mit einem dunklen Schmerze. — Am schönsten waren immer die Abendunterhaltungen nach Tisch. Der Kantor arbeitete dann allein in seinem Zimmer, und Peter erzählte manches von zu Hause, von dem schönen Garten, von den Winterabenden, den Sommertagen auf dem Felde, von seinem Großvater und von anderem mehr. Einmal erzählte er auch von Tante Olga, und von da an quälte ihn Liesel jeden Abend, er solle von Tante Olga erzählen. Aber er tat es nicht. Als sie jedoch eines Tages das Hütchen entdeckte, da war der Jubel vollkommen. Sie taufte eine ihrer Puppen „Tante Olga", erdachte sich die wunderbarsten Dinge, die sie sie verüben ließ, und man sah alsbald dem armen zerschundenen, zerschlagenen Wesen an, daß es ganz besondere Schicksale zu bestehen hatte.

So lebten alle friedlich dahin, als eines Tages eine neue Figur in ihren Kreis trat: ein feiner, blonder Junge, etwa zwei Jahre älter als Peter, mit sehr eleganten Manieren. Er war fortan Pensionär beim Kantor. Liesel, die nun schon in das Alter kam, wo die kleinen Mädchen halbe Damen werden, erwiderte seine galante Verbeugung durch einen graziösen kleinen Knix. Für Peter hörte die schöne, gemütliche Zeit allmählich auf. Er mußte sein Zimmer teilen; der fremde Knabe war vornehm und gelangweilt. Peter behandelte er etwas nachsichtig und würde ihn noch mehr über die Achseln angesehen haben,

hätte er den guten Fanny einmal zu Gesichte bekommen. Liesel gefiel der neue Verkehr ausnehmend gut. Er imponierte ihr. Peter ging jetzt gewöhnlich still daneben, wenn sie ihren Schulweg machten und er ihre schwarzen Haare lobte oder von den Rennen der Großstadt erzählte. Sie beachtete dann Peter gar nicht und befleißigte sich einer möglichst korrekten Ausdrucksweise. — „Feines Mädel!" sagte er einmal zu Peter. „Hat Rasse!" — Darauf wußte Peter gar nichts zu antworten. In der Schule war er ziemlich faul, da er außerhalb derselben zumeist seinen Tanzstundendamen nachlief. Liesel wurde allmählich in ihrem Stolze gekränkt. Sie fühlte wohl, daß Peter ein treuerer Kamerad war; so kamen sich die beiden wieder näher, und sie nannte ihn mit besonderer Genugtuung „du". Doch schien das keinen großen Eindruck auf den anderen zu machen.

Die Frau Kantor sagte oft zu ihrem Mann: „Sonderbar, den einen hat man von Anfang an lieb gehabt, und der andere bleibt einem stets ein Fremder!"

So nahte allmählich die Zeit, wo Peter konfirmiert werden sollte. Er wanderte nun mehrmals die Woche zum Unterricht und freute sich auf den Moment, wo er einmal wieder neue Hosen bekommen sollte; denn die gegenwärtigen waren weder lang noch kurz, sondern gingen ihm gerade bis an die Waden.

Den Tag vor seiner Konfirmation kam Frau Michel angereist. Sie hatte sich vorher brieflich angemeldet. Liesel öffnete die Tür: „Mama, eine fremde, dicke Frau!" Aber Frau Michel war bereits hinter ihr eingedrungen, machte einen städtischen Knix und stellte sich vor. Frau Kantor freute sich aufrichtig, Peters Mutter kennen zu lernen, versicherte, daß es ihr leid sei, sie nicht beherbergen zu können,

und man sah ihr an, daß es ihr wirklich leid war. Frau Michel begann sofort über Peter zu reden und verlangte gründlichen Bescheid über seine Aufführung. Sie sei seine Mutter, und eben darum müsse sie völlige Klarheit über ihn haben; sie wäre durchaus nicht blind für die Fehler ihres Sohnes, wie sie ja überhaupt in ihrer Erziehung — hier lächelte sie diskret-zufrieden — stets eine sehr vernünftige Weise befolgt habe. Die Frau Kantor ließ sie ruhig zu Ende reden und teilte ihr darauf mit, daß sie niemals Anlaß gehabt habe, über Peter zu klagen, daß er ein grundguter Junge sei, und daß es bis zum Erwachsensein wohl noch eine gute Weile haben werde. Er entwickele sich langsam; sie fürchte, er würde später einmal nicht leicht durchs Leben kommen. Sie hoffe auf die Zeit der Universität, wo er gezwungen wäre, selbständig zu handeln, wodurch er eine gewisse Festigkeit der Welt gegenüber gewinnen würde. Hier sprang Frau Michel ein: Sie fand die Ansichten sehr verständig und betonte mehrere Male, sie hätte dies alles ebenfalls schon oft gedacht. — Die Tür öffnete sich, und Peter trat herein. Er ging verlegen auf sie zu, küßte sie auf die Backe und fragte, wie es ihr und seinem Vater ginge. Sie klopfte ihn auf die Schultern, musterte ihn und sagte: „Nein, was bist du für ein großer Junge geworden! Und wie gesund du aussiehst! Nun, wie geht es dir denn?" — „Gut!" versicherte er ernsthaft. Dann ging er auf die Frau Kantor zu, gab ihr die Hand, setzte sich neben sie und sah wieder schüchtern auf seine Mutter. Unklare Empfindungen durchzogen ihn. Er fühlte sich zu ihr gehörig — und doch war es ihm wieder, als ob sie ihm im Grunde fremd wäre. Dabei fühlte er ein Unbehagen, als ob er Rechenschaft über irgend etwas abzulegen hätte. Frau Michel machte eine zurückgesetzte Miene:

sie ärgerte sich über ihn und über die Frau Kantor, welche ihm mütterlich über die Haare strich und sagte: „Jawohl, er ist groß geworden. Weißt du wohl noch, Peter, wie du damals mit dem Wagen ankamst und Angst vor mir hattest?" Peter nickte. Frau Michel aber saß mißvergnügt in ihrem Sessel: „Nun, hast du jetzt etwa Angst vor mir? Weshalb setzt du dich so weit weg von mir?" Peter erhob sich sofort und setzte sich neben sie. — „Dein Vater läßt dich grüßen. Wenn du mit der Schule fertig wärest, dürftest du auf einige Zeit nach Hause kommen! Du möchtest nicht böse sein, daß er jetzt nicht mitgekommen sei, aber er wäre des Reisens ungewohnt und scheue sich, unter Leute zu kommen. — Sie müssen nämlich wissen," wandte sie sich an die Kantorsfrau, „mein Mann ist etwas weltscheu; er ist wenig herausgekommen; es ist ja auch ganz natürlich! Dein Großvater ist krank, liegt im Bett und ist sehr schlechter Laune. Mein Gott, er ist ja nun schon in den Siebzigern. Tante Olga habe ich natürlich nicht mitgenommen. Du weißt ja, sie war stets absonderlich; ihr Gebaren ist in letzter Zeit noch seltsamer geworden. Aber es wird Zeit, daß ich mich empfehle! "— Man bat sie für das Abendessen, und sie nahm die Einladung etwas überschwenglich an. Mit dem Kantor tauschte sie Erinnerungen aus ihrer Jugend aus; Peter hörte andächtig zu und bekam manches zu hören, was ihm neu war. So hörte er, wie seine Mutter den Großvater einen eigensinnigen Mann nannte, mit dem es schwer sei, auszukommen; was auf ihn einen großen und fremden Eindruck machte. Für Liesel schien Frau Michel keine besondere Vorliebe zu haben, wie auch das Liesel nicht für sie. Der fremde Knabe hatte sich sogleich für den Abend entschuldigen lassen. Frau Michel war ihm zu vulgär. Diese bedauerte lebhaft seine Abwesenheit und

äußerte den Wunsch, auch dessen Vater kennen zu lernen. Peter hielt sie ihn als Muster eines guten Benehmens vor, an dem er lernen könne. Die Kantorsfrau hatte Frau Michel bald durchschaut und richtete ihr Benehmen danach ein: Sie gab ihrer angeborenen Liebenswürdigkeit noch einen besonderen Stoß, und Frau Michel, geschmeichelt durch ihre Zuvorkommenheit, vergaß ihre frühere Eifersucht und hatte wohlwollende Blicke für sie. Der Kantor öffnete eine der Flaschen, die für den folgenden Tag bestimmt waren, man trank auf das Wohl des Großvaters und dann auf das Wohl der Frau Michel, die ihnen die Ehre ihres Besuches angetan hatte. — Ihr Urteil über diese Leute stand jetzt fest, und sie überlegte schon in Gedanken, mit welchen Worten sie es ihrem Vater gegenüber aussprechen wolle, und wie sie nebenbei noch ihrem Manne eine Lektion erteilen könne. Peter brachte sie darauf zu ihrem Gasthofe. Auf dem Wege teilte sie ihm ihre Eindrücke in gewählter Sprache mit. Peter, der noch nie im Leben auf den Gedanken gekommen war, sich Rechenschaft über seine Eindrücke zu geben, hörte andachtsvoll zu, und es war ihm, als rede sie über ganz fremde Menschen.

Am nächsten Morgen wachte er sehr früh auf. Heute werde ich konfirmiert! dachte er. — Er würde nun ein Organ der christlichen Gesellschaft werden, hatte der Pastor gesagt. Ihn befiel eine Beklommenheit, wenn er an die Zukunft dachte, die erwartete, einen Mann in ihm zu sehen. — Was sollte er für ein Gesicht machen, wenn er nun da oben stand und aller Augen auf ihn gerichtet waren? Würde der fremde Pensionär nicht verächtlich zu ihm herübersehen? Er blickte unruhig nach dessen Bett hinüber. Sein weißer, schöner Hals schien wie abgeschnitten, durch

die gestickte rote Kante seines feinen Hemdes. Vor seinem Bette standen ein paar Schuhe aus zartem, grünen Leder. Seine eigene Bedürftigkeit und Niedrigkeit traten ihm recht vor Augen.

Plötzlich fiel es ihm auf die Seele, ob es auch keine Sünde sei, daß er sich konfirmieren ließ. Denn er vermißte undeutlich in sich die nötige Weihe und Würde. Er glaubte ja alles, was der Pastor gesagt hatte; an den Worten Erwachsener, wenn sie ernsthaft gesprochen wurden, zweifelte er überhaupt nie — und wieviel weniger, wenn sie, wie hier, mit der feierlichsten Unumstößlichkeit vorgetragen wurden! Und doch war es eigentlich mehr eine fremde Macht, der er sich beugte, weil sie es so verlangte, als eine Gnade, die er selbst gesucht hätte. — Er zog die Bettdecke über seinen Kopf und wünschte sich weit, weit fort, nach Hause, zu seinem Vater. — —

„Peter! Du fauler Junge! Willst du mal aufstehn?!" — „Es geht wohl schon an?" rief er erschreckt. „Nein, aber wir sind schon mit dem Kaffee fertig." Peter zog sich in aller Eile an. Dabei ging er sehr vorsichtig mit dem neuen langen Rocke um. Er setzte zur Probe den neuen Hut auf und besah sich nachdenklich im Spiegel. Da blickte ihn ein anderer Peter Michel an, ernsthaft wie ein Mann, in einem bürgerlichen Rocke. Da fiel ihm des Pastors Wort von dem christlichen Organe wieder ein. Er musterte sein Gegenüber und kam sich selbst so fremd und feierlich vor, daß ihm unter seinen eigenen Blicken unbehaglich ward.

„Junge, sag mal deine geistlichen Sprüche und Regeln her!" sagte der Kantor, als Peter sich an den Kaffeetisch setzte. Peter wollte gerade den Mund auftun, um herzusagen, als Frau Annette auf ihn zutrat: „Das wollen wir jetzt lieber lassen! Ich denke, Peter trinkt seinen Kaffee,

und dann soll er seine Mutter besuchen. Das gehört sich so für einen Jungen an seinem Konfirmationstage. Nicht wahr, Peter?" Er nickte, obgleich er viel lieber daheim geblieben wäre. Dann band er mit großer Sorgfalt eine riesige Serviette um, damit auch ja kein Tropfen auf den neuen Rock falle. Aber es sollte anders kommen: Dem Kantor ging nämlich die Zigarre aus, und er langte nach den Streichhölzern, die in Peters Nähe standen. Dieser fuhr dienstfertig mit der Hand nach ihnen und riß mit dem Ärmel seine Tasse um, in der, wie gewöhnlich, der Löffel steckte. Er machte zwar einen schnellen Ruck nach rechts, aber die Flut ereilte doch gerade noch sein linkes Knie. Nun stand er da, und er meinte, die Welt müsse untergehen. Der Kantor lachte aus vollem Halse, aber seine Frau holte ein Becken mit Wasser und einen Schwamm und begann die Hose sorgfältig zu reinigen. Sie tröstete ihn und sagte, so etwas könne vorkommen. Dann trocknete sie die Stelle mit dem Handtuch nach und meinte prüfend: „Nun soll mir aber einer mal sagen, daß da ein Fleck gesessen hat."

Frau Michel sagte es sofort.

Peter fand sie beschäftigt, sich eine neue Krause in ihr bestes Kleid zu nähen. — „Was hast du denn da auf dem neuen Anzug?!" Peter beichtete alles heraus. Sie war aufs höchste empört über die leichtsinnige Unachtsamkeit ihres Sohnes, warf ihm vor, er wüste nur so drauflos mit seinen Anzügen, und sie wisse nicht, wo das noch einmal mit ihm hinaus solle. Dann untersuchte sie sein Gesicht und seine Ohren. — Da war nichts auszusetzen. „Zeig mal deine Hände!" Peter reichte ihr die inneren Flächen hin. — „Nun die andere Seite!" Er drehte sie um und hielt die Finger gekrümmt. — „Ausstrecken!" — Er tat es ängstlich. — — — Pause. — „Was ist denn das?" fragte Frau Michel end-

lich, wirklich starr. Peter versicherte, daß er schon seit drei Wochen die Nägel nicht mehr abgebissen habe, aber daß sie gar nicht wachsen wollten. Frau Michel hörte kaum, was er sagte. Sie ging im Zimmer auf und ab und rief, sie hätte nicht geglaubt, daß ihr Sohn so viel Unehre über sie bringen würde. Dann ließ sie heißes Wasser bringen und bearbeitete seine Finger auf das fürchterlichste. Schließlich hielt sie erschöpft inne und sagte: „So, nun trockne dich ab, aber bitte vorsichtig, daß du nicht auch noch den Handtuchhalter mit herunter reißt!" Dann wollte sie wieder den Fleck auf seinem Knie besehen, konnte ihn aber nicht mehr finden. „Nun, das ist dein Verdienst auch nicht!" sagte sie ärgerlich. „Jetzt komm, wir müssen fort. Kannst du denn wenigstens deine Sprüche und Regeln, daß du mir nicht auch noch darin Schande machst?" Peter bejahte. Sie verlangte einiges aus dem Katechismus, und da er ohne Stocken hersagte, glaubte sie, daß alles in Ordnung sei.

Draußen läuteten die Glocken. „Wieviel Zeit haben wir nun mit diesen Dingen versäumt," sagte sie, „und wie einträchtig hätten wir hier sitzen können!" Peters gänzliche Zerknirschtheit rührte sie etwas, und sie hatte das Gefühl, daß sie ihre Heftigkeit wieder ein wenig gutmachen müsse. „Da! Hier!" — Sie gab ihm ein paar Bonbons aus einer Tüte, die sie in der Stadt gekauft hatte, denn sie aß gern Süßigkeiten, ohne es jedoch wahr haben zu wollen. Nun machten sich beide auf den Weg. Zwei ältliche Damen blieben stehen und sagten: „Ach nein, was für ein freundlicher Junge!" Dabei sahen sie sich innig an. „Und die Frau dabei ist gewiß seine Mutter!" fuhr die eine fort. — „Und noch so jung!" sagte die andere. Frau Michels schlechte Laune war im Nu verflogen. Sie bezog die letzten Worte ohne Besinnen auf sich und war stolz über das Lob

ihres Jungen. Doch würdigte sie die Damen keines Blickes. Dann schritten sie durch das Kirchtor, das mit zwei mächtigen Tannenbäumen geschmückt war. Der Kantor präludierte auf der Orgel, und bald erscholl der einleitende Choral. Dann folgte die Rede des Pastors; für Peter bot sie nichts Neues, Unverständliches. Er hatte das alles schon so und so oft gehört; aber je mehr er sich dann dem heiligen Tische näherte, um so beklommener wurde ihm. Er sah auf, und seine Augen begegneten denen der Frau Kantor, welche stolz und liebevoll auf ihm ruhten. Wie im Traum bewegte er sich vorwärts, und als er nun das Abendmahl wirklich nahm, da schwindelte ihn leise. Er vergaß, was er doch so genau wußte: daß er zu warten habe, und wollte weiter gehen. Aber der Pastor hielt ihn unmerklich am Rocke fest und sprach den Segen über ihm. Darauf ging er zu seinem Stuhle zurück mit dem Gefühl, etwas Wirkliches genossen zu haben. Für ihn war die Konfirmation zu Ende; denn was nun folgte, bezog sich auf die übrigen oder war allgemeiner Teil. Der Knabenchor sang seinen Choral, und die Feier fand ihren Abschluß. Unter den Klängen einer freien Orgelfantasie des Kantors verließ die Gemeinde langsam die Kirche.

Peter hatte sich sogleich zu seiner Mutter gesellt, die neben der Frau Kantor auf ihn wartete. Beide Frauen küßten ihn. — „Mein Mann wird gleich herunterkommen; wir wollen hier so lange bleiben," sagte Frau Annette. Frau Michel wünschte, inzwischen mehreren Herrschaften vorgestellt zu werden: einem Rentamtskasseninspektor mit seiner Frau, und einer älteren Dame; alle drei Verwandte vom Kantor, die für den Mittag zu Tisch geladen waren, da sie es sehr übel genommen hätten, wenn die gekauften Leckerbissen ohne sie vertilgt wären. Frau Michel machte

einen wunderbar zeremoniellen Knicks, über den das Liesel beschaulich-selbstvergessen lachte. Inzwischen hatte sich die Kirche gänzlich geleert, und der alte Diener ging klappernd mit den Schlüsseln herum.

Da nahte durch einen der Säulengänge geschwinden Schrittes eine weibliche Figur im rosa Kleide, mit winkenden weißen Federn auf dem Hut und einem roten Schirm, den sie wie einen Feldherrnstab in der Mitte gefaßt hielt. Hinter ihr her schoß ein gelber, dicker Hund von der Gestalt eines Dackels. Sie stürzte auf die erstaunte Gruppe zu, breitete die Arme aus, als sie Peter erblickte, riß ihn an sich und rief in erschöpfter Ekstase: „Also doch noch! Also doch noch! O mein Gott — diese Gnade!"

Peter wußte nicht, wie ihm geschah. Aber da sprang der Hund an ihm empor, vor Freude heulend, und nun vergaß er alles andere; mit dem lauten Ausruf: „Fanny!" fiel er ihm in die Arme. — Die Tante war inzwischen erschöpft auf einen Kirchenstuhl gesunken und schloß die Augen. Dies alles war so plötzlich und überraschend gekommen, daß niemand die Zeit gefunden hatte, ein Wort zu sprechen. Frau Michel löste sich endlich aus ihrer Erstarrung, und ohne ein Wort stürmte sie hinaus. Durch das Gebell des Hundes aufmerksam gemacht, hatte sich inzwischen der Kirchendiener herbeibewegt; er kam gerade noch zur rechten Zeit, Fanny durch einen Fußtritt von der Altarecke zu entfernen. Aber Fanny verstand keinen Spaß. Er bellte kurz und scharf und näherte sich ernsthaft der Ecke aufs neue. — Die Tante war jetzt wieder zu sich gekommen und warf teilnahmvolle Blicke umher. — Endlich nahte auch der Kantor von der Orgel her, besah sich die Szene und wunderte sich. Jetzt ergriff seine Frau das Wort und regelte die Sache, so gut es ging:

Fräulein Michel habe sich wohl bei der Konfirmation verspätet, sagte sie, und sei erst jetzt zum Schluß gekommen; das sei traurig, man sähe, wie es Fräulein Michel angegriffen habe; ein gutes Mittagessen würde sie erfrischen, und sie lüde sie freundlichst ein, mit ihnen zu kommen. — Die Verwandten waren etwas entrüstet über die letzten Worte; erstens würde ihre Portion dadurch geringer werden, und dann — na überhaupt! — Frau Michel zu gewinnen, gelang der Frau Kantor nur durch Aufgebot aller ihrer Liebenswürdigkeit: Sollte Fräulein Michel wirklich die Familie kompromittieren, so sei sie doch die beste Persönlichkeit, dies nach der anderen Seite hin reichlich wieder auszugleichen! — Der Pensionär verspätete sich beim Essen und sah unverhohlen erstaunt aus, als er Tante Olga zu Gesicht bekam. Er fand sofort, daß sie Ähnlichkeit mit Peter hatte, wenn dieser in Zorn geriet. Man trank auf Peters Gesundheit, was er mit einem lauten: „Danke!" beantwortete. Dann schlug der Kantor an sein Glas und hielt eine kleine Rede, in der er die Damen hochleben ließ. Er verglich die Tafelrunde mit einem Kranz, die Männer mit den Blättern, die Damen mit den Blüten — worunter eine Rose, welche manchmal sticht! — hier sah er launig zu seiner Frau hinüber; — auch ein kleines Gänseblümchen hat sich mit eingeschlichen! — dies ging auf seine Tochter Liesel, und dann trank er ein Hoch auf sie alle, die dem Leben Poesie und Duft verleihen! Frau Michel war entzückt von diesem Manne. In ihm sah sie nun das Ideal eines solchen, wie sie es früher in ihrem Gatten gewähnt und nicht gefunden hatte. Wie saß er da! Diese breiten Schultern! Der mächtige Bart! Und dies schallende frohe Lachen! Auch Fräulein Michel war von ihm ergriffen. Mit offenem Munde und verzückten Augen hing sie an

seinem Blicke. Frau Michel bemerkte, wie man darüber lachte, und sie versetzte ihr unter dem Tische einen Fußtritt, daß sie mit einem hellen Schrei in die Höhe fuhr: Sie hätte einen Ruck im Beine gespürt, das bedeute Unglück. O Gott, und so fest! — „Wie sind Sie eigentlich so spät in die Kirche gekommen?" fragte der Kantor, welcher die Sachlage immer noch nicht begriffen hatte. Tante Olga zog die Augenbrauen hoch, spitzte den Mund und sah starrvergnügt und regungslos zu ihm hinüber. — „Meine Schwägerin wollte mich nicht mitnehmen!" sagte sie endlich. „Aber da" — sie legte den Zeigefinger an die Nase und schielte vorsichtig zu Frau Michel — „da habe ich den alten Herrn bestohlen! Übrigens Peter, gib mir einmal meinen Beutel her, dort hängt er an der Türklinke!" Er lag hinter ihr auf einem Tische, und Peter holte ihn. Sie wühlte sehr lange darin und überreichte ihm endlich das abgegriffene atheistische Büchlein. Auf der ersten Seite stand: dies goldene Buch dem goldenen Peter von seiner goldenen Olga. Frau Michel riß es ihr heftig aus der Hand und stopfte es in den Sack zurück. Die Tante zog es erstaunt wieder heraus und streichelte das also mißhandelte. „Was ist denn das für ein Buch?" fragte die Frau Kantor neugierig. „Mein liebes atheistisches Büchlein!" sagte die Tante gereizt und streichelte es aufs neue. Sie wollte sogleich daraus vorlesen. Aber Frau Michel riß es ihr abermals aus der Hand. — „Oh, ich kann es auch auswendig: ‚Vorrede des Verfassers. Die größte Lüge, die je der eitle Priestertrug erfand'" — aber Frau Michel schrie sie dermaßen an, daß sie verwundert dreinschaute und sogleich innehielt. Liesel war inzwischen aus einer Verzückung in die andere geraten. Sie schlug mit den Händen auf den Tisch, neigte den Körper von rechts nach links und fiel mit dem

Kopf gegen die Brust des neben ihr sitzenden Pensionärs, der nicht unangenehm davon berührt war. Er faßte sie mit beiden Händen sanft um die Taille und setzte sie wieder gerade. Die alte Dame, welche fast noch kein Wort geredet, sondern mit mächtigem Kiefer kolossale Stücke vertilgt hatte, warf Fräulein Michel entrüstete Blicke zu und murmelte etwas in ihre Bartstoppeln. Das Rentamtkassen-inspektorehepaar aber schaute eitel verdutzt drein. Plötzlich fuhr Liesel von ihrem Stuhle auf. Ihr war die Idee gekommen, Tante Olga mit Peters Hütchen zu konfrontieren. Sie setzte es auf und trat auf sie zu. „Ei, was ein feines Hütchen!" sagte sie sogleich und lobte die artige Arbeit. — „Aber das ist doch Peter sein Hut!" rief Liesel, etwas enttäuscht, verwundert. „So?" sagte die Tante. „Woher hast du ihn denn, Peter?" Er sah sie mit runden verlegenen Augen an: „Aber Tante Olga, den hast du mir doch selbst gearbeitet!" Die Tante schüttelte aufmerksam den Kopf: „Wie könnt' ich ein solch feines Werkchen schaffen! . . . wie sollte mir das Hütlein stehen?!" Liesel setzte es ihr auf den Kopf, und nun sah sie sich erwartungsvoll fragend im Kreise um, während Liesel in ohnmächtige Heiterkeit ausbrach und fast in den Armen ihres jungen Nachbars lag. Der Wein machte seine Wirkung bei ihr geltend. Die Tante aber äußerte beschämt den Wunsch, das Hütlein behalten zu dürfen, was ihr Peter gerne gewährte.

Da klopfte es draußen. Die Magd trat herein und überreichte dem Herrn Kantor eine Karte. „Ah !" sagte dieser erstaunt. „Bitte den Herrn in mein Arbeitszimmer zu führen." — Es war der Vater seines Pensionärs, der ihm mit feinen Worten die Eröffnung machte, daß er noch heute mit seinem Sohne nach dem Süden abzureisen gedenke. Der

Kantor lud ihn höflich ein, ein Glas Wein mitzutrinken; sie befänden sich bei einem Familienfeste. Der Sohn war nicht wenig überrascht, plötzlich seinen Papa eintreten zu sehen, und noch überraschter, als er erfuhr, daß er fort solle. Zwar wußte er genau, daß er nicht nach dem Süden, sondern in eine bessere Pension gehen würde, um die er ihn brieflich gebeten hatte, aber nun traf es ihn doch etwas unerwartet und keineswegs erwünscht. Sein Vater durchschaute sofort den Grund seines mühsam verhaltenen Ärgers, als er das schwarze Liesel in dem leichten weißen Wollkleid sah mit ihren heißen, verliebten Augen. Die beiden hatten sich bei Tisch unausgesetzt die Hände gereicht. — Er fand den Geschmack seines Sohnes nicht übel. — Als er sah, wie Frau Michel um seine Gunst buhlte, da ließ er sich ihr gegenüber noch zu ganz besonderen Artigkeiten herbei, als ein Mann der Welt, der sich auch einmal in niedere Sphären herabläßt. Aber er bedauerte, so wenig Zeit zu haben und sich selbst dem Vergnügen allzufrüh entziehen zu müssen; er bestellte seinen Sohn zu sich ins Hotel und empfahl sich in liebenswürdigster Weise. Damit gab er das erste Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Der Abschied von dem Pensionär war wohlwollend, aber nicht sehr herzlich. Dem Liesel wollte er noch Adieu sagen, aber die war verschwunden Sie lag auf dem Bett und weinte zornige Tränen. So verächtlich wie er war! Hätte er nicht seinen Vater bitten können, hier bleiben zu dürfen, wenn ihm irgend etwas an ihr gelegen war?! Aber sie war ihm gleichgültig; er hatte ja so viele Mädchen, und sie war nur eine mehr. Sie biß sich in Haare und Hände. Dann sprang sie mit einem Ruck vom Bette, lief an den Waschtisch und tauchte ihr vom Weine, von der

Aufregung, den Tränen heißes und gerötetes Gesicht ins Wasser. Sie wollte es nicht zeigen, daß sie sich etwas daraus mache. Nun erst recht nicht! Überhaupt war sie froh, daß er fort war, und wenn Peter, der dumme Bauernjunge, sie etwa auslachte, so sollte er schon sehen!

Dieser begleitete inzwischen seine Mutter und die Tante in den Gasthof. „Wo ist denn Fanny?" fragte er plötzlich. Alle vermißten ihn erst jetzt. War er denn überhaupt mitgegangen? „Dort hinten ist er!" rief Peter. „Fanny! Fanny!" — Fanny hob den Kopf, aber wandte sich gleich wieder fort. Diese Stadt erschien ihm als ein Paradies. Nie hatte er soviel Hunde auf einem Fleck gesehen. „Sieh dich nicht um!" herrschte Frau Michel ihren Sohn an, als sie weiter schritten. Vor dem Eingang des Gasthofes blieben sie stehen und warteten. Und endlich kam Fanny um die Ecke, staubbedeckt, wie ein Vagabund, und wedelnd. Frau Michel würdigte ihn keines Blickes. Sie lobte Peter und sagte ihm, er sei ein braver Junge. Tante Olga hängte sich an seinen Hals und schluchzte haltlos. — „Gott sei Dank," sagte Frau Michel noch leise zum Abschied, „daß mit Tante Olga alles noch einigermaßen glimpflich abgegangen ist. Es ist ein reines Wunder, daß sie nicht etwas wirklich Fürchterliches angerichtet hat!"

Es war schon Abend, und die Laternen brannten, als Peter nach Hause kam. — Er saß noch still bei der Frau Kantor — und so klang der Abend schön und harmonisch für ihn aus.

Der Besuch Tante Olgas hatte noch ein Nachspiel, das sich jedoch in Peters Heimatsdorf vollzog und dort großes Aufsehen erregte. Es handelte sich im Grunde nur um eine neue Gotteshausvisite, aber die begleitenden Umstände waren rätselhafter Art.

In einem fürstlichen, reichen weißen Atlaskleid mit reichem Brokatbesatz, silberblinkend, huschte sie während der Predigt hochrot und eilig wie eine Otter durch die Reihen, indem sie sich nur manchmal nach ihrer langen Schleppe umsah. Das Hütlein mit der goldenen Troddel stach seltsam in die Luft. Der Pastor hielt einen Augenblick im Gebete inne und betrachtete überrascht die besondere Erscheinung. Sie umkreiste vorsichtig, in großem Bogen die Kanzel und ließ sich endlich in gemessener Entfernung auf einem Stuhle nieder, dessen Nachbar frei war, so daß sie die beiden nach Gelüsten oft vertauschen konnte. Ihr flacher Busen hob und senkte sich, funkelnde Blicke schoß sie nach allen Seiten, scharf und schnell sah sie zum Pastor auf, und unverweilt wühlte sie in ihrem Buche nach dem einschlägigen Evangelium, um ihn bei einer Fälschung des Textes zu ertappen. Aber sie fand die Stelle nicht und klappte es mit dumpfem Knalle wieder zu. Dann weidete sie sich an den erstaunten Blicken rund um sich her. Das Schlußlied sang sie mit, leise und zurückhaltend, da sie sich einbildete, es selbst gemacht zu haben, „eine kleine Sache", wie sie bescheiden dachte. Als sich dann aber die Gemeinde erhob und die Frauen sie umdrängten, schnellte sie aus ihrer Zerstreutheit empor und verließ die Kirche fluchtartig. Da es zu regnen begonnen, stutzte sie einen Augenblick, dann streckte sie dem Himmel ihre Zunge aus, nahm mit einem Ruck ihr Kleid empor, zog die Schleppe vorn zwischen den Beinen durch und eilte von dannen. Ihre roten langen Strümpfe flackerten im Regen, ein Knäuel von Menschen sah ihr nach. Sehr bald aber ließ sie Kleid und Schleppe wieder fahren, und wie sie zu Hause schnell aufs Bett gesprungen war und nun dort lag, streckte sie den Hals, lugte zu ihren Füßen hinunter und besah nachdenk-

lich den Schaden. Dann pfiff sie leise eine wilde Melodie. — Da trat Frau Michel ein. Anstatt von der Kirche heimzukehren, war sie, nicht so flink wie ihre Schwägerin, deren Spur gefolgt, nun stand sie kurzatmend auf der Schwelle, und keuchend tat sie ihre Frage: wie sie zu diesem Feenkleid gekommen sei. Tante Olga sah durchdringend aufmerksam auf sie, aus ihren großen grauen Augen. Frau Michel fragte dringender. Lautlos und behutsam legte sie da ihre langen Hände vors Gesicht und bedeckte es vollkommen, so, wie man ein flaches Gehäuse über ein Grab tut zum Schutz gegen kommende Unbilden der Witterung. Gewohnt an die Seltsamkeiten ihrer Schwägerin, trat Frau Michel dicht an sie heran und suchte ihre Hände zu entfernen. Da aber stieß sie so fürchterliche, langgezogene, schrille Töne aus, daß sie erschrocken losließ und sie anstarrte. — Unbeweglich lag Fräulein Michel, nicht einmal ihr Atem war zu hören. Frau Michel machte kehrt und lief hinaus.

Tante Olga blieb in ihrer starren Lage, lange Zeit, ohne sich zu rühren, endlich glitten ihre Hände langsam vom Gesicht und fielen auf die Brust, denn sie war eingeschlafen. — Als sie ihre Augen wieder öffnete, war es schon dämmerig in der Stube. Sie setzte sich aufrecht in ihr Bett, zog die Knie unters Kinn und umschlang sie mit den Armen. Da fiel ihr alles wieder ein, sie wandte ihr Gesicht zur Tür, streckte den Oberkörper ein wenig vor, erhob langsam, in weitem Bogen, den Finger und drohte leise in die Leere. Dann sah sie wieder vor sich hin, stieß endlich einen langen Seufzer aus, schnellte sich vom Bett herunter und entledigte sich in größter Eile ihres Silberstaates, den sie sogleich in die tiefste Ecke ihres Schrankes stopfte. Und, da sie nichts anderes wußte, kauerte sie sich in einen Winkel

neben ihrem Bett und starrte unausgesetzt zur Tür, erst ohne Grund, dann, um sie zu bewachen. Aber alles blieb ruhig, es wurde immer dunkler, ihre Zähne klapperten leise, und sie verspürte großen Hunger. Sie erhob sich wieder, zog ihr graues Hausröckchen an, warf den Mantel um — einen alten abgelegten Mantel des Großvaters —, stand wieder einen Augenblick bewegungslos, indem sie murmelte: „Die Welt ist wie ein Hühnerei, erst kommt das Gelbe, dann das Weiße und dann die Schale" — dann verließ sie das Haus, um sich zu ihrem Bruder zu begeben. Wie sie die vielen zusammengeschnittenen Sohlen auf dem Boden liegen sah, vergaß sie ihren Hunger und bezeugte großes Interesse an dem Schustertume, das sie so viele Jahre zu beobachten Gelegenheit hatte. Sie ließ sich eine Menge Handgriffe zeigen, ohne einen Zusammenhang zwischen ihnen zu ahnen, und machte ihrem Bruder den Vorschlag, sich mit ihr zusammenzutun, in die Hauptstadt zu ziehen, dort wollten sie gemeinsam eine Riesenwerkstätte eröffnen. Frau Michel könne hier am Orte bleiben. Herr Michel hatte Bedenken. Da rief sie: „O du törichter Mann! Wie wenig du die Welt kennst! Hunderte von Männern trennen sich von ihren Frauen, und noch wegen ganz anderer Dinge." — — Dann fragte sie ihn, wenn heute die Polizei alles Kupfergeschirr der Welt verhaften würde, wieviel da wohl zusammen käme. Und während Herr Michel einen Berg von Kesseln aufgetürmt sah, noch höher als der höchste Hügel, den er kannte, fuhr sie von ihrem Stuhl empor und sagte, sie vergäße ganz den Heimgang. Ziellos irrte sie draußen in der Nässe. Durch Zufall traf sie auf ihre Schwägerin. Frau Michel war am Spätnachmittag bei der Schulzenfrau gewesen, ihrer besten Freundin, bei der sie auch noch andere Gesellschaft traf. —

„Sie liegt auf ihrem Bett und schreit!" war alles, was sie auf die Fragen zu erwidern wußte, dann schwiegen alle und blickten grübelnd in die Lampe; gleißend und lockend schimmerte das Kleid vor ihren Augen, und die Frau Pastor sagte endlich: „Ich weiß es klar, der Teufel führt uns in Versuchung, weil sie den Teufel in sich hat." — Dieses leuchtete allen ein, und auch Frau Michel nahm sich vor, es zu glauben, wenn sie nicht anderen Ausweg fände. Auf diesem Ausweg befand sie sich bereits, er schien glatt und eben, aber gerade wenn sie schon glaubte, draußen zu sein, war er plötzlich wieder versperrt. Ihre Überlegungen waren folgende: Daß ihrer Schwägerin das Kleid um Mitternacht in den Schoß geflogen sei, schien ihr unwahrscheinlich, denn im Prinzipe glaubte sie an keinen Teufel. Es mußte ihr also von auswärts gekommen sein. Was war natürlicher, als daß sie es in letzter Woche, als sie von Peters Konfirmation im fernen Städtchen heimreisten, in der Postkutsche mitbrachte. Zwar erinnerte sie sich nicht, ein fremdes Paket erblickt zu haben, aber wie viele Pakete übersieht man nicht in seinem Leben, wenn sie einen vorläufig nichts angehen! Seit jenem Augenblick, wo Tante Olga verspätet, überraschend, nachdem die Konfirmation bereits beendet war und die Gemeinde die Kirche schon verlassen hatte, durch die Pforte drang, seit jenem Augenblick bis zur Heimfahrt in ihr Dörfchen waren sie stets beisammen gewesen. Sie mußte sich also das Kleid schon vorher verschafft haben ... aber hier blieb alles dunkel. Oft und oft machte Frau Michel diesen Gedankenweg, wie ein Tier, das eingeschlossen ist und immer wieder denselben kleinen Gang hinabläuft, da es nur diesen einzigen gibt, und an seinem Ende regelmäßig mit der Schnauze an die Wand stößt.

Argwöhnisch spähte Tante Olga jetzt auf die sich nahende Gestalt, von der sie vorläufig noch nicht wußte, was es war. Dann aber schrie sie auf, denn Fanny, den sie in der Dunkelheit nicht sah, war über ihre Füße gesprungen, und sie hatte geglaubt, es wäre ein Mannsbild. Frau Michel kam eine plötzliche Erleuchtung: „Olga!" sagte sie in strengem Ton, „du hast das Kleid gestohlen!" — Einen Augenblick war Stille, dann fiel Fräulein Michel mit lautem, tiefem Baßton ein: „Oho! oho! Halt den Dieb!" und entwich in die Finsternis, gefolgt von Fanny, der aufgeregt und toll bald den Saum ihres flatternden Kleides, bald einen ihrer Arme zu erwischen suchte, und endlich wie fliehend ihr vorausprang. „Halt den Dieb! Halt den Dieb!" verklang es in der Ferne.

Am nächsten Sonntag war die Kirche drängend voll besucht. Fräulein Michel hatte eine dunkel-furchtbare Tat vorhergesagt für diesen Tag, an dem es, ihrem Ausdruck nach, zwischen ihr und dem Pfarrer, ja vielleicht einem noch Höheren, ein für allemal zum Austrag kommen werde. Sie hatte hinzugesetzt: „In voller Wehr werd' ich erscheinen!" so daß man einen noch gesteigerten Anblick erwartete. Minute auf Minute verrann, der Pfarrer schielte ängstlich über sein Gebetbuch weg zur Kirchentür — und wirklich, da erschien das Ärgernis, aber nicht gleißend angetan, oder gar noch gleißender als das letztemal, sondern in bescheiden grauem Hausrock, mit verweinten Augen. Demütig setzte sich Fräulein Michel auf die letzte Reihe, wo sie schlicht verharrte, so daß man sie, nachdem die Kirche sich geleert, vertreiben mußte. Eine dichte Menge umstand sie, neugierige Fragen umflogen sie, wo denn ihr Rüstzeug geblieben sei; sie aber antwortete nicht und eilte weinend wieder nach Haus.

Nie mehr ward das Kleid gesehen, nie ward seine Herkunft und sein Hingang aufgeklärt, denn der einzige Mann, der davon wußte, schwieg, und das war der Großvater. Er empfing einen Brief vom Kantor, der die Erklärung lieferte.

Eines Morgens nämlich besuchte den Kantor eine Dame, welche niemand kannte, und die auch sogleich wieder in ihre diskrete Abgeschlossenheit zurücktrat. Sie nannte sich Fräulein Minthe und hatte in früheren Jahren Fräulein Michels Bekanntschaft in einer kleineren Stadt gemacht. Bei näherem Verkehr hielt sie sie für eine gebildete und geistreiche Person, sie wurden Freundinnen und wechselten Liebesringe. Nun hatte Fräulein Minthe eine Base, die jetzt tot war, früher aber bei einer Herzogin als Kammermädchen diente. Testamentarisch wanderte ein abgelegtes, aber immer noch recht präsentables Prunkkleid der Fürstin von der Base auf Fräulein Minthe über. — Einst, in einer weichen Stunde, zeigte sie Fräulein Michel diesen Schatz, und von da an waren deren Gedanken nur auf ihn gerichtet. Da war ihre Freundschaft natürlich zu Ende. Sie trennten sich, und Fräulein Michel war für sie verschollen, Jahre und Jahre hindurch, bis jetzt das Schreckliche hereinbrach: Als sie am letzten Sonntag von einem Ausfluge heimkehrte, war der Schrank geöffnet und das Kleid verschwunden. Daß aller Wahrscheinlichkeit nach Fräulein Michel der Dieb war, ging daraus hervor, daß diese ihr gleich am folgenden Tage brieflich versicherte, sie sei gestorben — ein ganz plumpes Manöver, das den Verdacht von ihr ablenken sollte und womit sie sich nur selbst verriet. Zu allem Überfluß begegnete ihr am selben Tag ein Junge, hinter dem ein anderer die Worte herrief und -sang:

„Michel Peter, Michel Peter,
Nichts versteht er, nichts versteht er."

Auf diesen Jungen nun, den sie im übrigen ganz außerordentlich lobte, stürzte sie sich mit der Frage: „Hast du eine Tante Olga?" Er bejahte dieses stark errötend und erzählte, daß sie am Sonntag zu seiner Konfirmation dagewesen, aber bereits wieder abgereist sei. Darauf begab sie sich zu seinem Pensionsvater, dem Kantor. Der schrieb an den Großvater, und der ging hin zu Tante Olga und drohte ihr mit Polizei und ewigem Zuchthaus. Erschrocken wickelte sie das Kleid zu einer Kugel, trug diese nächtlich zu dem Haus des Großvaters und warf sie zu seinem Schlafzimmerfenster hinein. Im Pakete lag ein Zettel, darauf bat sie sehr bescheiden und in ganz normalen Ausdrücken: Fräulein Minthe möge ihr doch jenes Kleid in etwa fünfzig Jahren gütigst vermachen. Alle nach unten freiauslaufenden Buchstabenstriche ihrer dünnen, langgezogenen Schrift hatte sie nach Schluß des Schreibens verlängert, nach einem festen Punkte hin, unten auf dem Papier, wo sie sich sämtlich trafen. Daran hatte sie einen pfeilspitzenartigen Haken gemacht, und dieser Haken traf mitten in ein schiefes Herz, in welchem „Olga" stand, welches Wort zugleich die Unterschrift des Briefes war.

Drittes Kapitel

Peter stand an einem Wendepunkt seines Lebens: Er sollte die Universität beziehen. — Der Kantor sprach ihm seine Zufriedenheit über das bestandene Examen aus und schüttelte ihm derb die Hand. Dann dachte er einen Augenblick nach, fuhr in die Tasche, holte ein Zigarrenetui hervor und hielt es ihm geöffnet hin. — „Na, nimm nur eine! Sind nicht schwer! Du bist ja nun kein Kind mehr und darfst schon einmal eine Zigarre rauchen!" Peter wußte, daß den Kantor eine ausgeschlagene Freundlichkeit, wenn auch mit Grund ausgeschlagen, sehr verstimmte. So überwand er sich, nahm dankend die gebotene Gabe und versuchte, die Spitze der Zigarre abzuschneiden. Aber das Deckblatt brach und schälte sich ab. — „Ja, so mußt du es nun nicht machen!" sagte der Kantor leise unmutsvoll: „Paß mal auf: So!" Er schnitt kunstgerecht eine neue ab, setzte sie selbst in Brand und überreichte sie Peter. Dann lud er ihn ein, sich mit ihm an den Tisch zu setzen und zu plaudern. So saß der unglückliche Junge nun da und sog und sog, und die Zigarre schien in absehbarer Zeit nicht ihrem Ende entgegen zu gehen Der Kantor blies starke Wolken; mitunter auch gebaren seine Lippen dicke blaue Nebelringe, denen Peter höflich auswich, wenn sie ihn erreichten. „Nun sag mal," begann er endlich, „Mathe-

matik willst du studieren? Hm. Ja; ein schönes Studium! Nur wundert mich eigentlich, wie du gerade auf Mathematik geraten bist! In der Schule warst du ja wohl genügend in dem Fache, aber recht eigentlich gut doch nicht! Wie kommst du nun auf die Idee, Mathematik studieren zu wollen? Hast du dir das auch recht überlegt?" — Peter nickte. — „Soviel ich von Fachleuten weiß, ist das Studium für Begabte zwar kein übermäßig schweres, aber es erfordert eben gerade diese Begabung, und ich bin mir nicht recht klar, ob sie wirklich in dir vorhanden ist. Möchtest du nicht lieber Theologie studieren?" — „Nein, eigentlich nicht," antwortete Peter bescheiden. — „Und zu einem anderen Fache hast du auch keine Neigung?" Peter dachte nach und fühlte plötzlich eine leise Übelkeit. — „Nein," sagte er endlich, „eigentlich nicht." — „Ja, also dann bleibt nur die Mathematik. Diesem Fach widmest du dich also wirklich mit Leidenschaft. Es ist der Beruf, zu dem du dich geschaffen, wirklich ‚berufen' fühlst. Nicht wahr?" — Peter nickte ein unsicheres „Ja!" — „Na — dann ist ja alles gut! Ich habe Leute gekannt, die ohne großes Talent sich der Mathematik widmeten; die ganz gut ihren Platz ausfüllten, aber die es dann auch nie weiter brachten als bis zum Unterricht in den niedrigsten Klassen. Und solche Stellung möchte ich dir nicht wünschen; und deshalb halte ich es für meine Pflicht, mich davon zu überzeugen, ob du dich der Sache auch mit Liebe und Leidenschaft widmest." — Peter fühlte, wie ihm übler wurde und ein leiser Schwindel seinen Kopf ergriff. — „Aber," fuhr der Kantor fort, „ich bin meiner Sache doch noch nicht ganz sicher. Deine Antworten klingen alle etwas zaghaft. Ich traue dir, wie gesagt, eigentlich nicht so ungeheuer viel Talent für Mathematik zu, aber ich wüßte auch wieder kein an-

deres Fach, für das du besonders geschaffen wärest. Aber vielleicht irre ich mich. Ich kann es ja nicht so genau wissen wie du selbst!" Er machte eine Pause und sah Peter fragend an. Dieser hatte jetzt nur noch den einen Wunsch: aus dem Zimmer heraus zu kommen. Gerade wollte er es bescheiden sagen, als der Kantor fortfuhr: „Aus deinem Schweigen ersehe ich, daß du dir selbst nicht klar über dich bist. Es ist ja schwer, in solch jungen Jahren einen Entschluß zu fassen, der ausschlaggebend für unsere ganze spätere Existenz sein soll; — aber, lieber Gott, wie die Verhältnisse im menschlichen Leben nun einmal liegen — bitte unterbrich mich nicht — muß man sich fügen und das Beste dabei zu gewinnen suchen. Als ich jung war, hatte ich keinen Vater, der für mich sorgte, und als es sich darum handelte, mir eine Existenz zu schaffen, da habe ich —"

Mit einem plötzlichen Ruck fuhr Peter vom Stuhle auf, riß sein Taschentuch vor den Mund und stürmte hinaus. Erstaunt sah ihm der Kantor nach. Bald darauf trat seine Frau ins Zimmer: „Aber lieber Willibald, wie konntest du dem Jungen auch solch eine schwere Zigarre geben! Er hat ja noch nie geraucht! Es ist wirklich nicht recht von dir!" — Ihr Mann sah sie mit großen Augen an. — „Ja, du lieber Gott," polterte er endlich los, „weshalb sagte er denn das nicht gleich? Ich wollte ihm eine Freundlichkeit erweisen; und wenn er das nicht vertragen kann, so soll er es doch sagen!" — Während er sprach, bewegte er energisch den gewichtigen Oberkörper, zuckte mit den Achseln und bei den letzten Worten schlug er mit den Händen auf beide Knie, worauf er seine Frau abermals anstarrte. Sie ging wieder hinaus, um nach Peter zu sehen. — Er blieb zurück, stieß ein paar Töne aus und schüttelte den Kopf; dann starrte er auf das Tischtuch, schüttelte abermals den Kopf

und verließ endlich brummend und langsam das Zimmer. Er hatte Peter noch einige Ermahnungen betreffs der Weiber geben wollen und sich dieses bis zuletzt verspart. Um diese für den Jungen nützliche und ihn selbst befriedigende Predigt hatte ihn nun Peter durch seine dumme plötzliche Übelkeit gebracht.

Der Abschied von der Familie wurde Peter sehr schwer. Liesel überreichte ihm eine schöne Torte, die sie selbst gebacken hätte. — „Eigentlich hat sie nur die Rosinen in den Gossenstein geworfen!" erläuterte ihre Mutter. — „Aber ich habe sie alle wieder herausgefischt!" erwiderte sie prompt. — „Aber Liesel!" — „Wenn man sie abwäscht?!" — Peter sah sie ernsthaft an. In den letzten Jahren hatte sie sich sehr entwickelt. Ihre schwarzen, vollen Haare trug sie in einen großen, schweren Zopf gebunden. Ihre Bewegungen waren sicherer geworden, ohne an Natürlichkeit verloren zu haben. Peter liebte sie mit seiner vollen Knabenseele. Und jetzt sollte er sie verlassen. — Ohne daß er es hindern konnte, stiegen ihm die Tränen in die Augen, und seine Lippen zuckten. Die Mutter ahnte den Zusammenhang, streichelte ihn und sagte: „In den Ferien besuchst du uns später einmal, wenn es möglich ist, nicht wahr? Übrigens, Liesel, wo hast du denn das kleine Andenken, das du Peter gearbeitet hast?" Liesel spitzte die Lippen und bemühte sich, ausdrucksvoll etwas zu flüstern. Aber die Mutter verstand absolut nichts und wiederholte ihre Frage. Da ging das Liesel hinaus und kam mit einem kleinen Paketchen zurück. Aus rosa Seidenpapier wickelte sie ein Buchzeichen. Auf silbernem Grunde stand da mit grüner Seide gestickt: Pete. „Ich habe es noch nicht fertig gemacht!" sagte sie. — „Aber das ist doch unverzeihlich!" rief ihre Mutter wirklich ärgerlich; „nun geh mal gleich hin

und flicke noch das r hinein; was soll denn Peter von dir denken!" Peter dankte Liesel und wagte gar nicht, ihr die Hand zu geben. — Das r wurde nun noch schnell hineingestickt, und sogar ein Punkt dahinter durch ein liegendes Fadenkreuzchen angegeben. — Der Kantor hatte sich schon am frühen Morgen verabschiedet, sein Bedauern über den Vorfall des gestrigen Abends ausgedrückt und ihm noch einmal ans Herz gelegt, „erst zu wägen, dann zu wagen".

Die Frau Kantor küßte ihn herzlich zum Abschied, und als er und Liesel sich die Hände reichten, sagte sie: „Na, ich finde, ihr beide könntet euch auch einen Abschiedskuß geben!" — Peter war wie erstarrt, aber das Liesel kam ihm ganz nah, und plötzlich spürte er etwas Warmes, Weiches auf seinen Lippen. Sie war freundlich, aber ziemlich ungerührt.

Und dann rollte der Wagen über das holperige Pflaster der Stadt. An all den bekannten Plätzen fuhr er vorbei; teilnahmlos sah er all die bekannten Leute ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen; und auch sie beachteten ihn nicht. Unterwegs stiegen noch andere Personen ein. Dann hörte das Rasseln auf, und man gelangte auf das freie Land. — Am liebsten hätte er seinen Tränen freien Lauf gelassen. Aber ihm gegenüber saß ein Mann mit seiner Frau und Tochter. Die Blicke der Frau ruhten fast unausgesetzt auf ihm. Sein Anzug machte ihr sehr den Eindruck der Neuheit; sie fand den gleichmäßig gesprenkelten Stoff schön. Dann wunderte sie sich über die breiten Schultern des Jungen. Die Haare, fand sie, waren zu lang; sie hingen etwas über die Ohren. Sie taxierte ihn auf sechzehn Jahre. Seine Hände waren bis an die kindlichen Gelenke bräunlich rot. Peter bemerkte, wie er beobachtet wurde, und sein Blick glitt schüchtern an sich selbst hinunter.

„Sie reisen gewiß recht weit?" schrie die Dame plötzlich, indem sie sich etwas vornüber neigte. Peter hustete hastig und beeilte sich, Auskunft zu erteilen. Der Mann warf ihm einen trockenen Blick zu und starrte wieder vor sich nieder, nachdem er langsam nach unten in den Wagen gespuckt hatte. Dann schwiegen wieder alle, und Peter konnte nicht entscheiden, ob die Frau ihn ansah oder ob sie an ihm vorbei blickte. — Er ließ jetzt seine eigenen Augen herumwandern; sie blieben auf dem jungen Mädchen haften. Das mürrische Geschöpf tat plötzlich den Mund auf und gähnte. Er konnte ihr tief in den Rachen sehen. Sie schloß ihn aber gleich wieder und machte Augen, als sei nichts vorgefallen. Dann legte sie den Kopf zurück, um zu schlafen, und nun sah er ihr tief in die Nasenlöcher hinein. Ihre Lippen erschienen in der zurückgelehnten Stellung sehr hinaufgezogen und gaben dem Gesicht einen verdrossen-hochmütigen Ausdruck. Peter betrachtete sie nachdenklich, mit etwas gesenktem Kopf, während sein eigener Mund die tiefste Ruhelage annahm. Die Frau bemerkte es und gab ihrer Tochter einen leichten Stoß. — „So eine Hochzeit ist doch was Gräßliches!" sagte diese, aus ihrer Ruhe etwas aufgestachelt. Das war die Einleitung zu einem längeren Zwiegespräch der beiden. — „Warum machte die Liesel von dem Kantor eigentlich keine Brautjungfer?" fragte ihre Mutter. „Ich denke, die ist so befreundet mit ihr?" — „Gewesen! Soll 'ne furchtbar hochmütige Person sein. Und so'n junges Ding noch und schon verlobt!" — „So? mit wem denn?" — „Mit dem Pensionär, der bei ihnen wohnt!" — Peter war dunkelrot geworden. Er bog sich gegen das Fenster und horchte gespannt, was folgen werde. Aber die Tochter schien wieder zu gähnen, und dann sanken beide in ihr Schweigen zurück. — Also man sagte, er und

Liesel seien verlobt! Er errötete noch einmal bei dem Gedanken und dachte, daß sie ihn doch recht lieb haben müsse, weil sonst die Leute so etwas nicht sagen könnten. Ein Gefühl stillen Glückes zog in seine Seele, und er versank in Träumerei.

Am nächsten Tage langte er in der Heimat an. Von fern erblickte er den alten Kirchturm im Abendrot, und ihm war, als habe er einen langen, langen Traum hinter sich. Dann sah er nicht hundert Schritte entfernt einen Mann stehen, und er erkannte seinen Vater. Dieser blickte aufmerksam zu dem Wagen hinüber; Peter sprang heraus. — „Kennst du mich denn nicht?" rief er ihm zu: „Ich bin es ja!" Da ging eine Veränderung in Herrn Michels Zügen vor, und er schloß ihn in seine Arme. Beide waren ein wenig verlegen. Ihr Gespräch stockte alsbald. Herr Michel hatte etwas Furcht vor seinem Sohn. In Peter war ein ähnliches Gefühl, noch unklarer. — „Wo ist denn Mama?" fragte er endlich. Da sagte ihm sein Vater, sie sei schon seit vier Tagen bei dem Großvater, dem es plötzlich sehr schlecht ginge. Der Bader meine, es sei Altersschwäche. Peter hörte auf jedes Wort und sah dabei gedankenvoll auf all die bekannten Wege, die sie gingen. Alles war noch da wie früher. Nur schien alles kleiner geworden. Da stand auch noch der alte, runde Stein auf seinem Fleck, auf dem er immer „König" spielte. — Im Wohnzimmer saß Fräulein Michel und überreichte ihm ein Sträußchen mit einem Verslein:

Peterlein die Blümelein
Von deiner Tante Olgalein.

Dann umarmte sie ihn heftig, sagte, sie wolle durchaus nicht stören, diesen Abend gehöre er ausschließlich den

Eltern, und verschwand diskret und geschwind wie ein Wiesel. Nach dem Abendessen sagte Herr Michel zu seinem Sohne, er möchte nun einmal hinübergehen zum Großvater. Er habe die letzte Zeit viel von ihm geredet und würde sich freuen, ihn vor seinem Ende noch einmal wiederzusehen. „Warte, ich zünde dir die Laterne an!" Herr Michel bediente ihn, wo er konnte, mit einer schüchtern-zärtlichen Hochachtung.

Anfangs ging Peter etwas ängstlich, aber allmählich erinnerte er sich genau des Weges, und schließlich ging er mit unbewußter Sicherheit, jedes Steines, jeder Senkung, jeder Windung sich entsinnend. Des Großvaters Fenster war matt erleuchtet. Ein fremdes Mädchen öffnete die Tür. Im Vorplatz traf er seine Mutter. Sie begrüßten sich fast schweigend: „Er weiß, daß du da bist," flüsterte sie, „und will dich sehen." — Peter trat auf den Zehen ein. Ein Nachtlicht erhellte matt den Raum. Im Bett sah er einen alten Mann mit schneeweißem Bart und eingefallenem Gesicht, regungslos, mit geschlossenen Augen. „Vater!" sagte Frau Michel in leiselautem Ton. „Vater! Peter ist da!" Der alte Mann rührte sich etwas, drehte mühsam den Kopf zur Seite, faßte tastend Peters Hände und sagte abgebrochen: „Ist das Kind zurückgekommen?" Dann suchten seine Augen in der Dämmerung, traurig bewegte er den Kopf, sank in die Kissen zurück und atmete schwer. Frau Michel bedeutete Peter, hinauszugehen. Er war ganz betroffen: so hatte er sich seinen Großvater nicht vorgestellt! — Draußen sagte sie: „Er wird wohl diese Nacht verscheiden." Dann fuhr sie sinnend fort: „Wer hätte gedacht, daß es so bald mit ihm zu Ende gehen würde!" Er ging beklommen die Treppe hinunter und verließ das Haus. Nach einer Weile drehte er sich um:

da lag das Fenster nach wie vor, schweigend, ein mattes Viereck.

Als er zu Bette gehen wollte, stellte es sich heraus, daß ein solcher Fall nicht vorgesehen war. Seine Mutter hatte mit dem Großvater zu viel zu tun gehabt, um daran zu denken, und von seinem Vater war dies nicht zu erwarten gewesen. So stand denn Peter an seinem alten Kinderbett und überlegte. Herr Michel wußte keinen Rat. Peter schlug schließlich vor, er wolle sich in das Bett seiner Mutter legen, da sie ja doch die Nacht beim Großvater wache. Das fand Herr Michel dann sehr verständig. — So lagen nun beide nebeneinander, und jeder meinte den anderen glauben zu machen, er schliefe. Allmählich unterschied Peter in der Dunkelheit einige Gegenstände. Alles war ihm bekannt und kam ihm doch fremd vor. Wie seltsam war ihm zumute! Nun war er daheim, wirklich daheim. An seinen Vater hatte er oft gedacht; der war weit, weit fort von ihm; und nun wußte er ihn plötzlich dicht neben sich, er brauchte bloß die Hand auszustrecken, so würde er ihn berühren. — Herr Michel seinerseits wagte kaum zu atmen; er hatte ähnliche Gedanken wie sein Sohn; aber eine Scheu hielt auch ihn zurück. — Den nächsten Morgen kam Frau Michel nicht. „Wie wollen wir nun Kaffee trinken?" sprach Herr Michel. Peter fragte, wo die Kaffeemühle stände; sein Vater zeigte ihm den Ort, und Peter bereitete selbst das Frühstück. Beim Mahlen dachte er an die Frau Kantor und an Liesel — und ein wehes Gefühl stieg ihm im Hals hinauf. — Nach dem Frühstück erschien Frau Michel: ihrem Vater ging es besser; er war in tiefen Schlaf verfallen. Nach Tisch machte Peter einen Spaziergang, besuchte all die alten Stellen und traf auf dem Rückweg einige junge Menschen, mit denen er die Dorfschule be-

sucht hatte, die ihn mit Hallo erkannten und ihn sogleich fragten, ob er eine Braut habe. Wie ungebildet sie aussahen! Peter nahm unwillkürlich eine bessere Gangart an. Zu Hause erfuhr er, daß es dem Großvater wieder schlechter ging. Den Rest des Tages verbrachte er, indem er einen Brief an die Frau Kantor und an Liesel schrieb. Aber diesen zweiten zerriß er wieder und fügte dem ersten nur einen herzlichen Gruß an Liesel bei. — Den nächsten Morgen kam die Nachricht, daß der Großvater in der vergangenen Nacht gestorben sei. Es erschütterte ihn, ohne daß es ihn schmerzlich traf. Er dachte fortwährend: wie er wohl aussieht, und ob ich ihn noch einmal sehen werde? — Der Schulze nahm Frau Michel alles Geschäftliche ab. Sie hatte sich bei der Krankenpflege wirklich aufgerieben, vor allem aus Pflichtgefühl, denn er war ihr Vater und sie seine Tochter. — Am dritten Tage fand die Einsegnung des Toten statt. Peter hatte ihn nicht noch einmal gesehen; als seine Mutter ihn dazu aufgefordert, hatte er den Kopf geschüttelt und gesagt, er habe Furcht. Frau Michel begriff das nicht, ließ ihn aber gewähren, weil sie sich sagte, in solchen Dingen dürfe man niemandem hineinreden. Der Pastor zählte die Verdienste des Verstorbenen auf und sagte, sie trügen einen guten Mann hinaus. Dann wurde der Sarg hinabgesenkt in das Grab, und die Schulkinder streuten Blumen über ihn, die sie draußen auf den Wiesen gepflückt hatten. Dann sangen sie einen Choral, daß es weithin über alle Gräber schallte, während die schneeweißen Wolken oben an dem klaren Aprilhimmel dahinjagten.

Beim Leichenschmause wußte jeder eine kleine Anekdote von dem Toten zu erzählen; dann verstummte das Gespräch, weil man es erschöpft hatte, und Fräulein Michel

sagte nickend und kauend und mit Tränen in den Augen: „Ja, ja, nun ist er mausetot!" — Es war unausbleiblich, daß Peter in den Mittelpunkt der Unterhaltung gerückt wurde. Er sprach mit Selbstvertrauen und Sicherheit, und was er sagte, fand man verständig und von Wissen zeugend. Frau Michel war sehr stolz auf ihn. Als man sich abends niederlegen wollte, trat die Bettfrage abermals an sie heran. Aber Frau Michel ließ als praktische Frau sogleich das Bett des Großvaters herüberschaffen, überzog es neu und legte sich selbst hinein, da Peter es nicht wollte. Als er sich entkleidete, fiel ihm der Brief an die Frau Kantor in die Augen, der noch auf dem Tische lag. Er öffnete ihn wieder und schrieb darunter, daß der Großvater nun gestorben sei.

Die Michelsche Familie war nun vor pekuniären Sorgen mehr gesichert als bisher. Die Felder wurden zu Geld gemacht; was der Großvater sonst hinterließ, war nicht viel, aber fast alles ging in die Hände seiner Tochter über. Für Fräulein Michel hatte er einen Teil seiner Möbel und eine kleine Geldsumme bestimmt. Sie wollte sofort die Möbel verkaufen und mit dem Gelde in die Hauptstadt ziehen, um sich dort ein Haus zu bauen. Sie packte und nagelte alles zusammen, und erst als Frau Michel drohte, sie würde sie ins Zuchthaus sperren lassen, hörte sie erschrocken auf. Dann schlug sie vor, zu Michels zu ziehen und Peters Kammer zu übernehmen; der könne ja mit dem Großvater zusammenwohnen. Und als ihr auch das verboten wurde, sagte sie, dann wisse sie überhaupt nicht, was sie machen solle.

Eines Tages kam ein Brief des Kantors, in dem er Peter mitteilte, welche Schritte er für die Folgezeit zu tun habe; ein zweiter Brief, von seiner Frau, lag dabei, in

welchem sie ihm mütterliche Ratschläge erteilte. „Das Liesel," schrieb sie, „sehnt sich sehr nach Dir, und das verstehe ich recht wohl, denn Du warst ihr ja stets ein guter Kamerad. Den ersten Mittag kam es uns besonders einsam vor ohne Dich. Liesel schläft jetzt vorläufig in Deiner Kammer, macht aber viel mehr Lärm und Unordnung darin, als wir von Dir gewohnt waren!" Peter las das alles zweimal durch und öfter. Sie drückten ihm auch beide ihre Teilnahme aus an dem Tod des Großvaters. Ein Beileidsbillett für Frau Michel lag ebenfalls dabei. Diese bat sich den Brief des Kantors aus, und als sie den gelesen, verlangte sie auch den anderen. — Peter zögerte. — „Nun, es steht doch wohl nichts darin, was wir nicht sehen dürften!" Er errötete. — „Ich will doch nicht hoffen — ja also willst du ihn mir nun geben oder nicht?" Und ehe Peter ihn ihr reichen konnte, riß sie ihm den Brief schon aus der Hand. Sie rückte näher an die Lampe und begann ihn langsam vorzulesen. Die Schulzenfrau, welche auf Besuch da war, spitzte die Ohren. — „Nun," sagte sie nach dem ersten Absatz, „der Brief ist ja ganz gut geschrieben! Allerdings ist es mehr meine Sache, dir gute Ratschläge zu erteilen, aber im übrigen begreife ich nicht, weshalb ich ihn nicht lesen sollte." Herr Michel hatte schweigend zugehört und sagte jetzt: „Sie hat dich wohl recht lieb?" — Peter fühlte, wie ihm die Tränen in die Augen traten. — „Wie kann man nur so einfältig sein!" rief Frau Michel; „ich bin deine Mutter und ich denke, ich stehe dir am nächsten, nicht wahr?" Peter faßte sich und sagte ziemlich sicher: „Ja." Frau Michel begab sich an die Fortsetzung ihrer Lektüre und kam an die Stelle, die von Liesel handelte. „Ach so!" rief sie, plötzlich erleuchtet. „Jetzt verstehe ich, warum ich den Brief nicht lesen sollte!" — Sie kam ihm ganz nahe

und sah ihm in die Augen: „Hast du da etwa eine Liebesgeschichte angezettelt? Für so anständig hatte ich die Frau wenigstens gehalten, daß sie das nicht dulden würde! Es scheint mir die höchste Zeit, daß du da fortkamest. Dir tut die elterliche Zucht not!"

Peter fühlte zum ersten Male, eine wie weite Kluft zwischen ihm und seiner Mutter lag. Sie würden sich nie verstehen. Er blickte zu seinem Vater hinüber. Der saß da, den Kopf gesenkt, die spärlichen Haare über die Stirne streichend, anscheinend im tiefsten Nachdenken. — „Nun? Antwortest du nicht?" rief Frau Michel, die ihren Sohn unausgesetzt im Auge behalten hatte. Peter sah sie unglücklich an. „So rede doch! Reden sollst du!" — „Was denn?" fragte er unsicher. — „Ja hast du mich denn nicht verstanden?! Ich fragte dich, ob du mit dem Kantorsmädchen eine Liebesgeschichte angezettelt hast?" Peter schüttelte den Kopf und sah sie ehrlich und traurig an. — „Gott sei Dank, also das doch wenigstens nicht! Na, sieh mich nicht so trübselig an! Ich meine es doch gut mit dir. Ich bin doch deine Mutter. Und wenn ich nicht für dich sorge und denke, wer soll es dann tun? Wenn du erst einmal auf eigenen Füßen stehst, dann kannst du meinetwegen tun und lassen, was du willst. Aber bis dahin mußt du es dir schon gefallen lassen, daß ich deine Handlungen kontrolliere." — Jetzt ergriff die Schulzenfrau das Wort und redete einiges über die Verderbtheit der großen Städte und wie es nötig wäre, wenn die Mutter ab und zu einmal ein Wort der Ermahnung spräche. „Ja, mein lieber Herr Peter, das mögen die jungen Herren nicht hören, aber Sie können sich getrost auf das Wort einer erfahrenen Frau verlassen: Ich weiß genau, wie es in der Welt zugeht. Schön sieht es in der Welt nicht aus! Und nun gar die

Universitätsstädte! Was ich davon gehört habe ...!" Frau Michel sah sie erschrocken an. — „Ja, liebe Frau Michel, ich wußte ganz genau, warum ich meinen Sohn nicht habe studieren lassen!"

Abends, als Frau Michel in ihrem Bette lag, dachte sie über das Gehörte nach. Die dunklen Andeutungen der Schulzenfrau hatten tiefen Eindruck auf sie gemacht. So schlimm hatte sie es sich nicht vorgestellt. Und etwas angefault schien ihr Sohn bereits zu sein. — Wenn er ihr nun als Vagabund zurückkehrte, als ... sie wagte den Gedanken nicht auszudenken. Wäre es nicht besser, ihn bei sich zu behalten, ihn ein solides Handwerk lernen zu lassen und ihn nach ein paar Jahren zu verheiraten? Aber das viele geopferte Geld! Und er wurde dann auch nichts Besonderes, gerade wie der Schulzensohn. — Plötzlich wußte sie es klar: Aus purem Neid hatte die Schulzenfrau so auf sie eingeredet. Hintertreiben wollte sie, daß Peter mehr wurde als ihr eigener Sohn, den sie nicht hatte studieren lassen, weil er dazu zu dumm war! Frau Michel war ganz empört und schlug mit der Hand auf die Bettdecke, daß ihr Mann fragte, ob ihr etwas zugestoßen sei. Da erzählte sie ihm aufgeregt ihre Vermutung. Dann schwieg sie und wartete auf seine Antwort. Und da er nicht antwortete, sah sie im Geiste sein gedankenloses Gesicht, und mit einem irritierten Seufzer drehte sie sich auf die andere Seite. — Herr Michel hatte gerade etwas sagen wollen; aber nun war er verschüchtert und schwieg.

Über ihnen lag Peter im Bette. Auch er fand keine Ruhe. Was war es nur, das zwischen ihm und seiner Mutter stand? War das auch früher schon so gewesen? Er dachte an seine Konfirmation zurück, und wie sie damals schon gereizt gegen ihn war, namentlich im Beisein der

Frau Kantor. Was hatte sie nur gegen sie? War sie nicht immer treu wie eine Mutter gegen ihn gewesen, und liebte er sie nicht wie ein Sohn? Es dämmerte ihm wie in der Ferne der Gedanke auf, daß vielleicht gerade dieses seine Mutter so erbittere. Aber die Frau Kantor anderseits: hatte sie je anders als mit Freundlichkeit und Achtung von Frau Michel geredet, hatte sie nicht stets gern zugehört, wenn er von ihr erzählte, und hatte sie ihn beim Abschied nicht damit getröstet, daß er nun seine Mutter wiedersehen werde?! Hier blieb Peter in einem Dunkel. — Wie traurig alles war! Auch Fanny war nicht mehr der alte. Als er ihn des Morgens zufällig auf der Straße gesehen, war der Hund zwar gleich auf ihn zugekommen und an seinen Knien in die Höhe gesprungen, aber eigentlich mehr, um etwas von seinem Butterbrote zu bekommen als aus Freude über das Wiedersehen. Und als ein junger Mensch ihn an sich lockte, da war er gleich gefolgt, ohne sich um Peters Pfeifen und Rufen zu kümmern. — Fanny war ein anderer geworden. — Peter war recht bekümmert und fühlte doppelt seine Einsamkeit. Plötzlich hatte er Sehnsucht nach dem Briefe. Er zündete ein Licht an und suchte ihn. Dann fiel ihm das Buchzeichen ein, und auch dieses holte er. So saß er im Nachthemde auf einem Stuhl, das Licht auf dem Schoß haltend, und las den Brief wieder durch, und dann noch einmal, und dann sah er gedankenvoll auf das Buchzeichen. Er hielt es in die Höhe: Es warf ein dunkles Schattenkreuz gegen die Decke. Er betrachtete es lange. —

Da knisterte etwas gegen sein Fenster und gleich darauf noch einmal; er öffnete und sah unten Tante Olga, wie sie im Begriff war, abermals ein Steinchen hinaufzuwerfen, so daß sie ihn fast an den Kopf getroffen hätte. —

„Willst du mit mir spazieren gehen?" flüsterte sie hastig. — „Jetzt?" fragte Peter ganz erstaunt. Es war tief in der Nacht. — „Ja! Jetzt sind wir allein. Willst du?" Er schüttelte den Kopf. — „Was war denn das für ein Kreuz?" fragte sie gespannt. — Peter antwortete vor Erstaunen nicht. — „So sage es doch!" rief sie unruhig. — „Ein Buchzeichen." — „Ein gesticktes?" — „Ja!" — „Von wem?" — „Von Liesel!" — „Ach!" sagte die Tante gepreßt. „Bist du noch unschuldig?" — „Aber Tante Olga!" — „Liebst du sie? Oh, ich weiß alles!" — Sie zog ihr Taschentuch und weinte. „Nie! Nie! Nie!" rief sie plötzlich, und fort war sie — ihre Stimme verhallte im Winde.

Am andern Morgen war Frau Michel sehr freundlich gegen ihren Sohn. Sie sagte, sie habe sich am vorigen Tage übereilt, er sei ein braver Junge und würde ihr immer Freude machen. Sie sei froh, daß er nun zur Universität gehe, um etwas Tüchtiges zu lernen. Daß er Fanny mitnehmen wolle, fand sie sehr verständig: „Hier taugt er doch zu nichts; besser, wenn er stets unter Aufsicht ist. Es ist wirklich nicht mehr zum Ansehen. Seit deiner Konfirmation ist ein anderer Geist in ihn hineingefahren. Da!! Sieh nur, ist es nicht einfach furchtbar, wie das Tier aussieht?!" — Fanny, dem es gerade einmal eingefallen war, nach Hause zu gehen, kam soeben langsam und in sich gekehrt zum Zimmer hereingetrottet. Als er Frau Michels Miene sah und merkte, daß über ihn geredet wurde, wollte er lautlos wieder umdrehen, aber Frau Michel sprang auf die Türe zu, warf sie ins Schloß und rief: „Nein, nun wird einmal hier geblieben!" Da verkroch er sich schweigend unter das Sofa. Peter holte ihn hervor, nahm ihn auf den Schoß und blickte ihm nachdenklich und traurig in die Augen. Aber Fanny hielt den Blick nicht aus; immer sah

er an ihm vorbei, und als Peter ihm den Kopf festhielt, schielte er langsam zur Decke. Da ließ er ihn los, und Fanny wanderte wieder unter das Sofa.

Eine Woche später hatte Peter ein ernstes Zwiegespräch mit seiner Mutter. Sie hatte sich neben ihn gesetzt und seufzte so recht aus vollem Herzen. „Eine Sorge kommt zu der anderen," sagte sie, die Arme verschränkend und vor sich hinsehend. „Nun gehst du zur Universität, kaum daß ich dich ein paar Wochen bei mir gehabt habe. Mein Vater ist tot, und ich habe niemand mehr, mit dem ich mich beraten könnte. Ich hatte geglaubt, er würde mehr Geld hinterlassen. Ich weiß nicht recht, wie ich durchkommen soll, wenn du nun studierst." — „Vielleicht," sagte Peter, „kann ich ein Stipendium bekommen." — „Das ist Ermäßigung oder Erleichterung?" — Peter nickte. „Ja," sagte sie; „der Herr Kantor schrieb mir auch bereits darüber; wenn das möglich wäre, so würde dies natürlich meine Sorge sehr erleichtern. Unbescholten bist du ja Gott sei Dank. — — Es ist wirklich schwer," fuhr sie nach einem Schweigen fort, „so allein auf sich angewiesen zu sein. Mit deinem Vater kann ich über nichts dergleichen reden. Du bist ja jetzt kein Kind mehr, und deshalb kann ich auch einmal freier mit dir sprechen." — Peter blickte zu Boden. — „Neulich nacht ließ mir deine Zukunft keine Ruhe. Ich dachte über alles nach und sah eine solche Fülle von Schwierigkeiten, daß es mir den Atem fast benahm. Ich wandte mich an deinen Vater, der neben mir lag, und schüttete ihm mein Herz aus. Aber glaubst du, daß er mir auch nur mit einer Silbe geantwortet hätte? Nichts sagte er — gar nichts! Hätte er mich nicht vorher nach dem Grunde meiner äußeren Unruhe gefragt — ich wälzte mich ruhesuchend in meinem Bette —, so hätte ich geglaubt, er

schliefe. Bekümmert drehte ich mich auf die andere Seite." — Peter schaute recht nachdenklich drein. — „Siehst du," fuhr sie fort, „was für eine schwere Stellung ich habe. Es ist notwendig, daß wir zusammenhalten!" Sie legte ihm ihre eine Hand auf den Rücken und reichte ihm die andere. Er sah ihr ins Gesicht. Sie schien älter geworden in der letzten Zeit. Ihre Augen hatten einen unruhigen Ausdruck, um die Mundwinkel lag ein nervöser Zug. Sie zeigte deutliche Spuren von Ermüdung. Machte das die Aufregung der letzten Zeit und die Krankenpflege? — Langsam stand er auf und ging hinaus in den Garten, zwischen Beete und Sträucher. Alles war in den Knospen und harrte der Wärme. Es war ein schwerer Apriltag. Leise begann ein Regen herabzurieseln.

Den nächsten Morgen reiste er ab.

Viertes Kapitel

„Hier links, junger Herr, die zweite Türe! Richtig. Nun sehen Sie mal, so ein schönes Zimmer! Und so billig! Da können Sie stundenlang in der Stadt herumlaufen und finden nichts für denselben Preis. Und die schöne Aussicht auf den Garten! Na, sehen Sie man mal 'raus. Besehen ist ja nicht kaufen!" — Peter trat ans Fenster: Wände gegenüber, Wände an den Seiten, oben ein Stück Himmel, unten ein Hof mit einigen Bäumen. Schön war das nicht für den ländlichen Peter Michel. Aber er wollte die Frau, die mit der Aussicht so zufrieden schien, nicht verletzen, darum nickte er nur und trat ins Zimmer zurück, stand unschlüssig und sah sich langsam nach allen Seiten um. Da fiel ihm ein, daß ihm die Frau Kantor geschrieben hatte, er solle nicht gleich das erste beste Zimmer nehmen, sondern etwas herumgehen und suchen. Mittag nahte, ohne daß er jedoch etwas Passendes fand. Das Essen war mittelmäßig, da er ein bescheidenes Gasthaus wählte, aber der Kellner, der ihn gleich nach allem ausfragte und alles erfuhr, empfahl ihm ein Zimmer, das seine Tante zu vermieten habe. Beim Zahlen des Trinkgeldes wäre er fast rot geworden, so neu war ihm seine Situation. Das Zimmer der Tante war eine schmucklose kleine Kammer, aber sie war billig. Er könnte auch mit in der Familie essen,

sagte die Frau, indem sie ihn von oben bis unten musterte. Er mietete. Als er ziemlich spät am Abend seine neue Heimstätte betrat, zündete er ein Lichtchen an und besah sie noch einmal. Sie ist wirklich recht einfach! dachte er. In der Nacht plagten ihn unruhige Träume. Plötzlich wachte er auf und verspürte ein heftiges Brennen und Jucken. Er machte Licht und fand, daß er an Armen, Beinen und am Halse dicke Stiche hatte. Mücken gab es um diese Jahreszeit doch nicht; und Flöhe?! Fanny lag drüben auf dem Sofa. Er löschte langsam die Kerze und lag eine ganze Weile wachend da. Ein neuer, heftig brennender Schmerz veranlaßte ihn, aus dem Bett herauszugreifen und wieder anzuzünden. Da erblickte er am unteren Horizonte seiner Bettdecke das davonstürmende Hinterteil eines dunklen kleinen Tieres. Mit einer bei ihm ungewöhnlichen Geschwindigkeit machte er sich auf die Jagd und erwischte das Geschöpf im letzten Augenblicke noch. Er besah es nachdenklich bei Lichte. Sollte dies eine Wanze sein? Er hatte noch nie eine Wanze gesehen, aber manches von ihnen gehört. Dann legte er das getötete Wesen mitten auf seine Bettdecke; vielleicht würde dies Eindruck auf die anderen machen. Aber er fand keine Ruhe, geriet in eine stumme Verzweiflung und war fest entschlossen am anderen Morgen auszuziehen. — Als er seiner Wirtin die getöteten Tiere zeigte, sagte sie sogleich sehr aufgeregt, sie sei eine anständige Frau, und er müsse sie selbst mitgebracht haben. Da verlor Peter plötzlich alle Selbstbeherrschung, schrie sie an, er zöge aus, warf die Tür hinter ihr zu, packte seine Sachen und verließ sogleich das Haus. Die Frau rief grollend, sie würde die Polizei holen, und wenn nur ihr Mann da wäre, so sollte er schon sehen! Aber er hörte nicht auf sie, pfiff Fanny, der der Frau

das letzte Wort nicht lassen wollte, und mietete nun das Zimmer, das er zuerst besichtigt hatte. — Am nächsten Morgen begab er sich mit seinen Papieren nach der Universität, erledigte alles Geschäftliche und erhielt auf Grund seiner Zeugnisse und einer genauen Darstellung der pekuniären Lage seiner Familie später auch das ersehnte Stipendium.

Es fehlte ihm jeder Anschluß, und er fühlte sich recht einsam. So machte er denn bald einen Besuch bei einer Familie, zu der er von dem Kantor empfohlen war.

Klinkhardt! Richtig; da stand der Name, im zweiten Stock einer nicht belebten Seitenstraße, und das Porzellanschild sah ihn an, als habe es schon lange auf ihn gewartet. Ein junges Mädchen öffnete. Nun wußte er nicht, was er sagen sollte. — „Wünschen Sie meinen Bruder zu sprechen? Er ist nicht zu Hause!" — „Nein; aber Frau Klinkhardt!" sagte Peter. Die junge Dame machte eine höfliche Bewegung und führte ihn in das Wohnzimmer. Nach einigen Minuten öffnete sich eine Seitentür, und eine kleine, ziemlich dicke Frau trat ein. Peter hatte inzwischen überlegt: Er überreichte der Dame augenblicklich den Brief des Kantors und sagte: „Ich heiße Peter Michel." Sie sah ihn, wie ihm schien, etwas ungläubig an, las den Brief aufmerksam durch, murmelte: „Hm. Ach so!" und blickte wieder auf. — „Es ist mir sehr angenehm, Sie kennen zu lernen!" sagte sie plötzlich so laut, daß Peter sie erschrocken ansah. „Sind Sie schon lange hier?" — „Etwa acht Tage." — „Dann ist es Ihnen aber ziemlich spät eingefallen, uns zu besuchen. Waren Sie hier auf dem Gymnasium?" Peter sah sie verwundert an: „Aber ich bin ja erst seit acht Tagen hier!" — „Was?" — Die Dame blickte ihn mit schiefem Kopfe und offenem Munde an. Jetzt be-

griff Peter endlich: „Acht Tage!" rief er laut. — „Ach so! Ich verstand acht Jahre! Sie müssen nämlich wissen, ich bin ein bißchen schwerhörig. Also acht Tage sind Sie hier. Nun, wie gefällt es Ihnen denn hier?" — „Oh, sehr gut." — „Ja, etwas mehr Abwechselung als bei Ihnen wird es hier schon geben! Und die Studenten! Neulich nachts ist hier wieder ein großer Krach passiert. Alle Laternen vor der Universität haben sie zerschlagen. Die Nachtwächter haben natürlich nichts gemerkt, aber am nächsten Morgen sah man die Bescherung. Wissen Sie, was man hier vom Polizeidirektor sagt?" Peter schüttelte den Kopf. „Er hat zwei Frauen! Notorisch!!" — Sie sah ihn an, um zu prüfen, welchen Eindruck dies auf ihn machte. Aber Peter schwieg und blickte ziemlich unglücklich drein. — „Wie geht es denn dem Kantor und seiner Familie?" — „Oh, sehr gut. Liesel wird nun bald auch konfirmiert." — „Jesus, wie die Zeit hingeht! Ich kannte ihre Mutter, als sie ein junges Mädchen war. Damals war sie ein ganz ausgelassenes, wildes Ding, aber als sie dann ihren jetzigen Mann heiratete, war das mit einem Mal vorbei. Sie hatte noch einen Verehrer, ich glaube ein Doktor war es, der war ganz vernarrt in sie. Warten Sie mal, wie hieß er doch gleich: Schön — Schön — Schönwald hieß er, Doktor Schönwald. Und der wollte sie durchaus heiraten; und es war so ein hübscher junger Mensch. Aber nein, sie nahm ihren Kantor; das heißt, damals war er noch kein Kantor. Und nun sagen Sie mal: Leben die denn glücklich miteinander?" — Ihre Augen sogen sich an Peters Mund fest. Peter machte eine Bewegung mit den Lippen. — „Wie??" — Die Frau schoß mit ihrem Ohre dicht an seinen Mund, daß er eines ihrer Haare berührte. — „Ob die glücklich leben?" — „Das weiß ich nicht!" brüllte er und dachte

ganz erbost: Das ist ja eine widerwärtige Frau. — Sie zog enttäuscht den Kopf zurück und sagte, sie wisse es auch nicht, sie kenne sie beide nicht genau, aber sie habe einen Bruder gehabt, jetzt sei er tot, der wäre ein Freund des Kantors gewesen. — Peter erhob sich und sagte, er wolle nun nach Hause. — „Aber Sie haben ja noch gar nicht meine Tochter gesehen!" Sie öffnete die Nebentür und rief: „Mariechen!" Dann horchte sie eine Weile, schüttelte den Kopf und verschwand murmelnd. Endlich trat sie wieder ein, gefolgt von dem jungen Mädchen, das ihm die Tür geöffnet hatte. Jetzt schien sie informiert und bot ihm die Hand: „Übrigens schreiben Sie uns doch Ihre Adresse auf, daß wir Ihnen einmal eine Einladung zuschicken können." — Peter tat es und suchte seinen Buchstaben einen männlichen Schwung zu geben. Am Ende machte er sogar einen Schnörkel. „Schön!" sagte das Fräulein und faltete das Papier zusammen. Peter machte einen Diener und verschwand. Als er zur Vorplatztür heraustrat, wäre er beinahe über die Füße eines jungen Herrn gefallen, der sehr elegant gekleidet war und einen Zwicker trug. Er sah hinter Peter Michel her, der, ohne sich aufzuhalten, die Treppe hinabeilte. Unterwegs begegnete er einem jungen Mann, der eine bunte Mütze trug und eine eingeschlagene Nase hatte. „Das ist ein Korpsstudent!" sagte er sich schnell und halblaut und steuerte auf ihn zu, um ihn ganz aus der Nähe betrachten zu können. Der Herr erwiderte seinen Blick, und als Peter an ihm vorbei wollte, blieb er stehen und bat um seine Karte. Peter war verwundert. — „Ich habe noch keine. Aber ich lasse mir bald welche machen. Was wollen Sie denn damit?" — Der andere sah ihn von oben bis unten an, ließ die Luft zwischen seinen Zähnen durchpfeifen und ging achselzuckend weiter. Peter sah ihm

verwundert nach, etwas aufgebracht über die Behandlung, die er nicht verstand. Das ist ja eine widerwärtige Bande, diese bunten Studenten! dachte er. Er nahm sich vor, künftig keinen wieder anzusehen.

Aber noch am selben Tage stellte sich eine solche Buntmütze ihm auf seinem Zimmer vor und suchte ihn für eine Verbindung anzuwerben. Peter saß sehr unglücklich dabei und sagte in aller Verlegenheit: „Ich glaube, ich darf nicht." — „Oh, wenn es weiter nichts ist: teuer ist die Sache gar nicht. Monatlich zehn Taler mehr. Schreiben Sie an Ihren Herrn Vater. Eventuell kriegen Sie auch was gepumpt!" Peter saß wie angegossen auf seinem Stuhle, klemmte die Daumen gegen den Sitz und verpflichtete sich halb und halb. Als er fort war, blieb er nachdenklich im Zimmer stehen. Plötzlich stürmte er hinaus: „Ach bitte!" rief er herunter. Der Herr war schon unten auf der Diele angelangt, wandte sich zurück und erblickte Peters Kopf hoch oben über das Treppengeländer gelehnt. — „Ach bitte, ich kann doch nicht. Es geht wirklich nicht, ich weiß bestimmt, daß es nicht geht." — Der andere murmelte etwas Unverständliches, dann entzog ihn das Treppenhaus Peters Blicken. Ich muß ihm doch nachsehen! dachte er, eilte in sein Zimmer zurück und öffnete schnell das Fenster. Aber seine Stube ging nach dem Hofe. Daran hatte er nicht gedacht. — Der war doch nun ganz freundlich! dachte er. Aber eine Verbindung — o Gott — wie schrecklich. Er blickte in den Hof hinunter: Wie tief das doch hier unten ist! Er zählte die Fenster und entdeckte hinter einem derselben ein Gesicht, das eines Mädchens. Sie zog sich sogleich halb hinter die Gardine zurück, und Peter konnte nicht entscheiden, ob sie zu ihm hinauf sah oder nicht. — Dann besichtigte er wieder seinen Stundenplan. Am Nach-

mittag begann seine erste Vorlesung. Ein ungeheures Getrampel erscholl, daß er erschreckt herumsah. Da entdeckte er ein dürres, kleines Männchen, das sich nickend und dankend auf den Katheder zu bewegte. Peter, dem der Staub in die Kehle drang, hustete laut und nachdenklich. Inzwischen begann der Vortrag. Je mehr er zu folgen versuchte, um so weniger verstand er. Schließlich irrten seine Gedanken ganz ab, und er wurde erst geweckt, als das Trampeln abermals erscholl. — „Sie haben sich da einen mächtigen Stundenplan gemacht!" sagte sein Nachbar, sich erhebend. Peter hatte während der Stunde alles mit Bleistift Geschriebene mit Tinte nachgezogen. „Wird Ihnen denn das nicht zu viel?" — „O nein, ich glaube eigentlich nicht." — Es stellte sich nun heraus, daß er in ein Kolleg geraten war, das nur Fortgeschrittenere verstehen konnten. — „Sehen Sie, auf Ihrem Plan können Sie getrost über die Hälfte fortstreichen. Darf ich's Ihnen mal andeuten?" Peter sagte eilfertig: „Wenn ich bitten darf," und nun wurden viele Striche gemacht, und er sah mit Bedauern, wie der schöne Plan verunstaltet wurde.

Auf den Straßen spielten die Knaben mit Kreiseln, viele Fenster waren geöffnet, man genoß den ersten warmen Tag. Peter sah das alles nicht; er dachte nur an seine Mathematik, nur daran, daß er nun viel Neues lernen und ganz gewaltig arbeiten müsse. Als er aber in sein Zimmer trat, bedrückte ihn die dumpfe Luft. Er öffnete das Fenster und schaute heraus. Der Holunderbaum da unten treibt schon starke Knospen, dachte er. Dann bemerkte er auch ein kleines Beet, das ihm bis dahin entgangen war, und er sah allerlei grüne Keime, die in den letzten Tagen aufgegangen sein mußten. Eine alte Frau öffnete ein Fenster gegenüber. Sie hatte ein schwarzes Tuch um den Kopf ge-

legt und lugte vorsichtig hinaus. Das dunkle Haus zeichnete sich scharf gegen den hellblauen, reinen Himmel ab. — Ob ich nicht einmal hinunter gehe und einen kleinen Spaziergang mache? Aber der Stundenplan! — Den kann ich ja heute abend machen. Er schloß sorgsam das Fenster, weckte Fanny, der in einer Ecke schlief, und begab sich hinunter. — Ob es wohl recht von mir ist? — Er zögerte wieder. Aber Fanny war bereits vorausgeeilt, bellte in die Luft hinein und blickte sich endlich nach Peter um, in leiser Verstimmung. Dies gab den Ausschlag. Die ersten Straßen waren ihnen noch bekannt, aber dann kamen sie in ein Viertel, das ihnen beiden fremd war. Hier waren die Häuser neuer, die Straßen breiter, und ein Hauch von Frische wehte aus ihnen. Es folgten Neubauten, kaum angelegte Straßen, untermischt mit umzäunten Wiesenplätzen, auf denen weiße Wäsche zum Trocknen hing. Und endlich war er draußen, außerhalb der Stadt, im kühlen Winde. Eine Anhöhe zog sich weit hinunter, grünlich schimmernd von dem matten Winterrasen, und in der Ferne eine Baumallee, kahl und einförmig, bis sie sich in braunen Rauch verlor. Der Boden war noch weich und fettig von dem letzten Regen; vorsichtig stieg Peter hinauf, gefolgt von Fanny, der die Schnauze am Boden hielt und ab und zu kräftig nieste. Der Hügel mochte nicht sehr hoch sein, aber von oben hatte man doch eine gute Aussicht. Da sah Peter, daß die Stadt viel größer war, als er gedacht hatte; weithin dehnten sich die Häusermassen, und weit umher Flachland, unendliches Flachland. In der Ferne Wälderzüge, kleine Ortschaften, und noch weiter blauer Duft im Umkreise. Unten am Hange bemerkte er zwei Kinder. Ein Knabe, der einen kleinen hölzernen Wagen zog, in dem ein kleines Mädchen saß. Ab und zu bückte er

sich und pflückte ein paar Wiesenblumen, die er dem Kinde reichte. Peter hörte das Knarren der Räder und das Lachen des kleinen Mädchens, bis sie um die Biegung verschwanden. — Der Tag ging seinem Ende zu. Die Sonne flammte rot und siedend auf einer Ziegelfabrik in der Ferne. Peter wandte sich zum Gehen. Als er in die ersten Straßen einbog, senkte sich bereits die Dämmerung herab. Ihn begann zu frieren. Er steckte seine Hände in die Manteltaschen und ging schneller; vereinzelte Lastwagen fuhren knarrend über das Pflaster. Fabrikarbeiter kamen in Massen an ihm vorbei. Es war Feierabend. Hie und da brannte bereits eine Laterne. Er drückte sich die Häuser entlang, an den lauten Scharen vorbei, und als er endlich in seiner Wohnung anlangte, war der Abend hereingebrochen. Im Treppenhause brannte eine Öllampe mit trübem Schein. Langsam erklomm er die dunkle Stiege, und endlich befand er sich wieder in seinem traurigen kleinen Stübchen. — Seine Wirtin brachte ihm das Essen: „Nun, Herr Michel, Sie sind wohl heute draußen in den Wiesen gewesen? Ist ja recht von Ihnen, daß Sie die frische Luft genießen, aber ein andermal putzen Sie sich hinterher hübsch ordentlich die Stiefel ab! Unser Hausherr ist streng und sieht auf Reinlichkeit." — Peter entschuldigte sich und begann sein Brot in die Suppe zu brocken. Seine Wirtin hatte sich an den Bettpfosten gelehnt und hielt die Arme untergeschlagen. Sie schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. — „Ja, ja, die jungen Leute!" begann sie endlich. — Peter sagte gar nichts. Ab und zu brach er ein Stück seines Brotes ab und warf es Fanny zu, der es kunstgerecht aufschnappte. — „Komisch, daß Ihr Hund Fanny heißt! Wissen Sie, daß sie denkt, Sie hätten ihn nach ihr genannt?" Peter hielt im Kauen inne und sah die

Frau mit offenem Munde an. — „Na, verstellen Sie sich nur nicht; ich weiß alles! Heute hat sie mir's noch gesagt." — „Wer denn? Was denn?" fragte Peter mit runden Augen. — „Na, die Kleine drüben im Hinterhause! Tun Sie doch nicht so, als ob Sie nichts wüßten! Aber vor der nehmen Sie sich nur in acht! Hübsch ist sie, hat auch viele Studentenbekanntschaften. Aber so 'n Leben, wie die führt! Der Herr, der vor Ihnen hier wohnte, den hat sie ganz bankrott gemacht. Der wollte hier studieren, aber die Weibsbilder haben ihm keine Ruhe gelassen; na, und wie er die Fanny kriegte, da war alles aus! Und so ein vornehmer junger Herr! Er hatte das große Zimmer nach vorne; damals wohnte ich noch hier in Ihrem Zimmer. Aber er lag fortwährend hier im Fenster, und nachher wollte er sie sogar mit in die Etage nehmen und bei mir einquartieren; aber das habe ich nicht geduldet. Ich sitze nachher dran mit der Polizei! Ach, war das ein hübscher junger Herr! Warten Sie mal, ich komme gleich wieder; ich hole Ihnen mal das Bild!" Sie ging hinaus, und Peter war allein. — „Ach so," sagte er plötzlich, „das ist vielleicht die, die ich manchmal hinter der Gardine gesehen habe!" Er schlich zum Fenster und sah hinüber, während ihm das Herz klopfte. Endlich trat die Wirtin wieder ein. — „Nun sieh mal einer an! Da ist er schon wieder am Fenster! Aber gesehen haben Sie sie diesmal nicht. Ich bin schnell hinüber gelaufen und habe mir ihr Album geborgt. Sehen Sie mal hier!" — Die ersten Bilder schienen Familienangehörige darzustellen. Dann kamen lauter Männer. — „Und hier ist auch der, von dem ich Ihnen vorhin erzählte!" Sie deutete auf einen jungen Mann mit sehr hellem Haar und einem schönen, eleganten Kopfe. — „Aber das ist ja" — Peter sah sprachlos auf das Bild, das er sofort als den

früheren Pensionär des Kantors erkannte. — „Ja, nicht wahr?" rief sie. „Wie ein Graf sieht er aus! Aber seinen Vater hätten Sie erst sehen müssen. Ach, war das ein feiner, vornehmer Herr! Ein bißchen Grau schon, aber noch so adrett, und jugendlich! Ja, das war ein Mann von Welt! Als es gar nicht mehr weiterging mit dem Sohne, da kam er angereist, zahlte alle Schulden und nahm ihn gleich mit sich. Hals über Kopf mußte er abreisen, und seine Bücher ließ er alle hier; die brauchte er nicht mehr, sagte er, oder er würde sich neue kaufen; ich weiß nicht mehr genau. Die habe ich für zwanzig Taler verkauft! Und der Herr Vater gab mir obendrein noch ein hübsches Trinkgeld! Ich konnte mich nicht beklagen. Ja, ja, wie es doch so geht in der Welt. Amüsieren Sie sich nur, Herr Michel, Jugend hat keine Tugend; — es ist ja auch recht so schließlich."

Peter gab von nun an mehr Obacht auf das Fenster, aber vorläufig sollte er die Bekanntschaft von drüben noch nicht machen.

Eines Tages erhielt er eine Karte von einem früheren Schulkameraden, in welcher ihn dieser einlud zu einem Glase Bier. Café Elite. Richtig! Da saß er schon an einem runden Tischchen und hatte vor sich einen Bierkrug stehen.

„'n Abend Michel! Ich dachte schon, du kämest nicht mehr. Rate mal, woher ich deine Adresse weiß!" — Peter riet alles Mögliche und Unmögliche. — „Von der alten Klinkhardt! Schauerliche Person, was? Hast übrigens einen guten Eindruck auf sie gemacht. Kann ich mir denken; bist wahrscheinlich sehr schüchtern gewesen. Das mögen alle alten Weiber gerne!" — „Aber Ottmer, du redest ja so komisch!" sagte Peter. — „Komisch? Nee, ist nur mein Urteil. Schließlich erweitert man doch seinen Gesichtskreis,

wenn man die Schule verläßt und ins Leben eintritt. Prost Blume!" — „Welche Blume?" fragte Peter unbefangen. Aber seine Worte wurden erstickt in einem explosionsartigen Husten seines Freundes. „Wahrscheinlich wieder der Rest des Fasses! Da kommen einem die verfluchten Bierfische in die Kehle!" — „Bierfische?" wollte Peter fragen. Aber er ließ es und wunderte sich nur. — „Ja, also was ich noch sagen wollte: Du studierst ja wohl Mathematik, nicht wahr?" Peter nickte und sagte: „Und was studierst du denn?" — „Jura; natürlich Jura. Werde mich später wohl ganz und gar der Nationalökonomie zuwenden, denn das ist mein eigentliches Gebiet. Habe übrigens bis jetzt noch nicht viel in die Bücher gesehen; hat ja auch noch Zeit. Ehe man das Leben theoretisch studiert, muß man es praktisch studieren. Du wirst natürlich auch vorläufig bummeln — was?" Peter sagte gar nichts, sondern versuchte nur, ebenso große Schlucke zu nehmen wie sein Freund. — „Nun sag mal, du redest ja nicht? Was hast du denn eigentlich?" Peter lächelte verlegen und wickelte langsam sein Taschentuch um seinen Zeigefinger. Er wußte wirklich nichts, was er hätte sagen sollen. — „Kellner! Zwei große Münchner." — „Ich will nichts mehr trinken," sagte Peter; „ich werde sonst betrunken." — „Unsinn! Heute bist du mein Gast. Das Bier ist ja leicht." — Er hatte einen Plan und traf jetzt seine Vorbereitungen. Peter trank in großen Zügen, setzte sein Glas ziemlich kräftig nieder und schmatzte, sich langsam nach rechts und links umschauend. Es gefiel ihm hier ganz gut. So viele Lichter, Tische und Stühle, und alle Leute wurden so höflich behandelt! — „Sag mal, rauchst du gar nicht?" — „Doch!" Peter fühlte, er müsse etwas tun, daß ihn der andere nicht zu sehr von oben herab ansähe, nahm die

größte Zigarre, die er fand, und paffte wie ein Alter. Er kam sich ganz neu vor in dieser Situation. Wenn ihn jetzt seine Mutter sähe! Würde sie ihm nicht die Zigarre aus dem Munde reißen und ihn nach Hause schicken? Unwillkürlich reckte er seine Schultern und trank sein Bier auf einen einzigen Zug aus. — „Also du bist öfters hier in diesem Gasthaus?" fragte er. „Ich werde auch manchmal herkommen. Das Bier ist wirklich gut, und die Kellner sind alle so freundlich!" — Ein neues Bier wurde auf den Tisch gesetzt. „Prost Blume!" sagte er hastig. Dann sog er sich förmlich an seinem Glase fest. — „Aha," rief Herr Ottmer. „Da kommt ja die kleine Anna." — Ein junges Mädchen kam an den Tisch heran mit einem großen Blumenkorb: „'n Abend, Herr Ottmer. Sträußchen gefällig?" — „Kaufen Sie nicht auch eins, Herr Doktor?" wandte sie sich an Peter. Peter bejahte. — „Warten Sie mal!" — Sie nahm eine Nadel von ihrer Brust und steckte ihm ein Bukett an seine Jacke: „So! Sehen Sie; so sitzt es fein!" — „Trink mal!" sagte Herr Ottmer und reichte ihr sein Bierglas. — „Was Ihr Freund für treue Augen hat!" meinte sie, sich den Mund abwischend. — „Na, na, verlieb dich nur nicht in ihn." — Peter sagte: „Ich finde, Sie haben auch treue Augen!" worauf das junge Mädchen das Glas mit einem Krach auf den Tisch setzte und in eine ungeheure Heiterkeit ausbrach. Sie bekam vor Lachen ganz kleine Augen und zeigte alle ihre Zähne. „Na, adieu!" rief sie endlich, gab Herrn Ottmer die Hand und nahm mit leichtem Schwunge ihren Blumenkorb auf. „Adieu, Sie Kleiner mit den treuen Augen!" — Sie kitzelte Peter mit einer Nelke unter der Nase und wandte sich mit langsamen Schritten weiter. — Herr Ottmer zahlte jetzt, und Peter bedankte sich. Als er aufstand, merkte er, daß er nicht

mehr ganz sicher auf den Beinen war. Aber das schadete ja gar nichts. Dafür fühlte er ein großes Stück Kraft in sich. Mit einem lauten: „Guten Abend!" verließ er das Lokal. Der Himmel war mit Sternen wie übersäet, und alle schienen ein ganz persönliches Interesse an Peter Michel zu nehmen. „Du!" sagte er plötzlich. — „Was denn?" — „Paß mal auf: Eins, zwei, drei!" — Er warf seinen Hut in die Luft und brüllte: „Hurra, hurra, hurra." Dann bückte er sich und fiel auf die Erde. — „Ist auch ganz schön! Die lieben Sterne! Wo ist denn bloß der Mond? Ach da! Nee, das ist ja die Zigarre." Aber im nächsten Momente dachte er: Das geht nicht, ich muß mich anständig benehmen. Herr Ottmer hatte väterlich lächelnd dabei gestanden. Jetzt half er ihm auf und zog ihn sicher vorwärts. — „Wo gehen wir denn noch hin?" — „In die Illusion!" — „Was ist das?" — „Café-Konzert, Damenbedienung, Animierkneipe." — „Damen?" — „Na ja, Gott, Damen, was man Damen nennt!" — „Ach so!" sagte Peter, verstand aber absolut nicht mehr als vorher. — Damen! Er dachte an seidene Gewänder und lange Schleppen. Seine Mutter trat ihm plötzlich deutlich vor Augen. Die hatte immer so viel von Damen geredet, wenigstens schien ihm das augenblicklich so. Plötzlich hielten sie. „Hier?" sagte Peter. Er sah ein mattrot erleuchtetes, verhangenes Fenster, daneben eine ebenso verhangene Tür. Von innen tönte Musik. Sie traten ein. Anfangs konnte er nichts unterscheiden vor ungeheurem Tabakdunst. Wo war er denn? Mein Gott, wenn er doch lieber im Bett läge! Ein ohrenzerreißender Lärm von Violinen und Trompeten bestürmte ihn. Da saßen sie, die Damen! In kurzen Kleidchen mit aufgelösten Haaren und gefärbten Backen, und musizierten.

„Bier gefällig?" — „Ja, Pilsener; nicht wahr, Pilsener?" — Peter nickte mechanisch. Jetzt hörte die Musik auf, und eine der Damen begann zu singen. Anfangs verstand er nichts, aber dann immer mehr, und schließlich wußte er gar nicht, was er denken sollte. — „Prost!" — Eine Hand mit einem Glase tauchte aus dem Nebel und berührte das seine. „Prost!" antwortete er und trank. Da kam ein weibliches Geschöpf mit einem Teller, um Geld zu sammeln. Sie erinnerte Peter an Tante Olga. Wie merkwürdig! Warum war sie es denn nicht? — „Na, Kleiner?" Er fühlte sich von hinten gezwickt. Eine dicke Blonde. „Wie geht's denn seit dem letzten Male?" — „Wann denn?" — „Na, weißt du denn nicht mehr, Schätzchen?" Sie setzte sich Peter Michel auf den Schoß und drückte ihm Nase, Kinn und Backen zusammen. Da regte sich in ihm ein letzter Rest von Menschenwürde. „Das will ich nicht!" sagte er laut und suchte die Dame von seinem Schoße herabzudrängen. — „Na, Schätzchen, nur nicht gleich so giftig! Hast mich doch immer gern gehabt!" Ihr dicker Busen umschloß ihn, sie drückte einen Kuß auf seine Lippen. Mit einem furchtbaren Ruck brachte er sich und sie vom Stuhl herunter. — „Ich will fort!" — Herr Ottmer zahlte. — „Ich will nach Hause!" — „Mach keinen Unsinn! Wir gehen noch ins Monopol!" — „Nein, ich will nach Hause." — „Ach was, komm nur mit!" Peter wurde unter den Arm gefaßt und ließ sich willenlos führen. Auf einmal weinte er. — „Nanu? Was ist denn los?" — „Ach, es war alles so schön, und nun ist alles vorbei!" — „Unsinn, Mensch, schäme dich." — „Ich bin so einsam!" — „Ja, ich wollte dich schon lange fragen, sag mal — übrigens, ich kann dir nur sagen, daß es dein eigener Vorteil ist; ich spreche aus Erfahrung, bin selbst dabei und muß es

also wissen: Sag mal, hättest du nicht Lust, in meine Verbindung einzutreten?" — Bei dem Worte „Verbindung" regte sich etwas wie Verstand in Peter Michel. Er fühlte sich plötzlich wieder auf der Erde. „Nein, auf keinen Fall," sagte er. Herr Ottmer merkte, daß er zu früh begonnen. Schweigend schritten sie weiter. Peter verfiel in eine Art von Halbschlaf und sagte das ganze Einmaleins her. Plötzlich fühlte er sich geblendet. Welches Lampenfluten! Und lauter Menschenschädel mit Augen darin, die nur ihn anblickten! Was trank er nur eigentlich? Er rührte und rührte mit dem Löffel in seinem Glase und starrte ins Leere. Das rotsamtene Sofa erschien ihm wie das Ende der Welt. Die Lichter zuckten seltsam, und das schwirrende Getöse wurde stärker. — „Also, um noch einmal auf unsere Frage zurückzukommen: hast du dich inzwischen besonnen? Du wirst es nicht bereuen. Auf Ehre! Also du willigst ein? Nicht wahr? Was?" — Statt aller Antwort sank Peter Michel Herrn Ottmer an die Brust, und seine Augen schlossen sich; er schlief. —

„Beste Frau Heinecke, ich sage Ihnen: Das nächstemal fliegen Sie 'raus; unerbittlich! Das ist nun so oft passiert und ich habe jedesmal die Schererei davon. Wollen Sie mir die Miete vom Sekretär Pickel bezahlen? Nee, natürlich nicht; na, der hat nun gedroht, zu kündigen. Und warum hat er gedroht, zu kündigen? Weil heute morgen wieder die Schweinerei auf der Treppe war. Und warum war sie da? Weil wieder einer von Ihren Studenten betrunken nach Hause gekommen ist. Mir sind die jungen Leute egal. Aber nicht egal ist mir, wenn sie mir mein Haus verunreinigen. Da werde ich grob. Und nun wissen Sie's, und lassen Sie sich's gesagt sein: Passiert wieder was, so flie-

gen Sie 'raus, unerbittlich! Haben Sie mich verstanden?" — „Ach, Herr Rüdenberg, unsereiner ist man auch bloß eine arme Frau; ich bin unschuldig, das kann ich Ihnen bei Gott versichern. Lieber Himmel, man muß doch leben! Unsereiner hat auch seine Sorgen. Die Wohnung kostet mich zweihundert Taler jährlich, wie soll ich denn das aufbringen? Und die Studenten — glauben Sie man ja nicht, daß ich 'nen großen Profit an meinen Zimmern mache, nee, das nun mal gar nicht. Ich setze eher noch was zu dabei. Denn das können Sie sich wohl denken, eine Frau wie ich, ich sorge für meine Studenten wie eine Mutter für ihre Söhne; das ist wahr; darauf kann ich einen Eid ablegen; leben und leben lassen, Herr Rüdenberg. Lieber Gott; 'n junger Mensch muß doch auch 'n bißchen sein Leben genießen. Und der Herr Michel, das ist ein sehr lieber junger Herr, so freundlich und still. Na, ich werde ihm ja sagen, daß er das nicht wieder tun darf, aber deshalb brauchen Sie doch eine arme wehrlose Frau nicht gleich aufs Pflaster zu setzen; was gut ist, ist gut, und nichts für ungut, Herr Rüdenberg, ist alles beim alten und soll nicht wieder vorkommen, habe die Ehre, mich zu empfehlen, Herr Rüdenberg, 'n Morgen, Herr Rüdenberg." — Sie stieg die Treppe hinauf, blieb auf dem Absatz stehen und sah in den Hof hinunter. „Der alte Esel!" brummte sie. Dann blickte sie die Fenster hinauf. Schon elf Uhr; Herr Michel liegt noch im Bette! Die Fanny auch noch. Ach so, heute ist ja Mittwoch. Wie lange der Baron wohl noch halten wird. — „Nun hat er mir auch noch mein Schloß verdorben! Na warte man, Halunke, dich kriegen wir schon!" Sie klingelte unausgesetzt mit aller Kraft. Endlich! Tap, tap, tap, nahte sich etwas. Peter Michel stand auf der Schwelle, mit bloßen Füßen. Den mittleren Teil seines

Körpers hatte er mit einem Federbett umhüllt, das er mit der Linken zusammenhielt. Seine Haare waren in wilder Unordnung, und seine Augen starrten rund und abwesend. — „Na, Sie haben was Schönes angestellt, Herr Michel. Nun hören Sie mal zu!" Peter ließ regungslos ihren Wortschwall über sich ergehen, dann drehte er sich um, tastete nach seinem Zimmer, verschloß die Tür, im nächsten Augenblick schlief er schon wieder. Dann sah er große blanke Augen dicht vor sich auf der Bettdecke und rundherum eine braungelbe Masse. „Fanny!" sagte er erstaunt. Da aber machte Fanny — denn dieser war es wirklich — so gleißende Bewegungen mit seinem langen, aalglatten Schwanze, daß ihm augenblicklich übel wurde, so daß er die Augen rasch wieder schloß. — Aber Fanny ließ ihn nun nicht mehr los. Er stieß langgezogene, halblaute Fisteltöne aus und begann dermaßen auf der Bettdecke hin und her zu trampeln, daß es war, als fiele ein Steinregen darauf herab. Durch eine Umdrehung seines eigenen Körpers warf Peter ihn vom Bett hinunter. Er hörte das weiche Aufschlagen seiner strammen, gummiartigen Sohlen, aber im nächsten Momente schnellte sich Fanny wieder hinauf und fiel gerade auf Peters Bauch. Da stieß er einen Seufzer aus, richtete sich halb in die Höhe und griff nach seiner Stahluhr. Zwölf vorbei! Das war ja entsetzlich! Jetzt aßen sie zu Hause Mittagbrot! Klopfte es da nicht? „Herein." Ja so. Er stand auf und öffnete die Tür. — „Ich wollte nur — — na, vor mir brauchen Sie sich nicht zu genieren, Herr Michel! Ich habe schon viele junge Herren im Nachthemd gesehen; also ich wollte Ihnen nur einen Hering bringen!" — Bierfisch, Bierfisch dachte er in einem fort. Ihm war recht unglücklich zumute. Wie hatte er doch gleich gesagt, „Prost —?" Er ging alle Pflanzennamen durch:

plötzlich fiel es ihm ein. — Er beendete nun seine Toilette und sah zum Fenster hinaus. Draußen ist es wärmer als drinnen! dachte er. Er fühlte sich schon besser.

„Na, Herr Michel, ausgeschlafen?" — Peter war ganz verblüfft. — „Ob Sie ausgeschlafen haben?" — War das die Fanny? „Danke!" sagte er endlich. Das junge Mädchen fuhr mit einem Ruck zurück, im nächsten Moment wurde das Fenster von zwei Händen, die Manschetten trugen, geschlossen. Gewiß ihr Papa, dachte Peter. — Frau Heinecke trat herein: „Ein junger Herr wäre hier gewesen und hat Herrn Michel sagen lassen, ob Herr Michel heute abend frei wäre und bei ihnen Abendbrot essen wollte. Herr Klinkhardt oder Klinkmann — ach so, hier habe ich ja seine Karte: Sophus Klinkhardt!" — „Weiß er, daß ich noch im Bette lag?" fragte Peter hastig. — „I Gott bewahre! Für so indiskretiv werden Sie mich doch nicht halten. Ich habe ihm gesagt, Sie wären im Kolleg! Warten Sie mal!" Sie ging dicht an Peter heran, hob ihre Hand an seine Backe und zog sie mit einem Ruck zurück. „Au!" sagte er. — „Sehen Sie hier! Ein ganz langes Haar! Ja, Herr Michel, Sie müssen nun bald anfangen, sich zu rasieren! Ach, die jungen Leute! Wenn die Männlichkeit beginnt, das ist immer so 'ne Übergangszeit. Nicht Fisch und nicht Fleisch. Sie sind nun ungefähr der fünfzigste Herr, den ich gehabt habe: Aber so gesund wie Sie ist noch keiner gewesen. Ach, Herr Michel, wollen Sie sich nicht mal die Haare schneiden lassen? Es ist so schönes Wetter; Sie werden sich gewiß nicht verkälten. Und mit den langen Haaren können Sie nicht mehr herumlaufen. Hübsch frisieren müssen Sie sich lassen, so recht schneidig, spiegelblank! Der junge Herr von heute morgen, das war mal ein schneidiger, flotter junger Mann! So 'nen feschen

Schnurrbart, — na das will ich ja von Ihnen nicht verlangen — aber so adrett und sauber! Und dann, Herr Michel, mit dem Hute können Sie eigentlich auch nicht mehr gehen. Sehen Sie doch mal her!" — Frau Heinecke ging auf den Schrank zu: „Da! So abgeschabt! Und hat gar keine Fasson mehr! Wissen Sie, so 'nen recht flotten, steifen!" Peter wußte gar nicht, was er sagen sollte. Es genierte ihn, daß er so häßliche Sachen habe, eigentlich mehr um der anderen als seiner selbst willen. Der Hut war wirklich recht abgetragen; er sah das jetzt zum erstenmal. Er war von Natur nicht kritisch und betrachtete die Dinge nur als Tatsachen. „Er ist wirklich schon sehr alt!" sagte er. „Ich will mir einen neuen kaufen." — „Dann kaufen Sie sich auch gleich einen Schlips!" Peter überlegte: Haarschneiden, Hut, Schlips. Nein, das ging nicht; eins mußte fortfallen. Er ging wirklich zum Friseur und fand seinen neuen, gescheitelten und pomadisierten Zustand weder schön noch häßlich, sondern nur ordentlich. Mit seinem neuen steifen Hut besah er sich in allen Ladenfenstern. Da fiel ihm ein, daß er sich auch ja rasieren lassen sollte. — Er dachte den Gedanken kaum zu Ende und errötete: Ihm war ja alles noch so neu.

Fünftes Kapitel

Peter Michels Studium nahte seinem Ende. Wer ihn jetzt wiedersah, bemerkte in seinen Zügen eine gewisse Veränderung: sie waren fester, regelmäßiger geworden. Doch der Ausdruck seiner Augen war derselbe. Allen Versuchungen der Großstadt hatte er widerstanden, oder sie waren nie an ihn herangetreten. In Gesprächen mit Kameraden hatte er sich indes die Geschicklichkeit angeeignet, eine Kennermiene anzunehmen und mit gewissen Dingen so vertraut zu scheinen wie der Christ mit dem Jenseits. Wenn er allein war, so dachte er oft darüber nach, wie er es wohl anzustellen habe, um ebenso zu sein wie die anderen. So verfiel er einmal darauf, jene Damenkapelle, welcher er damals mit Herrn Ottmer einen Besuch abgestattet hatte, allein aufzusuchen, heimlich, mit klopfendem Herzen. Aber die Wirkung war nicht die erhoffte. Einmal auch überwand er sich, der Einladung einer jener Damen, welche Spaziergänger oft unvermittelt anzureden pflegen, Folge zu leisten. Sie mißfielen ihm durchaus nicht, diese Damen; sie hatten alle so schöne Gesichter und rochen so vornehm. — Durch ein Gewirr von Straßen begleitete er sie in ein Haus hinein, vier Treppen hinauf, durch einen gewundenen Gang bis in ein kleines, kahles Stübchen. Hier wohnte die Dame. Schon auf dem Wege aber ward

ihm beklommen zumute und noch mehr, als sie die Treppe hinauf wanderten, und wie sie sich im Dunkeln den Gang entlang tasteten, da wäre er am liebsten wieder umgekehrt. Jetzt begann die Dame es sich in verblüffender Weise leicht zu machen, und forderte Peter auf, ein gleiches zu tun. Der stand in der Mitte des Raumes, des Höchsten verlegen. Sie zog ihn zu sich heran, nahm ihn aufs Knie und streichelte ihn zunächst. Jetzt schien sie ihm nicht mehr so jung und schön wie auf der Straße durch den weißen Schleier, bei der ungewissen Gasbeleuchtung. Deutlich unterschied er Runzeln. Und das Rote: war das — Schminke? Sie mochte merken, was in seiner Seele vorging, denn ihr Gesicht wurde noch viel süßer. Wie sie aber den Mund zu einem fragenden: „Na?" öffnete, sah er, daß sie Zahnlücken hatte. Und er starrte sie noch ängstlicher an. Ihre Augen schienen ihm tot und glasig, das Lächeln um ihre Lippen wie eingefroren, sie war wie eine angemalte Leiche. Aber was war denn das?! — In der äußersten Verwirrung sprang er auf und erklärte, er wolle nach Hause. Sie murmelte erst mürrisch einige Worte für sich, dann sagte sie, sie wäre nicht sein Hanswurst, und schließlich verlangte sie ihr Geld, und wenn er ihr das nicht gäbe, so würde sie die Polizei holen und das ganze Haus zusammenschreien. Er riß seine Börse heraus, gab ihr das Verlangte und stürmte die Treppen hinunter.

Einmal besuchte er auch die Fanny von drüben, aber das sollte ihm übel bekommen. Er war nämlich fast eben in ihr Zimmer eingetreten, als draußen an der Korridortür ein Geräusch entstand und Männertritte sich dem Zimmer näherten. Das junge Mädchen stürzte auf die Tür und verriegelte sie. Man versuchte zu öffnen. Dann klopfte es: „Aufmachen!" — Beide schwiegen. Es wurde stärker ge-

klopft und an der Tür gerüttelt. Ihm war wie im Traume. Das war ja doch nicht möglich. Das Mädchen starrte angstvoll auf die Tür. Ein neuer heftiger Schlag erfolgte. „Mein Gott, das Haus bricht ja zusammen!" schrie eine weibliche Stimme draußen. Türen schlugen auf und zu. Man unterschied fremde Stimmen. — „Nicht aufmachen will sie! Diesmal habe ich sie ertappt. Warte man, du Luder! Und deinen Kerl haue ich dir braun und blau. Willst du jetzt aufmachen?" — „Kriech unters Bett!" flüsterte das Mädchen. Peter sah sie ratlos an, aber sie ließ ihm keine Zeit und überlegte inzwischen, was sie selbst beginnen sollte. Schnell zog sie sich halb aus und schlüpfte in das Bett. Sie wollte sich krank stellen. Da gab die Tür nach, und ein großer Mann stand auf der Schwelle, und als er jetzt drohend auf sie zukam, vergaß sie jede Verstellung und zog die Decke über ihren Kopf, in dem einzigen Instinkte, sich zu schützen. Er versuchte, die Decke herabzuzerren, aber sie knäulte sich noch mehr zusammen, es entspann sich ein heftiger, wortloser Kampf. Schließlich stieß er mit seinen Fäusten in die bewegte, zuckende weiße Masse. Sie gab nach; er riß die Decke hinab: Da lag sie, halb entkleidet, mit wirrem Haar, die nackten Arme vorgestreckt, ihn anstarrend wie ein Tier. Inzwischen hatte Peter wohl bemerkt, was vorging; jetzt hielt er es für würdelos, in seiner Lage zu verharren. Was kommen würde, wußte er nicht. Aber irgend etwas mußte geschehen. Er arbeitete sich unter dem Bett hervor. Mit einem Wutschrei stürzte sich der Mann noch einmal auf das Bett und bearbeitete das Mädchen mit seinen Fäusten. Sie ächzte und suchte sich zu befreien, doch vergebens. Von hinten fielen ihm die Leute, die nach ihm ins Zimmer getreten waren, in die Arme, und Peter rief: „Sie hat ja gar keine Schuld!" — „Du

Lumpenhund!" brüllte der Mensch, und nun warf er sich mit solcher Wucht auf ihn, daß er gegen die Wand geschleudert wurde und umfiel. Er raffte sich sofort wieder auf und sah keuchend auf seinen Gegner. „Du Lumpenhund!" brüllte der aufs neue, und Peter erhielt einen Faustschlag auf die Nase, daß er taumelte. Jetzt aber brach er los: „Sie Kerl!" schrie er und stürmte mit Armen und Beinen auf ihn ein, „Sie roher, kannibalischer Kerl!" Tisch und Stühle flogen, der Ofen zitterte, sie lagen beide in wildem Ringen auf dem Boden. Die Fanny kauerte, angstvoll auf sie starrend, aufrecht in ihrem Bette, gegen die graue Wand gelehnt und preßte ihr Kopfkissen gegen die Nase, welche heftig blutete. Inzwischen hatten sich noch andere Nachbarn vor der Tür versammelt. Man rief nach der Polizei. Die beiden lagen noch immer auf dem Boden, als ein lebendiges Knäuel. Ruckartige Geräusche und ein tierähnliches Schnaufen war das einzige, was man vernahm. Sobald sie die Lage änderten, lief ihnen die alte Frau, die das Zimmer vermietete, besorgt um ihre Möbel, ängstlich nach, um ihnen freie Bahn zu schaffen. Fanny aber sprang von ihrem Bette herunter und stand nun ohne Oberkleid, mit nackten Armen, das blonde Haar fast völlig aufgelöst, mit vorgebeugtem Körper vor den Kämpfenden, die grauen Augen weit geöffnet, während ihre blassen Lippen bebten. — Jetzt hatte ihr Liebhaber die Oberhand gewonnen und hieb sinnlos auf Peters Kopf ein, während Peter blindlings in die Luft traf. — „Gießt ihnen doch einen Eimer Wasser über den Kopf!" schrie jemand. — „Nee, dem Bengel geschieht's recht!" rief ein anderer. „Der Karl, so'n braver Mensch, der ist viel zu schade für das Weibsbild, um sie zu heiraten, die Person!" — „Aber es ist ja nichts geschehen, gar nichts geschehen!" rief das junge

Mädchen jetzt verzweifelt. Sie packte den Mann am Boden bei den Schultern, um ihn fortzuzerren, und als das nichts half, hielt sie ihm mit aller Kraft beide Augen zu. Wie nun Peter etwas Luft bekam und von neuem zuschlagen wollte, fuhr sie ihm mit allen zehn Fingern in die Haare und drängte ihren eigenen Körper zwischen die beiden. Jetzt sprangen auch die Nachbarn herbei, die Kämpfenden waren ohnedies erschöpft, man hielt sie an Hals und Schultern fest, und so standen sie sich schließlich keuchend wie zwei Hunde gegenüber. Peter Michel wurde fortgedrängt und zur Tür hinausgeworfen, da man allgemein Partei gegen den Studenten und für den Arbeiter nahm, und dieser brüllte ihm noch nach, er werde ihm den Schädel einschlagen, wenn er ihn irgendwo zu fassen kriegte. — Oben an der Tür stand Fanny, der Hund. Er war seinem Herrn gefolgt, hatte diesem in seiner Bedrängnis nicht beistehen können, wischte jetzt ins Zimmer hinein und bellte kurz und strafend. Darauf erhielt er einen solchen Fußtritt, daß er mit schrillem Schrei zur Tür hinausflog.

Den nächsten Morgen prallte Peter vom Spiegel zurück, so verschwollen und unterlaufen war sein Gesicht. Aber das Schlimmste sollte noch kommen. Seine Wirtin nämlich machte ihm eine Szene, die er im Leben nicht vergaß: Sie war von dem Hausherrn gekündigt worden, wegen des Skandals ihres Zimmerherrn. Nun verlangte sie eine Geldentschädigung von Peter. Dann kramte sie alle möglichen kleinen Verbrechen aus, die er im Laufe seines Aufenthaltes bei ihr begangen haben sollte, deren keines er sich erinnerte, keines aber auch ableugnen konnte. „Und so hinterlistig zu sein!“ rief sie schließlich: „Mir gegenüber spielt er immer den tugendhaften Joseph, und hinter meinem Rücken treibt er die ärgsten Dinge! Ist das er-

laubt?" — Die Wahrheit war, daß sie ihm des öfteren Andeutungen gemacht hatte, wie gefahrvoll der Umgang mit den jungen Mädchen sei. Seine unschuldige Seele hatte nie gemerkt, wohin diese und deutlichere Reden zielten. Jetzt sah er sie verblüfft an. — „Die Polizei sollte man holen und so einen Menschen ins Loch sperren!" rief sie. „Für dieses Mal haben Sie wenigstens eine ordentliche Tracht Prügel bekommen!" — Da wurde er dunkelrot und fuhr von seinem Stuhle in die Höhe. Aber sie warf ihm krachend die Tür vor der Nase zu. Er blieb einige Sekunden mit brennenden Augen, dann drehte er sich langsam um. — „Ich *will* mich nicht ärgern," preßte er hervor. Dann setzte er sich auf das Sofa und brach in Tränen aus.

In dem Hinterhause hatte man sich inzwischen wieder beruhigt. Fanny hatte nach jenem Vorfalle Weinkrämpfe bekommen und immer gerufen, sie wollte keinen von den beiden wieder sehen. Die alte Frau, ihre Mietgeberin, saß an ihrem Bette und redete ihr zu: sie solle vernünftig sein, und ihr Glück nicht in den Wind schlagen; der Karl hätte sie lieb und sei ein reeller Mann. Was denn schließlich bei den vielen Verhältnissen herauskäme, wenn sie am Ende niemand heiratete, und sie ihr Brot zeitlebens selbst verdienen müsse! — „Nein, Mutter," rief sie, „lieber will ich betteln, als den rohen Menschen heiraten. Solange man jung ist, soll man das Leben genießen, und wenn man alt ist und nicht mehr kann, dann gibt es immer noch was anderes, und zur Not gehe ich ins Wasser, dann ist alles mit eins vorbei!" — Die Alte legte ihr ein frisches nasses Tuch über die Augen. — „Kind," sagte sie bedächtig, „glaube einer alten Frau, das ist Unsinn, was du da redest! Ich war ja nicht viel anders als du; aber sieh mich doch an:

Mit siebzig Jahren noch täglich Zeitungen tragen und nicht wissen, ob man den nächsten Tag was zu knabbern hat, das ist schlimmer als du denkst. Und so leicht geht keiner ins Wasser. Das sagt sich so, wenn man es im Augenblick nicht braucht, aber wenn man dann hinein soll, so bedankt man sich schönstens. Der Karl kommt heute abend und bleibt bei dir; er hat gesagt, daß er sich mit dir versöhnen will." — Das junge Mädchen sah sie angstvoll an. — „Du weißt, wie er ist," fuhr sie fort; „und wenn du ihn nicht einläßt, schlägt er dich tot. Sage ihm, daß du dich von jetzt an zusammennehmen willst, und daß besonders mit dem jungen Menschen von drüben nichts wieder vorkommen soll!" — „Aber es ist ja gar nichts geschehen, Mutter, gar nichts!" rief Fanny eindringlich. Die Alte sah sie erstaunt an, dann glitt ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie legte ihre gelbe, magere Hand auf die schöne, volle des jungen Mädchens, welche auf der Bettdecke ruhte, und sagte: „Kind, mir brauchst du doch nichts vorzulügen! Du weißt doch, daß ich mich nur freue, wenn du ein Vergnügen hast!" — Fanny mochte sagen, was sie wollte, die Alte schüttelte immer nur den Kopf und sagte: „Kind, Kind, für etwas klüger hättest du die alte Hottenrott doch halten sollen!" Dann stand sie auf, ging leise seufzend zum Ofen und richtete das Abendessen an. — „Nun sage dem Karl nur gar nichts mehr. Er vergißt das schon wieder, wenn du recht freundlich zu ihm bist, wenn er heute nacht zu dir kommt. Nicht wahr?" — Das junge Mädchen sah sie nachdenklich an und nickte.

Frau Heinecke, Peters Wirtin, hatte, kurz nachdem sie sein Zimmer verlassen, einen erbosten Brief an seinen Vater geschrieben, in dem sie die Sache darstellte, wie sie

sie wußte, und auch noch manches dazu log. Dieser Brief machte in aller Stille seine Wanderung in das Michelsche Dörfchen, und der Antwortbrief von Frau Michel wanderte ebenso stillschweigend zu Frau Heinecke, die ihn triumphierend dem ahnungslosen Peter zeigte. Auch für ihn selbst fand sich ein Zettel: „Der Großvater würde aus dem Grabe fluchen, Peter würde seine Eltern in den Sarg bringen und selbst am Galgen endigen."

Herr Michel hatte sich jenen Brief von seiner Frau vorlesen lassen, ohne den Inhalt völlig zu begreifen. Auf ihre harten, zügellosen Auslassungen ging er nicht ein, aber sein Sohn stand ihm in weiter, weiter Ferne. In seiner Angst fragte er Tante Olga, zu der er noch das meiste Zutrauen hatte, ob sie meine, daß Peter wirklich einmal am Galgen endigen würde? Worauf sie mit blanken Augen rief: „Oho! Das gäb' ein rechtes Rabenfutter!" So zog sich Herr Michel immer mehr in sich zurück, da niemand ihn verstand. Er hatte, wo er konnte, Dinge gesammelt, welche Peter gehörten, und sie in eine Schublade getan, wo sie warten sollten, bis ihr Eigentümer zurückkäme. Jetzt glaubte er, Peter käme überhaupt nicht mehr, da er so schrecklich enden sollte, und nun wurde ihm die Schublade zum Reliquienschrein, der in noch größerer Stille ruhte als bisher.

Frau Michel hatte jener Brief über ihren Sohn ins Herz getroffen. Die Worte, welche sie ihm schrieb, entsprachen ihrer tiefsten Überzeugung. Irgend etwas mußte geschehen, um ihn dem Verderben zu entreißen. Sie hatte die Pflicht als Mutter, ihn zu retten. Die Schulzenfrau triumphierte natürlich innerlich, daß ihre Prophezeiungen so glänzend eingetroffen waren. Doch war sie klug genug, Frau Michel gegenüber nur die teilnehmende Ratgeberin

zu spielen: „Mit Gewalt richten wir nichts bei ihm aus, er muß einen festen moralischen Halt bekommen. Ich meine: Wir müssen ihn mit einem guten, braven Mädchen verloben, welches dort an Ort und Stelle ist." — Das leuchtete Frau Michel ein. „Ich wüßte aber nur Mariechen Klinkhardt!" sagte sie. — „Mag er die?" fragte die Schulzenfrau, — „denn natürlich darf es kein Mädchen sein, gegen das er einen Widerwillen hat, denn das würde ihn erst recht zur Sünde verlocken." — „Er hat mir manchmal über sie geschrieben!" antwortete Frau Michel. „Ich kann ja seine Briefe mal herholen!" — So lasen die beiden Frauen alle jene Stellen durch, die sich auf Mariechen Klinkhardt und deren Familie bezogen, in der Peter die letzten Jahre viel verkehrt hatte. — „Geht vorzüglich!" rief die Schulzenfrau. „Das scheint ein Mädchen wie geschaffen für ihn; etwas älter als er — was macht das heutzutage! Hausfräulich, vernünftig, praktisch. Geld hat die Familie auch, das weiß ich von meinem Mann." — „So will ich hinreisen und ihm das Mädchen vorschlagen!" — „Nein, liebe Frau Michel; so müssen Sie es nicht machen! Sie müssen das Mädchen glauben machen, daß Peter sie liebe, und Peter glauben machen, daß das Mädchen ihn liebe! Das hat doch die Teile noch immer zusammengebracht!" — Frau Michel hatte noch viele Wenn und Aber, um nicht allzu beeinflußbar dazustehen, aber eines Tages reiste sie ab, und dann teilte sie Frau Klinkhardt und Mariechen mit, Peter sei nunmehr bald mit seinem Studium fertig, habe Aussicht auf baldige Anstellung, sei im Begriff, ein Bürger zu werden, und da suche sie für ihn eine Lebensgefährtin; er selbst sei zu schüchtern, um sich zu erklären; er habe sein jugendliches Herz verloren; — und nun raten Sie, an wen?" — „Nun?" Frau Klinkhardt

starrte Frau Michel mit offenem Munde und schiefem Kopfe an. Diese deutete auf das ihr gegenübersitzende Mariechen. — „Ich?" rief Fräulein Klinkhardt, und über ihr Gesicht ging eine Röte der Freude. „Aber wie ist denn das möglich! Davon habe ich ja noch nie etwas gemerkt!" Frau Klinkhardt aber sagte: „Oh, das habe ich mir immer gedacht! Ich höre zwar nicht mehr so gut, aber auf meine alten Augen kann ich mich doch, dank unserem Herrgott, immer noch verlassen. Na, ich erteile meinen Segen dazu! So ein kreuzbraver Mensch." — Frau Michel wurde etwas schwül zumute. Hatte sie nicht viel zu viel gesagt? — „Dann soll er gleich heute kommen und sich erklären!" sagte Frau Klinkhardt. „Wir wollen ihn nicht lange zappeln lassen. Heute abend kommen Sie mit ihm, und dann feiern wir Verlobung." Frau Michel wurde immer ängstlicher ums Herz. Aber da trat Sophus ins Zimmer, man teilte ihm unverweilt die Neuigkeit mit, daß Peter sich mit Mariechen verloben wolle, und auch er war entzückt. — „Ja, so weit ist es nun noch nicht!" sagte Frau Michel zurückhaltend. „Ich muß ihn erst noch vorbereiten." — „Nun ja! Was steht denn noch im Wege?" — Frau Michel ging, und Peter wurde brieflich durch einen Dienstmann benachrichtigt, heute abend zu Klinkhardts zu kommen. Frau Michel aber empfand plötzlich die ganze Schwere ihrer Verantwortung: Also heute nachmittag mußte sie ihn aufklären. Sie hatte ja viel zu viel gesagt. Wie um Gottes willen war sie nur dazu gekommen! Ihr Temperament war wieder einmal mit ihr durchgegangen. Aber nun war es zu spät. Sie läutete bei Peter, traf ihn nicht, und als sie fort war, kam er nach Hause, fand die Einladung, zog seinen schwarzen Rock an, und da das Wetter schön war, wollte er noch vorher einen Ausflug machen. Seine Wirtin sah

von oben aus dem Fenster: „Herr Michel! Ihre Mutter läßt Sie grüßen, und Sie sollten nur warten!" — „Unverschämte Person!" rief Peter hinauf, da er nicht anders glaubte, als sie wolle ihn verhöhnen. Frau Michel aber klingelte bald darauf zum zweiten Male in seiner Wohnung an, hörte, er sei vor einigen Minuten ausgegangen, und beschloß diesmal zu warten, bis er heimkehren würde. Sie visitierte nun seine Sachen, zunächst den Kleiderschrank. Das sah ja soweit ganz sauber aus! Dann las sie langsam mit halblauter Stimme die Titel seiner Bücher, die sie nicht verstand. Auch seine Hefte blätterte sie durch. Das war alles sehr fleißig und ordentlich geschrieben. Dann kam sie an seinen Schreibtisch, rüttelte an den Laden, und je mehr sie sich vergebens mühte, um so sicherer vermutete sie, daß in diesen Laden dasjenige sei, was sie suchte. Und was suchte sie denn eigentlich?! Sie hatte eine unbestimmte Vorstellung von unerlaubten Dingen, Gegenständen, Blättern, sie wußte selbst nicht was. Endlich setzte sie sich erschöpft in das Sofa. Warum wohl Peter nicht kam? Die Frist wurde kürzer und kürzer. Was wollte sie ihm eigentlich sagen? — Und wenn er sich nun sträubte? — Sie war bisher gewohnt, ihn als Kind zu betrachten. Aber die Vorgänge der letzten Zeit hatten ihr gezeigt, daß das Kind allmählich herangewachsen war. Und der Herrenhut dort in der Ecke! Und das Rasiermesser auf dem Waschtisch! Hätte sie doch nie auf den Rat der Schulzenfrau gehört! Und wenn er nun gar nicht mehr nach Hause kam und sie ihn abends erst bei Klinkhardts traf? Die Einladung hatte er bekommen; sie lag offen auf dem Tisch. Erschöpft von der Anstrengung der Reise und der Aufregung schlief sie endlich ein. Als sie wieder erwachte, war es dunkel im Zimmer, Peter war immer

noch nicht da, und es war die höchste Zeit, zu Klinkhardts zu gehen.

Peter saß indes vor einer kleinen Wirtschaft auf der Landstraße. Er war tüchtig marschiert. Drinnen feierte man eine Hochzeit. Ein Mädchen im Sonntagsstaat brachte ihm sein Bier hinaus. Er saß auf der niedrigen Bank an der weißgekalkten Hinterwand des Hauses, von wo man über die Stoppeln und Wiesen hinweg nur unabsehbare Ebene vor sich hatte. Einige kleine blasse Blumen blühten noch zwischen den Furchen, gelbe und weiße. Er pflückte sie und steckte sie ins Knopfloch. Dann sah er wieder den Blättern zu, die in der Ferne wehten, und horchte in die Pappelbäume, die mit ihrem Laube klapperten. Der summende Lärm im Gasthause hörte plötzlich auf, und er unterschied eine einzelne Stimme. Jemand hielt eine Rede. Dann hörte er lautes Gebrüll und Gläserklingen, und dann verlief wieder alles in eintöniges Gemurmel. Ein halbvergessenes Bild kam ihm in die Seele: wie das Liesel an seiner Konfirmation sich den Wein über ihr Kleid goß und ihn halb in Laune, halb in Verlegenheit mit ihrem schwarzen Haare trocknete. — Wenn er nun später käme und sie bäte, ihn zu heiraten, würde sie ihn nehmen? Warum hatte er ihr eigentlich nie geschrieben? — Der Wind trug ferne Glockentöne herüber. — Er war mit einem Male traurig geworden. Die Dämmerung brach herein, er stand langsam auf und begab sich auf den Rückweg. Der Wind wehte heftiger: seine Hände wurden starr vor Kälte, unter seinen Füßen knisterte es. Der Regen der letzten Tage hatte sich in leichtes Eis verwandelt und füllte die Geleise und Vertiefungen der Landstraße. Die Dunkelheit senkte sich herab, und mitten im Geheul des Windes unterschied er plötzlich deutlich Musik. Er blieb stehen und horchte zurück; aber

in der Ferne glomm nur das gelbe Licht des Gasthauses, und der klagende Ton des Windes verschlang jedes weitere Geräusch.

Bei Klinkhardts richtete man indessen die Abendtafel her. Vor Peters Gedeck stand eine kleine Vase mit Blumen; vor Mariechens ein Veilchenstrauß. „Er wird dir wohl noch ein Bukett mitbringen!" sagte Frau Klinkhardt; „dann haben wir drei, und deines bekommt Frau Michel. Eine sehr liebenswürdige Frau; findest du nicht? Herr Gott, da kommen sie!" Mariechen stürzte zur Vorplatztür und öffnete. Da stand Peter Michel auf der Schwelle und zog seinen Hut: „Guten Abend, Fräulein Klinkhardt!" Dann sah er sich um, als ob er jemand erwartete.

„Aha!" sagte Mariechen, im ersten Augenblick etwas verdutzt über die trockene Begrüßung, aber dann schnell gefaßt: „es kommt wohl noch jemand?" Sie glaubte, Frau Michel habe sich auf der Treppe versteckt und wolle erst sie beide sich allein begrüßen lassen. Jetzt hörte sie auch etwas wie das Klappern eines Armbands. Im nächsten Augenblick kam Fanny, mit gesenktem Kopfe, langsam um die Ecke heraufgetrottet. Peter bat um Entschuldigung; er habe den ganzen Nachmittag einen Spaziergang gemacht und nachher keine Zeit mehr gehabt, Fanny nach Hause zu bringen. Fräulein Klinkhardt war noch erstaunter: „Waren Sie denn den ganzen Tag allein, Peter? — „Ja, natürlich," antwortete er, etwas verwundert über die intime Anrede. „Wer sollte denn bei mir gewesen sein?" — „So!" sagte sie gedehnt. — Sie ahnte, daß Peter, durch einen sonderbaren Zufall, seine Mutter noch gar nicht zu Gesicht bekommen hatte und folglich auch noch nicht wußte, daß sein süßes Geheimnis verraten war. — Weshalb sah sie ihn nur so sonderbar an? — „Kommen Sie herein,

Peter!" sagte sie und zog ihn in den Vorplatz. Da stand Frau Klinkhardt, in ihrem schönsten Kleid, und rief sehr laut: „Nun, kommen Sie herein, mein lieber Sohn!" Dabei drückte sie ihm beide Hände. Peter wußte gar nicht, was er denken sollte. „Ja, sind Sie denn allein gekommen, lieber Peter? Wo ist denn — —" aber Mariechen fiel ihr ins Wort und machte ihr ein schnelles Zeichen, daß sie sogleich verstummte. Frau Klinkhardt glaubte richtig zu verstehen. „Ach so!" sagte sie, machte ein diskretes Gesicht und fragte halblaut: „Das Lämpchen brennt doch wohl?" Das war wieder so geheimnisvoll für Peter. Mariechen aber zog ihre Mutter ins Nebenzimmer und sagte ihr, sie glaube, daß Peter durch eine seltsame Verknüpfung tatsächlich von dem Hiersein seiner Mutter noch nichts erfahren habe und von allem, was für ihn und sie alle daraus folgte. „Das wollen wir doch gleich sehen!" sagte Frau Klinkhardt und ging wieder ins Nebenzimmer. „Nun sagen Sie mal, Peter," wandte sie sich an ihn und sah ihn pfiffig an, „was haben Sie denn eigentlich für Nachrichten von Ihrer Mutter?" Peter blickte sie erstaunt und verwirrt an, da er nicht anders glaubte, als daß sie auf jenen schrecklichen Brief anspiele und auf den damit in Verbindung stehenden Skandal. Frau Klinkhardt aber warf ihrer Tochter einen bedeutungsvollen Blick zu und fuhr fort: „Na, ist die Nachricht denn so schlimm? Ich habe gehört, daß Sie hier irgendwo Ihr Herz verloren haben sollten?!" Peter wurde bis an die Ohren rot und wollte widersprechen. „Mama!" rief Mariechen ebenfalls errötend, aber ihre Mutter fuhr fort: „Laß mich doch, Kind; ich sage ja nur, was ich gehört habe!" — Dann sah sie erwartungsvoll zu Peter herüber. Dieser aber war unfähig zu antworten. Scham und Ärger über die Dreistigkeit der Frau kämpften in ihm. Im selben

Augenblicke jedoch läutete es heftig. Mariechen fuhr zur Tür hinaus, Peter hörte draußen jemand hastig sprechen. Die Stimme kam ihm bekannt vor. Jetzt trat seine Mutter herein. Er starrte sie an wie eine Erscheinung. Sie begrüßte ihn sehr freundlich und etwas unsicher. Ihm war, als träumte er. — „Ja, denken Sie nur," wandte sie sich bedeutungsvoll an die andern: „Wir haben uns den ganzen Tag verfehlt! Peter wußte nicht einmal, daß ich hier bin. Er sieht mich zum ersten Male!" Dann trat sie wieder auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. Er blickte sie mit großen Augen an. „Nun, redest du gar nicht?" sagte sie endlich, da das Schweigen peinlich wurde. — „Ja — wie kommst du denn hierher?" sagte er. Und Frau Michel antwortete etwas verlegen, wie eine Mutter doch zuweilen Sehnsucht nach ihrem Sohne bekäme, wenn er in der Fremde weile. — Dann betrachtete sie ihn neugierig und scheu. Er war jetzt einen ganzen Kopf größer als sie selbst; sein Gesicht war breit und ebenmäßig, und sein Blick war ernst. — Später ergriff sie eine günstige Gelegenheit, den Damen mitzuteilen, daß sie erst morgen ihre Rücksprache mit ihm nehmen würde, und als Frau Klinkhardt meinte, man könne ihm doch auch ohne eine solche die Eröffnung machen, daß seine Liebe erwidert würde, beteuerte sie eifrig, daß er durchaus erst vorbereitet werden müsse; auf einen Tag komme es ja gar nicht an. Ihrem Sohne wiederum gab sie heimlich Anweisungen, er solle doch Mariechen mehr den Hof machen; sie sei ein so liebes, prachtvolles Mädchen, und es sei doch klar, daß sie in ihn verliebt sei! Er solle dankbar und froh sein! Peter war sehr erstaunt und schielte bei Tisch, wo er konnte, zu Mariechen hinüber, um zu sehen, ob das wirklich wahr sei, was seine Mutter sagte. Seine Blicke wurden wohl bemerkt. Auch wollte er seiner Mutter

zeigen, daß er sehr wohl mit feinen Damen umzugehen wisse und gewiß nicht dem Bilde entspräche, das sie sich ihrem Briefe nach von ihm machte. So sagte er Mariechen alle Artigkeiten, die er wußte, und löste plötzlich die Feldblumen, die er noch im Knopfloch trug, von seiner Jacke und überreichte sie ihr mit der Bemerkung, er habe sie des Nachmittags für sie gepflückt. Frau Michel warf ihm einen lobenden Blick zu und dachte: Es kann alles noch gut werden. Mariechen aber nahm die Blumen, errötete und lächelte.

Jetzt ging die Tür auf, und Sophus, der Sohn, erschien auf der Schwelle. Er machte Frau Michel eine exquisite Kommisverbeugung, dann wandte er sich mit jugendlichfeurigem Blick zu Peter und streckte ihm mit kühner Bewegung seine Rechte entgegen: „Freut mich, Junge, freut mich! Hätte gar nicht gedacht, daß du Weiberherzen erobern könntest!" — Frau Klinkhardt machte ihrem Sohne fortwährend Zeichen zu, die er endlich bemerkte. „Was ist denn los?" fragte er, während die Damen verlegen dreinschauten. Er beugte den Kopf zu Mariechen herab, die ihm längere Zeit etwas ins Ohr flüsterte. Peter aber saß in tödlichster Verlegenheit und drehte seine Serviette zu einem Tau zusammen. Jetzt fing der auch sofort von der Skandalgeschichte an! Wie um Gottes willen hatten sie das alle erfahren? War das denn stadtbekannt geworden? Durch seine Mutter? Weshalb war die überhaupt hier? — Herr Sophus hob jetzt sein Haupt wieder in die Höhe und machte ein tadelloses Gesicht. Nach Tisch aber zog er seine Mutter beiseite und bestand darauf, daß der Wein „trotzdem" zu trinken sei. Überhaupt sehe er gar nicht ein, weshalb man die Verlobung nicht feiern wollte. Peter sei nur zu schüchtern, man müsse ihm helfen. Wenn er erst ein

paar Gläser Wein getrunken habe, dann würde er schon gesprächig werden, und einmal „müsse das Eis ja doch gebrochen werden". Frau Michel wäre eine zimperliche Person, ihre Einwände seien ja ganz verrückt! — „Das finde ich auch!" sagte seine Mutter, die sich schon den ganzen Abend geärgert hatte; aber Mariechen kam hinzu und widersprach, und als ihr Bruder sie eine dumme Gans nannte, weinte sie und sagte, sie würde sofort zu Bett gehen. Peter müsse sich freiwillig und ganz von selbst erklären, sonst hätte sein Geständnis keinen Wert; und es sei so unpoetisch! — So ließ man die Sache gehen. Nun strengte Herr Sophus seine ganze Liebenswürdigkeit an, die etwas herabgedrückte allgemeine Stimmung wieder zu heben; er erzählte eine Anzahl Witze aus den Blättern, machte Kunststücke mit dem Serviettenringe und deklamierte zum Schlusse die Schillersche Glocke. So ging der Abend leidlich hin. Als man aufbrach, erbot er sich sofort, die Nacht auf dem Sofa zuzubringen und Frau Michel sein Zimmer abzutreten, was sie nach vielem Zögern jedoch nicht annahm. Ihrem Sohne sagte sie, sie würde ihn am nächsten Morgen besuchen; sie habe etwas mit ihm zu bereden.

Peter hatte der sonderbare Empfang bei Klinkhardts beunruhigt, und die Anwesenheit seiner Mutter erschien ihm rätselhaft. Was hatte sie bei Klinkhardts zu tun? Irgend etwas mußte da vorgegangen sein. Er grübelte und grübelte und kam zu keinem Schlusse. Auch die Andeutungen über sein Erlebnis mit dem jungen Mädchen von drüben waren in so befremdlicher, fast heiterer Weise gemacht? Stimmte das zu den gewöhnlichen Anschauungen der Familie? Stimmte das zu dem Briefe seiner Mutter? Stimmte deren Benehmen gegen ihn zu ihrem

Briefe? Und was hatte sie denn mit ihm zu bereden? Er fühlte, daß irgend etwas gegen ihn im Werke war, ohne zu ahnen, was es sein könne. — Er schlief sehr schlecht, stand den nächsten Morgen ziemlich spät auf und war gerade beim Kaffeetrinken, als seine Mutter eintrat.

Sie hatte inzwischen ihren Plan gemacht. Sie setzte sich zu ihm aufs Sofa, nachdem sie Hut und Mantel abgelegt hatte, und plauderte von dem Leben auf der Universität; alle Studenten sähen so adrett und sauber aus, und sie freue sich, daß ihr Sohn keine Ausnahme mache, wie sie gefürchtet habe. Dann ging sie auf sein Studium über und sprach die Hoffnung aus, daß er nun bald fertig sei und selbst sein Brot verdienen würde. Gott sei Dank sei sie dann wieder um eine Sorge leichter! Dann schwieg sie und wußte nicht, welchen Weg sie nun einschlagen sollte. Peter sah sie von der Seite an: Jetzt mußte es doch bald herauskommen, was sie eigentlich wollte. — „Peter!" begann sie endlich von neuem und legte ihre Hand auf die seine. „Du kannst dir denken, wie mich deine Aufführung letzthin betrübt hat! Ich war außer mir, ich konnte mir nicht erklären, wie unser Sohn auf solche Abwege geraten war. Wir zu Hause haben dich stets zum Guten angehalten, und wenn du das in der Pension gelernt hast, dann gnade Gott den Leuten, denn sie haben es dermaleinst vor ihrem Schöpfer zu verantworten!" — Peter wollte etwas erwidern, allein sie drückte ihm das Handgelenk und fuhr fort: „Wie dem auch sein mag; genug, es ist einmal so, und es läßt sich nicht mehr ändern. Ich habe nun lange über dich nachgedacht und mir schließlich gesagt: Wenn ihn sein Herz einmal zum Weibe drängt, so ist es meine Pflicht als seine Mutter, diesen Trieb auf die richtige Bahn zu lenken, und meinem Sohn mit Rat und Tat beizustehen. Peter, ich habe daran

gedacht, ob es nicht gut wäre für dich, wenn du dich bald verlobtest!" — Er sah seine Mutter starr an und wußte nun genau, welcher Namen folgen würde. — „Ja," fuhr sie etwas beunruhigt fort, „das meine ich wirklich. Und ich wüßte so ein nettes, liebes Mädchen für dich! Und sie hat dich auch sehr lieb: ich meine Mariechen Klinkhardt. Eine bessere Frau würdest du gar nicht finden können, sie ist ein junges hübsches Mädchen, nicht zu jung, also auch nicht so unerfahren und unpraktisch wie die meisten Mädchen, wenn sie in die Ehe treten. Sie ist hausfräulich und verständig und hat ein so warmes, liebevolles Herz!" — Sie machte eine Pause; — Peter schwieg noch immer. Frau Michel nahm das für ein gutes Zeichen. Sie sagte sich, daß ihr Sohn immer noch das Kind von früher sei, das keinen eigenen Willen habe, und mit einem Male schwamm sie wieder obenauf: „Du schweigst, und ich sehe daraus mit Freuden, wie du noch immer deiner Mutter das alte Vertrauen schenkst, dessen sie würdig ist. Ich habe mir die Sache nun so ausdacht: Zieh du nachher deinen guten Rock an, kaufe einen Blumenstrauß und mach dem Mariechen deinen Antrag. Sie hat dich gern und wird dich ganz gewiß nicht abweisen. Mach es so, nicht wahr?" — Jetzt sah Peter seine Mutter an und schüttelte langsam den Kopf. — „Ja, wie willst du es denn machen?" — „Gar nicht! Ich will sie nicht heiraten!" — „Du willst sie nicht heiraten? Ja, mein Gott, weshalb denn nicht?" — „Weil ich sie nicht liebe." — „Aber ich sagte dir doch eben, daß ich sie für das beste und liebste Mädchen der Welt halte! Hat dir deine Mutter jemals zum Schlechten geraten?" — „Nein; aber ich will sie nicht heiraten." — „Nun seh mir einer den Starrkopf! Er will nicht und weiß selbst keinen Grund dafür! Ich sage dir aber, du sollst; und dann mußt du doch einfach." —

Sie glaubte wieder vollkommen festen Boden unter den Füßen zu haben. — Peter stand langsam auf. „Mama! Bist du jetzt fertig? Ich sage dir: ich will sie nicht heiraten und ich heirate sie nicht. Du magst mir Vorschriften machen, wo du willst, und ich will dir folgen. Aber wenn du sagst, ich soll ein Mädchen heiraten, das ich nicht mag, so tue ich es nicht!" — Frau Michel war sehr rot geworden und erhob sich ebenfalls: „Ich sage dir aber, du sollst! In der Bibel steht: ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden!' Und wenn du mir jetzt nicht gehorchst, so bist du mein Kind nicht mehr!" — Peter atmete schwer: „Das bin ich nie gewesen!" stieß er hervor. „Wie dein Kind hast du mich nie behandelt. Was habe ich denn von meinem Elternhause gehabt?! Von meinem Vater suchtest du mich zu trennen, und mich selbst schicktest du in die Fremde. Und später machte es dir Freude, die Frau, die mich in der Fremde liebte wie ihr Kind, vor meinen Ohren zu beschimpfen, wo du nur konntest! Du gönnst mir keine Liebe! Vertrauen zu mir hast du nie gehabt, andern Leuten glaubtest du immer mehr als mir, und wenn dir eine fremde Person Briefe über mich schreibt, so hältst du es nicht einmal der Mühe wert, mich selbst zu fragen, sondern glaubst einfach alles Schlechte, was sie von mir schreibt. Und nun kommst du und willst mich verheiraten, weil dir das gerade so einfällt, und hast nicht einmal soviel Interesse für mich, daß du auf den Gedanken kämest, ich könnte selbst bereits ein anderes Mädchen lieben. Aber damals, oh, ich weiß es noch ganz genau, wie ich aus der Pension kam, wie hast du da über Liesel geredet, als wäre sie ein schlechtes Mädchen, und als wäre ihre Mutter eine durchtriebene Person, nur weil du wußtest, wie lieb ich beide hatte. Wenn ich einmal

heirate, dann heirate ich Liesel und niemand anders; und wenn du das nicht willst, so kann ich es nicht ändern. Es ist mir ganz egal, ob du es willst oder nicht!" — Seine Hände zitterten, seine Lippen bebten. Frau Michel hatte ihn sprachlos angeblickt, während er redete. Jetzt brach sie in Tränen aus und hielt ihre Hände vors Gesicht. — „Ich unglückliche Frau!" rief sie. „Ich hätte mein Kind nicht lieb gehabt! Das sagt mir mein eigenes Kind! Womit habe ich das verdient! Wie habe ich stets nur für mein Kind gelebt, gesorgt, daß es gut und glücklich werde! O Peter, das ist doch nicht wahr, daß ich mein Kind nicht lieb hätte! Nein, das ist nicht wahr, ich habe ja niemand anders auf der Welt als dich!" — Sie ergriff seinen Arm und schluchzte laut. — Er sah sie erschüttert an. Es war das erste und einzige Mal, daß er seine Mutter weinen sah. — „Niemand habe ich, gar niemanden! Ich stehe allein auf der Welt, auch mein Kind liebt mich nicht mehr, ja noch mehr, mein eigenes Kind lehnt sich gegen mich auf!" — „Das ist nicht wahr," sagte Peter bestimmt. „Ich werde mich gewiß niemals gegen dich auflehnen!" — Frau Michel trocknete sich die Tränen. — „So geh und heirate das Mädchen." — „Aber ich habe dir doch eben gesagt, daß ich das nicht will! Sei doch nun nicht gleich wieder so!" — „Peter, ich bitte dich, höre auf mich! Es ist zu deinem Besten, was dir deine Mutter rät! Du bist so jung und unerfahren und bedarfst einer Stütze, und welche natürlichere Stütze gibt es für einen jungen Mann als seine Braut, die er liebt, die er hochhält, die —" — „Mama, ich habe dir schon einmal gesagt, wenn ich heirate, so heirate ich Liesel, und wenn Liesel mich nicht will, so heirate ich überhaupt nicht!" Frau Michel trocknete sich die Augen und starrte ins Leere. Es schnürte ihr beinahe den Hals ein. Mußte sie ihm etwa doch noch

beichten, was durch sie bereits geschehen war? Das wäre schrecklich! Und wenn er sich auch dann noch weigerte? Es war nicht auszudenken! — Sie versuchte darum noch einmal auf das eindringlichste, ihn umzustimmen. Aber er blieb standhaft. Da rief sie: „Peter, auf den Knien flehe ich dich an, heirate sie!" Jetzt wurde er doch stutzig. — „Du redest ja gerade so, als hinge alles Heil der Welt davon ab, daß ich dies Mädchen heirate. Liebt sie mich etwa so, daß sie sich das Leben nimmt, wenn ich nein sage?" — „Sie liebt dich, ja, und sie erwartet dich mit Bestimmtheit!" — „Wie kann sie das? Ich habe ihr ja nie gesagt, daß ich sie liebte, und von andern kann sie es nicht wissen, denn es ist ja einfach gar nicht wahr!" — Peter sah seine Mutter mit einem so vollen, ruhigen Blicke an, daß ihr letztes Restchen Hoffnung hinschwand. — Was sollte sie tun? Abreisen und der Sache ihren Lauf lassen? Sie wäre öffentlich dem Hohne preisgegeben und der Verfolgung der Familie! — „Peter," begann sie von neuem, ohne ihn anzusehen, „Mariechen liebt dich, und sie erwartet heute morgen deinen Besuch!" — Sie versuchte, ihn anzuschauen, blickte aber gleich wieder zu Boden. — „Du irrst dich, Mama!" sagte Peter plötzlich in einem so freundlichen Tone, daß sie überrascht aufsah. „Ganz gewiß, du irrst dich. Daß wir uns heiraten sollen, das scheint nun einmal so eine Idee von dir zu sein, Gott weiß warum. Ich habe ihr aber nie, nie gesagt, daß ich sie liebe, und es ihr auch nie gezeigt, weil es ja gar nicht der Fall ist. Und nun soll die heute morgen dasitzen und auf mich warten!" — „Sie erwartet dich dennoch!" sprach seine Mutter tonlos. „Sie hat es mir gestern abend gesagt!" — Peter sah starr zu ihr herüber. „Mama!" sagte er mit verhaltener Stimme, „da liegt noch etwas anderes, etwas, wovon ich nichts weiß. Von selbst kann sie

nicht auf die Idee gekommen sein. Irgend jemand, der mir böse will, muß ihr das eingeredet haben. Weißt du etwas davon?" — Frau Michel hielt noch immer den Blick am Boden geheftet und atmete wie unter einem Alpdrücken. — „Wer hat ihr das gesagt?" wiederholte er dringend, fast heftig. Sie sah ihn fassungslos an, öffnete den Mund und sagte: „Ich!" — „Du?" — Frau Michel nickte und vergrub das Gesicht in ihre Hände. Ein langes Stillschweigen folgte. — „Wie kamst du dazu?" fragte er endlich tonlos. — „Ach! Ich wußte ja weder aus noch ein!" rief seine Mutter, von neuem in Tränen ausbrechend; „irgend etwas mußte ich doch tun, um dich zu retten, und allein wäre ich ja auch nie auf den Gedanken gekommen, aber die Schulzenfrau, die gab mir den Rat, und ich weiß selbst nicht, wie ich ihn nur gut finden konnte, denn er ist ja schrecklich — schrecklich — schrecklich! Oh, verzeih mir, Peter!" — Sie schluchzte heftig; dann faßte sie sich und erzählte nun mit abgebrochener Stimme alles, wie es sich zugetragen hatte vom Anfang bis zum Ende. Peter hörte unbeweglich zu. — „Und nun steht es bei dir, ob du deine Mutter der Schande und der Schmach preisgibst oder nicht!" — Peter focht einen schweren Kampf durch. — „Nein!" sagte er endlich. „Mama, ich kann sie nicht heiraten. Ich kann nicht! Ich will zu ihr hingehen und ihr sagen, daß ich es nicht kann! Vielleicht kann man es ihr so sagen, daß sie es nicht übel nimmt." — Seine Mutter hob den Kopf. Etwas wie Hoffnung zeigte sich ihr. — „Ich kann ihr ja sagen, ich hätte noch lange keine Aussicht auf Anstellung!" — „Dann wird sie sagen, ihr könntet ja mit dem Heiraten auch noch lange warten." — „Und bis dahin ist sie dann noch älter!" rief Peter bitter. — „Nein," sagte sie, „so geht es nicht, aber vielleicht läßt sich doch alles

noch in Ehren rückgängig machen! Laß uns nachdenken, Peter, vielleicht gelingt es uns, einen Ausweg zu finden." — So sannen beide im Vereine nach, und die Frucht ihrer gemeinsamen mühsamen Anstrengung war schließlich, daß Peter an Fräulein Klinkhardt schrieb, das Ganze sei ein unseliges Mißverständnis. Diesen Ausdruck fand Frau Michel besonders glücklich. Seine Mutter habe von ihm nur brieflich von seiner Neigung zu einem jungen Mädchen erfahren, welches unglücklicherweise den Namen Mariechen trage, und sie habe seine Andeutungen ohne weiteres auf Fräulein Klinkhardt bezogen, von der er ihr immer viel erzählt. Er habe ihr geschrieben, er glaube, seine Liebe sei aussichtlos, und da sei sie heimlich angereist gekommen, um ihm die Wege zu bahnen, in der besten Absicht für ihn sowohl als für das Fräulein. Er bedauere diesen Irrtum auf das höchste und bäte sie auf das innigste um Verzeihung. — „Und nun, Peter," sagte Frau Michel, „laß uns ordentlich zusammenhalten. Wir haben gesehen, was dabei herauskommen kann, wenn Mutter und Sohn sich fremd werden! Fremde Leute sollen nicht wieder zwischen uns treten! Wir wollen uns künftig recht lieb haben!" Sie streckte ihm ihre Hand entgegen und reckte sich ein wenig. Peter umarmte und küßte sie.

Wie vorauszusehen, nahmen Klinkhardts jene lahmen Ausführungen nicht so ohne weiteres hin. Mariechen war sehr traurig und glaubte alles. Ihre Mutter aber sagte: „Kind, dahinter steckt noch etwas anderes!" Und der ritterliche Sophus versicherte, er würde die angetastete Ehre seiner Schwester wieder herstellen. Er schrieb an Peter Michel, er verlange von ihm, daß er an seine Schwester einen Brief schreibe des Inhaltes, daß sie in Charakter und Betragen eine vollendete Dame sei. Anderenfalls würde

er sich mit ihm schießen. Er möchte nicht persönlich kommen, da man ihn nicht annehmen würde. Peter schrieb den verlangten Brief und versicherte noch einmal auf das bestimmteste, alles sei nur ein unseliges Mißverständnis.

Frau Michel verschob ihre Abreise noch etwas. Sie hatte das Bedürfnis, jetzt, wo alles, was sie gegenseitig bedrückte, von der Seele gespült war, noch einige Tage innigen Beisammenseins mit ihm zu verleben. Sie erzählte ihm auch manches von zu Hause. Von Tante Olga sagte sie, daß es nun nicht mehr lange dauern könne, daß sie in ein Irrenhaus gebracht würde: „Denk nur, was sie tat, als ich abreiste! Sie hätte doch so gerne mit mir gehen wollen, aber wir hatten es natürlich nicht erlaubt. Darüber war sie nun ganz unglücklich, und als sie mich zum Wagen begleitete, rief sie in einem fort, wie du dich denn verloben könntest, wenn die Braut daheim bliebe! Und als ich endlich abfuhr, tanzte sie neben dem Wagen her und rief: ‚Ich bin die Galgenbraut, ich bin die Galgenbraut!' Dann pfiff sie auf der Pistole des Großvaters, die durch einen Zufall in ihre Hände gekommen sein muß, so daß die Pferde scheu wurden und immer schneller liefen. Schließlich konnte sie nicht mehr mitkommen; da feuerte sie einen Schuß hinter uns drein! Es ist ein Wunder, daß wir so mit heiler Haut davongekommen!" — Mit seinem Vater, fuhr sie fort, stände es sehr traurig, er würde zunehmend schwermütiger. Den Grund wisse man nicht: „Ich fürchte, ich fürchte, daß es einmal ein schlimmes Ende mit ihm nimmt! Peter, wenn wir beide allein sein werden, dann wirst du mich zu dir nehmen, nicht wahr?" Peter nickte und drückte ihr liebevoll die Hand. — Er wußte nicht, daß es in seiner Seele trübe war. — Aber als sie fort und er allein war, da wußte er es plötzlich. Mitten in der Nacht

stand er auf. Seine dunklen Gedanken beklemmten ihn. Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Über ihm war Nacht. Kein Stern auf dem fast schwarzen Himmelsgrunde. Er hatte sich getäuscht! Er hatte sich die Hoffnung gemacht, alles würde sich zum Guten lenken, aber jetzt wußte er es: seine Mutter würde ihm immer fremd bleiben, sie würden sich nie verstehen. Vor ihm lag die Welt im Dunkel, und ein Gefühl öder Vereinsamung überkam ihn. — „Es nützt ja doch alles nichts!" sagte er halblaut zu sich selbst. „Wenn ich nur jemand hätte, der mich lieb haben könnte."

Sechstes Kapitel

Als Peter die Nachricht von seiner Anstellung als Lehrer erhielt, war er wie gelähmt, obgleich er durch Jahre immer nur auf dieses Ziel hingestrebt hatte. Er fühlte sich unfähig zu irgendeinem Posten, der ihm Verpflichtungen gegen die Welt auferlegte, der ihn zum Gliede in einer großen Kette machte. Er war nach Haus gereist, und eines Tages schüttete er seiner Mutter das Herz aus. Frau Michel begriff nichts von allem, was er sagte. — „Du bist doch ein erwachsener Mensch und willst dich vor Kindern fürchten? Was willst du denn tun? Hast du etwas anderes gelernt als dein Lehrfach? Willst du wie dein Vater, der nie Sinn für Höheres hatte, Schuhe flicken? Ihr Michels seid alle Taugenichtse. Früher glaubte ich, wie ich ihn kennen lernte, dein Vater wäre ein Dichter; aber nachher sah ich, daß nichts, rein gar nichts von einem Dichter in ihm ist. Wenn ich dich in kindlicher Weise Gesichter zeichnen sah, glaubte ich, du würdest ein Maler, und ich sah im Geiste schon ein neues Altarbild in unserer Kirche. Dann hoffte ich, du würdest ein großer Rechenmeister; aber auch damit scheint es nichts zu sein, denn du willst nicht einmal den ersten Schritt tun und fürchtest dich vor Kindern!" — Herr Michel hatte bis jetzt stillschweigend in einer Ecke gesessen und aufzuhorchen versucht; immer wenn er glaubte, er hätte den

Faden, verlor er ihn wieder; nur so viel merkte er, daß Peter gescholten wurde. Er erhob sich und ging still hinaus. Tante Olga hatte gesagt, ihn würden die Galgenvögel verschlingen, denn er sei ein Teufelsbraten. — „Er versteht überhaupt nichts mehr!" sagte Frau Michel, als Peter sie fragend ansah. „Manchmal denke ich, ich bin in einem Irrenhause. Dein Vater ist so trübsinnig, daß man meinen sollte, er lebe überhaupt nicht mehr, Tante Olga in steter Bereitschaft, ein Unglück anzurichten — neulich wartete sie oben in deiner Kammer, bis unten jemand vorbei ging, und ließ dann einen Backziegel hinabfallen — und jetzt du mit deiner kindischen, blödsinnigen Angst. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn du was von deiner Familie geerbt hättest. Und das Schlimmste ist: ich selbst bin meiner nicht mehr sicher. Es ist oft, als ob mein Gehirn mir den Kopf sprengen wollte — ich habe oft Angst, ohne zu wissen, vor was; es würde mir wohl niemand glauben, aber ich habe schon manchmal vor der Frage gestanden, ob es nicht besser wäre, diesem Leben gewaltsam ein Ende zu machen. Doch Selbstmord ist die schlimmste Sünde, Peter, denn sie ist die einzige, die man nicht bereuen kann. Und dann habe ich ja auch Pflichten. Ich muß für deinen Vater sorgen."

Als Peter den letzten Abend vor seiner Abreise seine Kammer betreten, sich bereits entkleidet hatte und im Begriff war, ins Bett zu steigen, fuhr er erschrocken zurück, denn das helle Mondlicht zeigte ihm bereits jemanden darin. Tante Olga! Sie rührte sich nicht. Sie hatte vorgehabt, diese einzige und letzte Nacht mit ihrem Neffen das Lager zu teilen, war aber während des Wartens eingeschlafen. Jetzt erhob sie sich sehr mürrisch und gänzlich schlaftrunken, warf ihm einen leeren Blick zu, tappte zur

Tür hinaus und die Treppe hinunter. Aber unten fiel ihr ein, was sie vergessen hatte, und flugs kehrte sie wieder um. Peter hatte sich zum Fenster hinausgelehnt, um sie unten aus der Tür heraustreten zu sehen. Wie sie nun gar nicht kam, dachte er, sie müsse wohl schon vorbei gegangen sein, eh er ans Fenster trat. — Wie kalt und geisterhaft sie ihn angesehen hatte! Es schauerte ihn leise. Er drehte sich langsam um, legte sich nieder, und da stand sie vor ihm, lang und hager. Sie hob die Arme, und mit einem Male hatte sie ihn beim Kopf gepackt. Er war wie gelähmt vor Schreck. — „Was willst du?" keuchte er endlich. Er suchte sich aufzurichten, aber sie war über ihm und hielt seine Kehle umspannt. — „Küsse mich!" rief sie. „Küsse mich, oder ich beiße dich! Küßt du mich nicht, so verher ich dich!" Wie ein zotteliger Nachtalb kauerte sie im Mondlicht auf dem Bette über ihm.

„Peter! Um Gottes willen, was ist geschehen!" Es war Frau Michel, die von außen rief. Im Nu schnellte sich die Tante vom Bett hinunter, zum Fenster hinauf und verschwand, indem sie sich ihrer Körperlänge nach daran herunter ließ. Frau Michel trat mit einem Licht ins Zimmer. Peter lag keuchend auf dem Bette. „Was ist geschehen? Um Gottes willen, wie siehst du aus! Hast du mit einem Tier gekämpft?" Sie leuchtete ihm ins Gesicht. Dann sah sie sich erstaunt in der ganzen Kammer um. Er deutete auf das Fenster; sie blickte hinaus, aber draußen flimmerte Baum und Strauch im Mondlichte, alles lag still. Peter kämpfte mit sich selbst, aber endlich sagte er doch alles, wie es sich zugetragen. — „Nun hat es ein Ende! Das hat ja noch gefehlt! Morgen kommt die Polizei: entweder ins Irrenhaus oder ins Gefängnis! Und verheren will sie dich! Ja, wahrhaftig, ich habe zuweilen ein rechtes Grauen vor

ihr! Gott weiß, ob sie uns nicht noch einmal alle miteinander verhext."

Als sie sich trennten, ging Frau Michel zum Fenster, um es zu schließen. Da fühlte sie ein Hindernis. „Was ist denn das?" fragte sie, sich niederbeugend. „Finger?" Im selben Augenblick lösten sich diese, und man hörte drunten einen dumpfen Fall. Beide sahen sich mit leisem Schauder an, und Frau Michel schloß mit schnellem Ruck das Fenster.

In derselben Nacht wurden die Dorfbewohner aus ihren Betten gerüttelt, denn Tante Olgas Häuschen stand in Flammen. Die Leute, die es bewohnten, wurden gerettet, und mit großer Anstrengung schließlich auch Fräulein Michel selbst, die bis zum letzten Augenblicke in ihrem Zimmer ausgeharrt hatte. — Bei dem Falle vom Fenster herab hatte sie sich einen Fuß verrenkt; sie litt an argen Schmerzen; zugleich hatte sie auch eine namenlose Angst vor den Dingen, die ihr Frau Michel anzutun gedachte; und wie sie da in ihrem Bette saß, mit hochgezogenen Beinen, das Kinn auf ihre Knie gestreckt, da kam ihr plötzlich ein Gedanke, wie sie ihrer Schwägerin ein Schnippchen schlagen und zugleich sich selbst diesem heiklen Handel entziehen könne; und sie lächelte listig in die Leere. Dann stand sie auf, goß vorsichtig das Öl ihrer Lampe auf einen Stuhl, zündete diesen an und legte sich wieder in ihr Bett, von wo aus sie dem wachsenden Feuerbrande mit Interesse zusah. Da sie vergessen hatte, das Fenster zu schließen, so zog der Rauch für eine Weile ab. Aber als es dann heißer und heißer im Zimmer wurde, Vorhänge und Decken vom Feuer ergriffen wurden, fing sie an zu weinen wie ein kleines Kind und spuckte schließlich mit aller Gewalt in die Flammen. Dann versuchte sie das Zimmer zu verlassen, aber es gelang nicht mehr. Mit Mühe und Ge-

fahr wurde sie vom Fenster aus gerettet. Jetzt war sie vor Dankbarkeit fast sinnlos. Alle Haare waren ihr vom Kopfe gebrannt; wie ein junger Sperling umhüpfte sie auf dem gesunden Bein den Mann, der sie aus den Flammen getragen. Aber am nächsten Tage lag sie fieberkrank im Bette. Frau Michel, welche sie aus Pflichtgefühl bei sich aufgenommen hatte, lief oft ein kalter Schauer über die Glieder, wenn das kahlköpfige Fräulein sich plötzlich funkelnd emporrichtete, einen schwarzen Pastor aus einer Ecke hervorzitierte oder unvermittelt mit tiefer Männerstimme ungesehene Armeen kommandierte. Dann schrie sie auf einmal: „Hui, das Öl. Hui hui hui hui hui hui!" schnalzte mit der Zunge, schlug mit den Armen und blies mit vollen Backen, bis ihr die Augen aus dem Kopfe quollen und sie sich jählings in das Bett zurückwarf.

Von diesen letzten Dingen wurde Peter gemeldet, wie er schon in seiner neuen Stelle war. Als er über den Schulhof schritt, um dem Direktor einen Besuch zu machen, wurde ihm ganz eigen zumute: als solle er selbst dort zur Schule gehen, nicht als Lehrer, sondern als Schüler. Wie oft würde er den Platz noch überschreiten und schließlich gar nicht mehr wissen, daß es je anders war! Dann erfuhr er, daß er sich in dem Schulgebäude geirrt hatte, kehrte um, fand das rechte und schritt nun ohne jede Betrachtung quer über den Hof auf das Rektoratshaus zu. Vor der Tür saß ein kleiner Knabe. Er reichte Peter wortlos seine Peitsche hin und sah ihn ernsthaft an. Peter verstand sogleich, was der Kleine wollte, und brachte sie in Ordnung. Der Direktor, ein ziemlich hochgewachsener, jovialer Herr, empfing ihn sehr freundlich. Peter durfte oder mußte vielmehr rauchen; er dachte an die Ermahnungen seiner Mutter, er möge stets dem Großvater nacheifern und sich ein-

bilden, daß dessen Geist in ihm selbst wäre, und so sagte er denn alsogleich, daß das Städtchen trefflich gelegen sei, und daß einer hier wohl sein Auskommen haben könne. Dann sah er sich mit etwas schüchternen Augen um. Die Tür ging auf, und eine mittelgroße, ebengewachsene Dame trat ins Zimmer. Sie sah Peter an, als ob sie ihn schon kenne, sagte aber: „Ach, ich störe wohl," und wollte sich zurückziehen. — „Nein, Ottilie, bitte, tritt nur näher! Ich stelle dir hier einen jungen Herrn vor, der von jetzt ab unserem Schulverbande angehören wird: Herr Michel — meine Frau." — „Habe ich Sie nicht vorhin an der Tür gesehen?" fragte sie errötend. Peter sah sie völlig verwirrt an. — „Nun ja! Sie haben doch meinem Kleinen die Peitsche zurechtgemacht! Du mußt nämlich wissen, Theodor, Herr Michel hat dem Marel die Peitsche wieder zurechtgemacht!" Sie blickte ihn wieder an und fragte: „Nicht wahr, Sie haben meinen Marel gerne?" Peter sah nach wie vor in äußerster Verwirrung auf sie. Das war ja Liesel! Und Ottilie hatte sie ihr Mann genannt. — „Aber warum setzen Sie sich denn nicht wieder?" In ihren Augen stand unverhohlenes Wohlgefallen. — Warum nannte sie ihn denn nicht du?! — Ihr Mann hatte ihr indes mehrfach Blicke zugeworfen, die sie nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Jetzt sagte er plötzlich mit Betonung: „Nun, Herr Michel, Sie werden wöchentlich so gegen sechzehn Lehrstunden zu geben haben. Sehen Sie, da haben wir zunächst die Arithmetik!" — „Ach, wenn ihr von Geschäften redet, da zieh ich mich zurück. Adieu, Herr Michel!" Und ehe er sich ganz erhoben hatte, war sie schon hinaus und hatte die Tür hinter sich geschlossen. — „Und zweitens haben wir hier die Geometrie!" Der Direktor sah Peter mit einem Blicke an, welcher sagen sollte: Wir

ignorieren das, was uns nichts angeht! — Aber Peter sah und hörte gar nichts: Es war am Ende doch nicht Liesel. Hatte Liesel nicht dunkleres Haar gehabt? Nein, sie hatte dasselbe Haar! Natürlich war sie es. — „Ob Sie mich verstanden haben?" Peter fuhr aus Träumen und sagte: „Ja!" — „Bitte, wiederholen Sie, was ich eben gesagt habe!" bat der Schulmonarch. Peter konnte es nicht, und der Rektor wiederholte es selbst. — „Vor allem arbeiten, arbeiten, und noch einmal arbeiten! Das Arbeitsfeld ist ein so großes! Der Lehrerberuf ist ein heiliger Beruf! Von uns hängt die Zukunft des Staates ab! Wir geben dem Staate das Geistesmaterial!"

Als Peter das Haus verließ, stand Frau Ottilie mit ihrem Jungen vor der Tür: „Sag adieu, Marel!" Sie führte ihn zu Peter. — „Sind Sie — Sind Sie — ich meine, ob Sie — heißen Sie nicht eigentlich Liesel?" Sie errötete über und über und sah ihn ganz verwirrt an. Im selben Augenblicke aber brach ihr kleiner Knabe in lautes Weinen aus; er lag auf der Nase und konnte nicht wieder aufstehen. Sie eilte auf ihn zu, und da er ein wenig blutete, hatte sie für nichts anderes mehr Sinn. „Auf Wiedersehen!" Und ehe es sich Peter versah, hatte sie ihren Jungen über die Schulter genommen und war verschwunden. Er aber starrte ihr nach wie im Traume. Warum verbarg sie sich vor ihm? Wollte sie, als Frau eines Rektors, ihren Freund von früher nicht mehr kennen, weil der nur ein armer Kandidat war? — Mit scheuem Blicke musterte er die Fenster, ob ihn vielleicht jemand beobachtete, dann entfernte er sich, in tiefes Nachsinnen verloren. Er suchte jetzt die beiden im Geiste zu vergleichen, sich genau die Züge der Liesel vor die Seele zu bannen, so wie er sie zuletzt gesehen. Über fünf Jahre waren seither verflossen. Ihr Bild hatte sich

ein wenig verwischt. Und doch glaubte er jetzt Unterschiede zu bemerken. Liesel hatte größere Augen gehabt. Aber hatte diese nicht auch große Augen? Große, dunkle. Und Liesel hatte einen kleineren Mund und vollere Lippen. Aber konnte, mußte sie sich nicht in den fünf Jahren auch verändert haben? Deutlich erinnerte er sich ihrer feinen Schultern. Jetzt waren sie voller, weicher. — Und die Haare — das waren nur Lieselś Haare! Solche Haare hatte nur Liesel! Und wie hübsch sie sie jetzt trug; aufgesteckt, und kleine Locken an den Schläfen! — Aber weshalb nannte sie ihr Mann Ottilie? Fand er, daß „Liesel" sich nicht für eine Rektorsfrau eignete? Elise oder Lisbeth würde sie sich niemals haben nennen lassen, das wußte Peter. Anderseits hatte sie aber immer Sinn für Vornehmes gehabt. Da konnte sie sich ihrem Mann zuliebe schon diesen Namen ausgewählt haben. — Sollte er nicht einfach an den Kantor schreiben und ihn um die Sache befragen? Aber wie sollte er das begründen? — Er fühlte sich unglücklich, um so mehr als sein Unglück so dunkel war.

Am nächsten Morgen kleidete er sich in seinen schwarzen Rock und ging zur Schule. Noch fern vom Schulhaus konnte man ihn wohl für einen Spaziergänger halten, aber je mehr er sich ihm näherte, um so mehr, glaubte er, müsse man merken, daß er ein Lehrer war oder ein Kandidat, wie man sie nannte. Und als er die Aula betrat, als sein Name genannt wurde, als er sich erhob, als die Vorstellung, er sei sein Großvater, nicht mehr wirkte, und tausend Augen auf ihn gerichtet waren, da war es ihm, als sei er inmitten dieser Versammlung ganz einsam irgendwo im Walde. Am selben Tage wurde er noch in die neuen Klassen eingeführt. Jetzt sollte er seine Stunde halten. Der Rektor blieb im Zimmer, um, wie er sagte,

auch etwas mitzulernen: „Denn man lernt nie aus im Leben, und manches Gelernte vergißt sich wieder. Repetitio est mater studiorum; heißt?" Und einer der Schüler sagte es. „So, Herr Michel, fangen Sie an. Machen Sie den Schülern die Grundzüge der Buchstabenrechnung klar." Peter brachte dies in einer leidlich guten Ausdrucksweise zuwege. Wenn er nicht recht weiter konnte, so half der Rektor ein, indem er stets hinzufügte: „Merkwürdig, wie einem alles bei Gelegenheit wieder einfällt! Ja, ja, das Gedächtnis ist wie eine Scheuer, in der nichts verloren geht, wenn auch manches den Blicken sich entzieht, da der Körner zu viele sind!" — In solchen Momenten wartete Peter bescheiden, aber er runzelte die Stirn, als ihm der Rektor einen Fehler nachweisen wollte, den er gar nicht gemacht hatte. Da wurde er sehr gesprächig und lauter, als seine Art war. Schließlich sah der Rektor seinen Irrtum ein und sagte ihm, er möchte seine Buchstaben besser schreiben. — „Welche?" fragte Peter unschuldig. Da wurde der Rektor nervös und sagte: „Bitte, rechnen Sie nur weiter." So ging diese Stunde hin, und es folgte eine zweite. In vier Klassen hatte er zu unterrichten, und als er erst einmal alle seine Schüler kannte und gelernt hatte, sich unter ihnen zu bewegen, da sah er, daß die Sache nicht so schlimm war, wie er sie sich vorgestellt hatte. Nur mit dem Mathematikprofessor stand er sich nicht gut. Dieser suchte sofort ihm gegenüber eine gönnerhaft-nachlässige Stellung einzunehmen, und das war etwas, was Peter gar nicht vertragen konnte. Er hatte einen großen Stolz bei aller äußeren Bescheidenheit. Bei Zensurverteilungen war er sehr nachsichtig und ließ sich zuweilen von den Schülern selbst bestimmen, eine Note etwas aufzubessern. Manchmal jedoch blieb er hart, verweigerte jedes Entgegen-

kommen und sah dabei wahrhaft ehern aus. Oft gaben Tränen seiner heimlich schon längst in Bewegung gesetzten Gutmütigkeit den letzten Stoß, er zog langsam seinen Blaustift und verbesserte die Note. Auch Schmeicheleien war er nicht unzugänglich, doch stets nur in ganz naiver Weise. So sagte einst ein Schüler in einer plötzlichen Anwandlung unglücklichen Humors: „Sie haben auch einen so schönen Schlips!" — „Wirklich?" fragte Peter überrascht und erfreut. Und dann gingen die Erweichungsversuche von neuem vor sich, und diesmal mit Erfolg. Hier zeigte sich ein Zug, den er wohl von seiner Mutter hatte, jedoch mit dem Unterschiede, daß diese alle Schmeicheleien persönlich nahm, während Peter sich nur über die Sache selbst freute und darüber, daß er so glücklich war, sie zu besitzen. — Alle die kleinen und allerkleinsten Quälereien, denen die Lehrer zum Opfer fallen, ertrug er mit Ruhe. Sehr selten kam es vor, daß er sich vom Zorne hinreißen ließ, und immer nur in Fällen, wo man systematisch untergeheizt hatte. Dann konnten aber auch Ausbrüche heftigster Art erfolgen. Er teilte Ohrfeigen aus, warf zur Tür hinaus und war ganz außer sich. Nachdem ihn dann die steinerne Ruhe der Mathematik etwas ins Gleichgewicht zurückgebracht hatte, holte er den Hinausgeworfenen persönlich wieder herein, und nun begann eine Szene, die sich mit Regelmäßigkeit wiederholte, und an deren Ende Peter fast immer unterlag. Weinen des Gemaßregelten, Zwischenhandeln von seiten Unbeteiligter, Anstürme auf seine Milde und Versprechen der Besserung — welch letzteres Mittel jedoch manchmal die schon zur Ruhe gehende Erbostheit von neuem aufrührte. — „Das hast du schon zehnmal gesagt!" platzte er dann los. Worauf wohl jemand aus einer sicheren Ecke heraus, in dem Gefühl seiner eigenen unan-

gegriffenen Persönlichkeit und der mählich wiederkehrenden Sonne in Peters Gesicht, rief: „Dann sagte er es zum elften!" — Sein Zorn war plötzlich ganz verraucht, hatte einer frischen Entrüstung Platz gemacht, und sein ganzes Wesen bewegte sich in einer neuen Richtung. Er stellte Untersuchungen an, mit einer Schärfe, die seiner Mutter Ehre gemacht haben würde. Doch zerschellte seine Findigkeit zumeist an der noch größeren Verschlagenheit der Schüler, die ihn oft irre leiteten. Manchmal aber erwischte er den Täter doch, nahm eine ausgiebige Rache und erließ freiwillig und fast mit Genugtuung dem ersten Bösewichte seine Buße. — So wurde er von seinen Schülern geliebt, gequält und verzogen. Außerhalb der Schule und der häuslichen Arbeiten lebte er still dahin; Interessen hatte er nicht, oder sie waren nie geweckt worden. Jeden Tag machte er einen Spaziergang und kam dann stets in heiter-trüber Stimmung heim, denn er ging jedesmal an des Rektors Haus vorbei, um Frau Ottilie zu sehen.

Bald aber fand er einen Gefährten. Auf seinen Spaziergängen begegnete ihm nämlich mit Regelmäßigkeit ein junger Lehrer seiner eigenen Schule, Namens Lottermeyer, ein stiller und bescheidener Mann, der im Lateinischen unterrichtete; klein, mit einem schwarzen Zwicker, schwarzen Nägeln und einem spitz aufgerichteten, ebenfalls schwarzen Schnurrbärtchen. Seine mausartigen Augen hatten den Ausdruck steter kluger Wachsamkeit. Mit diesem nun verband Peter Michel sich durch Zufall. Sie machten ihre Spaziergänge von nun an zusammen und besuchten sich auch öfter in ihren Wohnungen. Peter erfuhr unter anderem, Herr Lottermeyer habe eine Braut, mit der er schon seit seinem ersten Studentenjahr verlobt sei, und die er auch in kurzem heiraten werde. „Sind Sie auch

schon verlobt?" — „Nein." — „So. Aber Sie werden sich bald verloben?" — „Nein." — „Aber wollen Sie denn niemals heiraten? Nun, das ist ja allerdings nicht meine Sache; aber ich meine, wenn man sein gutes Auskommen hat, was steht denn da noch im Wege?" — Herr Lottermeyer wunderte sich anfangs, weswegen Peter jeden Abend den Umweg an des Rektors Haus vorbei machte; und Peter antwortete, es sei, weil er sehen wolle, ob er nicht einmal die Knaben erwischen könnte, die an des Rektors Hause immer die Rosen umbrächen. Der Rektor habe sich schon mehrmals darüber beklagt. Das leuchtete Herrn Lottermeyer sehr ein, und er war ganz bei der Sache. So stellten sie sich an den Sommerabenden oft an dem gegenüberliegenden Gitter auf, und der eine beobachtete die Straßengänger, soweit sie aus Knaben bestanden, der andere die Fenster, die hinter den Rosen lagen. Manchmal gewahrte er Frau Ottilie oder ihren Schatten, und ein wehes Glück zog dann durch seine Seele. — „Da sind sie!" flüsterte Herr Lottermeyer einmal erregt. Peter fuhr erschreckt empor, wie aus einem Traume. Da standen in der Tat ein paar Knaben vor dem Gitter, regungslos, und schienen etwas Böses vorzuhaben. Mit einem Male fuhren sie alle auseinander, bis auf einen, der zurückblieb, in gebückter Stellung, die Hände vors Gesicht gehalten, wie ein heftig Weinender. Die beiden Lehrer waren sehr erstaunt. Besorgt gingen sie auf den Knaben zu. „Hundert!" rief der plötzlich mit glockenklarer Stimme — und im nächsten Momente war er davongestürmt. — „Diese Jungens haben einen doch immer zum besten, auch wenn sie einen nicht zum besten haben wollen!" sagte Herr Lottermeyer säuerlich. Peter aber, in plötzlicher Erschütterung vor diesem Ausbruche des Lebens, hatte

Tränen in den Augen. — Er wünschte nun Herrn Lottermeyer stets fort.

Einmal gelang es ihm auch wirklich, ohne ihn seinen Spaziergang anzutreten. Gerade vor des Rektors Hause aber sah er ihn von der anderen Seite daher kommen. Halb ohne zu wissen, was er tat, trat er seitwärts in den Garten und drückte sich in die Blumenbüsche, horchte atemlos und spähte heimlich nach seinem Freund, der vor dem Hause stehen blieb, um zu warten, bis Peter auf seinem gewöhnlichen Spaziergange dort vorbei käme. Schließlich, nach einer Viertelstunde, schien er sich zu entfernen, und Peter wollte gerade aus seinem Versteck heraustreten, als er Stimmen vernahm, und da erkannte er den Rektor selbst mit seiner Frau. Sie trug ein faltiges, feines Wollkleid, das ein schmaler Gürtel umschlossen hielt. — „Hast du Herrn Lottermeyer bemerkt?" fragte sie ihren Mann. Ihre Stimme war voll und biegsam. Er antwortete mit einem halbgepreßten „Ja!" und stemmte sich dabei gegen die Gartentür: „Wenn ich mal einen von den Buben packe, die mir hier Holz in das Schlüsselloch stopfen ... Ob ich wen gesehen habe? Lottermeyer? Nein. Wo ist er denn?" — Sie ging langsam zum Gartentor zurück und sah zu, wie er sich mit der Türe mühte. „Ach so! Lottermeyer. Ja! Der geht ja hier jeden Abend mit Michel vorbei. Was wollen die beiden nur hier? — Er schloß noch ein paarmal auf und zu, das Schloß schnappte wieder, und beide wandten sich dem Hause zu. Peter wartete noch eine geraume Zeit, ehe er sich aus seinem Verstecke hervorwagte, schließlich kletterte er hastig über das Gitter. Als er nach Hause kam, saß Herr Lottermeyer auf seinem Sofa. Ihm war, als müsse er gleich wieder umkehren. — „Wo steckst du denn eigentlich?" — Seit geraumer Zeit duzten sie sich.

— „Ich ... war heute wo anders.“ — „So. Na diesmal hast du was versäumt!“ sagte der andere, gereizt über die ausweichende Antwort. „Ich sage dir: Ich habe vor der Schule auf dich gewartet, und gerade als ich fortgehen will, sehe ich, wie ein Junge was in das Gartentürschloß steckt. Ich springe darauf zu, packe ihn, und da kommt auch schon der Herr Rektor nach Haus; hat mich schön gelobt!“ — Dies gab Peter zu denken; aber er sagte kein Wort darüber, daß er es besser wußte. — „Ein andermal läßt du mich nicht so warten, lieber Freund. Hat doch übrigens ein reizendes Frauchen, findest du nicht?“

Peter hätte leicht ihn oder einen seiner Kollegen fragen können, welchen Mädchennamen Frau Ottilie vor ihrer Verheiratung geführt habe. Aber eine Scham hielt ihn zurück. Es war ihm, als gäbe er damit sein Geheimnis preis. — Am nächsten Morgen fragte der Rektor Lottermeyer wie zufällig, was er denn da jeden Abend mit Herrn Michel treibe. — „Ich passe auf, Herr Rektor, ob ich nicht einmal den erwischen kann, der Ihnen immer Holz in das Türschloß steckt und Ihnen immer die Rosen abknickt!“ — „Na, das machen Sie mir nicht weis,“ lachte der Rektor. — Herr Lottermeyer wurde sehr erregt: „Ganz gewiß, Herr Rektor!“ sagte er und nahm seinen Zwicker ab; „ich passe jeden Abend auf, und es würde mich riesig freuen, so einen Jungen mal zu fassen und dem Herrn Rektor zu überweisen!“ Er war vor Aufregung ins Lispeln geraten, und seine Zungenspitze huschte hin und her zwischen den gelblichen Zähnen, wie ein Mäuschen. Dabei sah er dem Rektor rot und emsig ins Gesicht: „Herr Michel sagt, hier würden immer Rosen umgebrochen!“ — „So?!“ fragte der Rektor ganz erstaunt; „das sagt Herr Michel?“ — Er hatte schon öfter bemerkt, daß Peter ein

etwas sonderbares Wesen gegen ihn an den Tag legte. Jetzt dachte er: Sollte bei dem irgend etwas nicht ganz richtig sein? — „Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen, Herr Lottermeyer, aber es ist fernerhin nicht nötig!" — Triumphierend erzählte dieser nun seinem Freunde, der Rektor habe ihn zu sich rufen lassen und habe ihn noch einmal gelobt. — „Nun wollen wir aber nicht mehr dort vorbeigehen, denn der Rektor hat mir auch gesagt, daß ihm jetzt keine Rosen mehr abgebrochen würden. Er sagte: ‚Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen, Herr Lottermeyer, aber es ist fernerhin nicht nötig!'" — Peter fiel ein Stein vom Herzen, denn er hatte sich seit einiger Zeit vorgenommen, aber nie den Mut dazu gehabt, selbst einmal ein paar Rosen abzuschlagen, um so die Notwendigkeit fortgesetzter Wachsamkeit darzutun. Dessen war er nun überhoben. Gleichzeitig aber machte es ihn traurig. Und doch war es im Grunde wiederum gleichgültig, denn allein seine Gänge machen, das wußte er, ging nicht an. Wenn er auch einmal etwas früher von zu Hause fortging als gewöhnlich, um allein zu sein, gleich tauchte irgendwo das gelbliche Gesicht mit dem Bärtchen und dem schwarzen Zwicker auf, und Herr Lottermeyer sagte: „Ich habe unten auf dich gewartet, weil ich dachte, du gingest heute vielleicht schon etwas früher fort." — Oft blieb Peter zu Hause, manchmal auch ohne Licht, um seinen Freund irre zu führen. Aber es half alles nichts. Das „guten Abend, alter Mathematikus" war so unvermeidlich, daß Peter sich schließlich darein ergab, wie in ein unheilbares Leiden.

Nun gingen sie wieder durch die Felder; oft ganz schmale Wege, daß einer hinter dem anderen gehen mußte. Herr Lottermeyer pfiff auf einem Blatte das Lied Gaudeamus igitur, und Peter sah nur den schwarzen Rücken

seines Freundes mit den geschweiften Linien und dachte nur immer: Da steckt nun der Mensch drin! Wenn er sich jetzt umdreht, so sehe ich sein Gesicht. Soll ich ihn mal anrufen? Derweil drehte sich Herr Lottermeyer schon von selbst herum und sagte: „Na, was machst du denn für Augen?" — Peter versuchte mehrmals von ihm loszukommen. Aber da sagte Herr Lottermeyer eines Tages: „Sag mal, es scheint ja fast, als ob du mir ausweichen möchtest?" — Peter betonte eifrig, daß das ein Irrtum sein müsse. — „Ich wüßte auch nicht, wann ich dir irgendwie Gelegenheit gegeben hätte, dich über mich zu beklagen!"

Peter ging jetzt auch jede Woche mit ihm auf den „Verein". Dieser versammelte jeden Samstag abend die Lehrer in einem Lokale an der Landstraße. War das Wetter gut, so machte man am Nachmittag einen Ausflug, an dem auch die Frauen teilnahmen; abends wurden sie jedoch nach Hause geschickt, denn: die Frau gehört in die Familie! Frau Ottilie hielt sich jedoch diesen Spaziergängen stets fern. — „Meine Frau macht nicht gerne Spaziergänge!" sagte der Rektor, „sie hat noch nie eine Partie gemacht; — bis auf eine!" fügte er jedesmal hinzu und sah sich im Kreise um und lächelte diskret, und dann lächelte man ebenfalls diskret.

Ein solcher Ausflugstag war wieder einmal herangekommen. Man war gerade im Begriffe loszumarschieren, als sich Herr Lottermeyer und Peter Michel eilends von ferne nahten. Herr Lottermeyer schwang seine kurzen Beine mit einer wahrhaft sklavenmäßigen Behendigkeit, während Peter, der nicht so schnell zu Fuß war, die Daumen an die Schultern gelegt, nebenher trabte. Der Rektor hatte gerade seinen Witz gemacht, Herr Lotter-

meyer hörte noch die letzten Worte und grinste keuchend. — „Ja, ja, meine Herren, Sie sind zum Teil noch muli, was die Ehe anbetrifft, aber hier sehen Sie sich Herrn Lottermeyer an, in ihm haben wir einen, der demnächst sein Mulus-tum abstreifen wird!" Herr Lottermeyer sah sich strahlend im Kreise um und sagte: „Ja, nächsten Monat, Herr Rektor!"

Nun ordnete man sich nach Gruppen. An der Spitze schritt der Rektor mit dem ältesten Professor, dann kamen die Oberlehrer, die Doktoren, und schließlich die Kandidaten, wie man sie nannte. Von Zeit zu Zeit blieb der Zug stehen; dann explizierte der Rektor irgendeine besondere Form des Gesteines, eines Baumes oder einer Blume. — „So sollte jede Wissenschaft gelehrt werden, meine Herren! Spielend, beiläufig! So etwas bleibt im Gedächtnis. Ja, ja, spielender Unterricht! Das sollten sich unsere Jungen hinter die Ohren schreiben! Der alte Basedow war doch kein so verächtlicher Mann! Nur bemerkte er leider nicht, daß sich die Praxis oft nicht mit der Theorie verträgt. Er schoß übers Ziel! Was sollte wohl aus unseren Schülern werden, wenn wir lediglich spielenden Unterricht erteilten! Dazumal mag es noch anders gewesen sein. Aber wie hat sich seitdem das Material gehäuft! Will man es bewältigen, so reichen unsere neun Schuljahre knapp dazu aus! Da heißt es exakt und mit Methode arbeiten!" — Die Hinterstehenden hörten von solchen Reden meist nichts oder beinahe nichts; aber sie spitzten die Ohren und warteten geduldig, bis man weiter schritt. Mitunter tönte auch ein herzhaftes Gemecker durch die Luft: das war das Korps der Oberlehrer, das sich über einen Witz erlustigte. — Peter hatte es zuwege gebracht, daß er nicht neben Herrn Lottermeyer zu gehen brauchte. Dafür schritt der

hinter ihm und sang halblaut und schnarrend, indem er Peter auf die Fersen trat: „Nur immer langsam voran, nur immer langsam voran, daß unser alter Mathematikus mitkommen kann." — Jetzt war der Zug stehen geblieben. Der Rektor deutete mit dem Stock in die Ferne: dort stände ein alter Turm, er sei bald nach dem Jahre 1653 gebaut worden. Der älteste Professor aber, der nicht mehr gut sehen konnte, bestritt es und sagte, dort stände kein alter Turm. Er sei nun sechzig Jahre am Ort, und da hätte auch nie ein alter Turm gestanden. Peter hatte den Streit gehört und sah jetzt scharf in die angegebene Richtung. Er hatte sehr gute Augen. „Da ist wirklich einer!" rief er. — „Wer hat ihn gesehen?" fragte der Rektor von der Spitze herab. „Herr Michel!" antwortete das Korps der Kandidaten. — „Kommen Sie mal 'rauf, Herr Michel!" Peter leistete der Aufforderung Folge und beschrieb die Richtung. Es stimmte genau mit den Angaben des Rektors. Ein Oberlehrer glaubte ihn auch zu sehen, war aber seiner Sache nicht so sicher, daß er einen Eid darauf hätte ablegen oder sein Ehrenwort geben können. — „Ich sehe, wir beide haben die besten Augen," sagte der Rektor. — Peter wollte wieder hinunter zu seiner Abteilung, aber der Rektor hielt ihn am Ärmel fest und meinte: „Nun, haben Sie nur keine Angst. Bleiben Sie mal ein bißchen bei uns. Ein Tropfen junger Wein ist gar nicht vom Übel zwischen so vielen alten Jahrgängen. Freilich: was sich soll erklären, das muß erst gären! Na, zu den ganz alten Jahrgängen gehöre ich ja nun zwar auch noch nicht. Aber ausgegoren hat es bei mir schon lange, wollen wir hoffen!" — Im Laufe des Gespräches stellte sich heraus, daß der alte Professor mit Peters Großvater bekannt gewesen war. Er lobte ihn als einen würdigen Mann der alten Zeit. — „Aber da steckt

Ihnen ja das Lehrertum im Blute!" rief der Rektor. „Wo waren Sie eigentlich auf der Schule?" Peter nannte die Stadt, und der Rektor sagte: „So? Da ist meine Frau auch ortsangehörig! Nun weiß ich auch, weshalb sie sagt, Sie erinnerten sie immer an die Heimat!" — Peter gab es einen jähen Schlag aufs Herz. Jetzt war es entschieden! Sie war es. Wenn er noch der Bestätigung bedurft hätte, so war sie hier gegeben. Seine Sehnsucht, die durch Wochen einem dumpfen Weh gewichen war, zitterte in schmerzlich-dunklen Schlägen. Seine Aufregung war so groß, daß die anderen es bemerkten. „Was haben Sie denn? Was ist Ihnen denn geschehen?" Peter war stehen geblieben und sah ins Leere. Man umringte ihn, bot ihm Erfrischungen an, aber er sagte, es sei schon vorüber. Doch war er von diesem Augenblicke an teilnahmslos und beachtete nichts von dem, was um ihn her vorging. Abends verabschiedete er sich, ehe die anderen gingen. Er war erschöpft, das Gedonner der Kugeln, der Tabaksqualm, das Bier, das Gebrüll der Oberlehrer betäubte ihn. Allein ging er nach Hause.

Es war im Hochsommer, zu einer Zeit, wo die Nächte so warm sind wie die Tage.

Halb bewußtlos schritt er die Allee hinunter, die zu seinem Hause führte. Oben in seinem Zimmer setzte er sich auf einen Stuhl, starrte in den Himmel und dachte nur immer an sie, regungslos, mit klopfenden Schläfen; in der Ferne glaubte er vielstimmiges Gemurmel zu vernehmen; es war sein Blut, das ihm in den Adern sang. Eine leuchtend-goldene Furche durchschnitt still den Himmelsrand; ihre Bahn verlosch, fast ehe er sie wahrgenommen. — Er vergrub den Kopf in seine Hände. — Soll ich noch einmal zu ihrem Garten gehen?

Er blieb regungslos, nicht fähig zu irgendeiner Bewegung, lange, lange. Aber endlich erhob er sich, und während er noch überlegte, schritt er schon hinaus, in die stille Sommernacht hinein, die dämmernde, duftende, blütenschwere Allee hinunter. Er hörte seine Schritte nicht. Niemand begegnete ihm, alles war im Schlummer. Nur am Himmel schwärmten still die weißen Sterne. Da lagen vor ihm die Rosenbüsche — ein dunkel-leuchtendes Dickicht. Der Duft betäubte seine Seele. Leise warme Wellen fluteten in fernen Tönen an sein Ohr. Da sah er vor sich eine weiße schimmernde Gestalt! „Liesel!" rief er und streckte die Arme nach ihr aus. — „Peter!" — — — — und da saß er daheim auf einem Stuhle, in der Dunkelheit, und draußen fiel ein warmer Sommerregen.

Siebentes Kapitel

Nach solchen Tagen traumhaften Umherwandelns sollte Peter endlich die Lösung seines Rätsels erfahren. Durch eine geschäftliche Arbeit zurückgehalten, verließ er das Schulhaus eines Tages später als gewöhnlich. Wie er über den Hof schritt, erblickte er die helle Gestalt Frau Ottilies in ihrem Garten. Sie sah ihn ebenfalls, und plötzlich hielt sie eine große, dunkle Blume empor, wie um sie ihm zu schenken. Schwindelnd ging er auf sie zu, sie streckte ihren schönen Arm über das Gitter, und er konnte sie nur ansehen und immer wieder ansehen, ängstlich, selig zitternd. — „Warum wollen Sie mich nicht mehr kennen!" preßte er endlich hervor. „O Liesel!" — Er drückte beide Hände fest gegen seine Augen. — Sie sah ihn ganz erschrocken an. — „Warten Sie!" sagte sie endlich. „Ich hole meinen Hut, und Sie gehen unten an die Allee; hier kann ich nicht mit Ihnen reden." — Peter ging wie im Traume; sie kam sogleich. — „Jetzt sagen Sie mir, was Sie von mir wollen!" sagte sie mit voller Stimme und sah ihn unruhig an. Sollte ihr Mann recht gehabt haben, als er sagte, Peter Michel sei nicht gesund im Kopfe? Sie hatte ihn gern, lieber als alle anderen Lehrer. — „Sie nannten mich vorhin Liesel; Sie nannten mich schon einmal so. Ich kann Ihnen versichern, daß ich Ihre Liesel nicht bin!" — „Nicht?"

rief Peter und starrte sie traumhaft und ungläubig an. — „Nein. Überdies heiße ich Ottilie ... Sie haben Ihre Liesel wohl recht lieb gehabt?" — Sie errötete etwas bei den letzten Worten. — Peter konnte nicht antworten. Er blickte nur in diese dunklen Augen. Das Bild der Liesel und das Frau Ottilies waren im Laufe der Zeit in seiner Seele zu einem einzigen verschmolzen; jetzt wurden sie gewaltsam auseinander gerissen, und jedes von ihnen drohte zu versinken. Von seinem eigenen, ursprünglichen Bilde konnte er fast nichts mehr fühlen, denn seine ganze Seele hing hier an dem lebendigen. Gleichzeitig aber empfand er eine Abneigung, fast einen Haß gegen diese Frau, als habe sie ihn betrogen und ihm sein Liebstes geraubt. Und hatte sie ihm nicht stets zugelächelt, als hätten sie ein Geheimnis mitsammen? War sie nicht sogar errötet, wenn sie ihn sah? — Er blickte sie an, und für einen Augenblick noch mischten sich in seiner Seele beide Bilder.

„Warum haben Sie mich immer so angesehen?" stieß er leise hervor. — „Wie angesehen ...?" — „Als ob — als ob Sie Liesel wären!" — „Habe ich das?" Eine liebliche Röte überflog ihre Züge. — „Das wissen Sie doch sehr gut! Weshalb taten Sie das?" — „Nun — weil ich Sie — ja weil ich Sie gern habe! Aber so habe ich Sie doch nicht angesehen, als ob ich Liesel wäre!" sagte sie rasch und sah ihn fast ein wenig schelmisch von der Seite an; — „wir zu Hause sind freier erzogen als manche andere in anderen Kreisen; — mein Mann wirft es mir immer vor, ich sei zu offen im Verkehr mit den Menschen. Aber ich meine, es ist doch nichts Böses dabei, wenn man den Menschen zeigt, daß man sie gern hat?!" — Peter wußte hierauf nichts zu antworten. Nach einer Weile sagte er: „Ja, nun kann ich Sie nicht mehr lieb haben!" — „Warum denn nicht?"

rief sie beinah erschreckt. — „Weil Sie Liesel nicht sind!" — „Und wenn ich Liesel wäre?" — „Dann gehörten Sie mir!" — Frau Ottilie war nachdenklich geworden. „Erzählen Sie mir doch von ihr!" sagte sie zögernd. „Ich habe ja nun ein gewisses Anrecht darauf!" — Aber Peter war es, als sei ihm diese Frau ganz fremd, als wolle sie sich in sein Geheimnis eindrängen, und als müsse er es um so sorgsamer verschließen. Gleichzeitig stieg ihm das Bild der echten Liesel, wie er sie als Kind gesehen, mit einer Deutlichkeit vor seine Seele, daß er jetzt auch sah, wie sehr sich Frau Ottilie von ihr unterschied. Diese war in eine etwas peinliche Lage geraten. Sie merkte, daß sie hier eigentlich nichts mehr tun könne. Und doch wußte sie nicht, wie sie der Unterredung eine Ende machen sollte. — „Wir können aber doch immer gute Freunde bleiben, nicht wahr?" sagte sie endlich. Peter nickte. Sie reichte ihm die Hand, und als sie sie ihm entzog, da war es ihm, als schwände mit ihr alles Glück von ihm. Dann starrte er ihr nach, die grüne, dämmernde Allee hinunter.

Es dauerte lange, bis ihm klar wurde, daß er sich ja im Grunde freuen müsse: Liesel war nicht mit dem Rektor verheiratet, und er konnte hoffen, daß sie ihm einst noch gehören könne. Aber es war sonderbar: dieser Gedanke gab ihm nichts von der erhofften Seligkeit, es war, als sei er plötzlich leer und blutlos geworden. Peter befand sich vor einem Nichts. Er konnte sich für Momente vergessen. Mit Glück dachte er dann an Liesel, in Wahrheit jedoch an Frau Ottilie. Im nächsten Augenblick aber verlosch das schöne Bild, und er befand sich wieder in unruhevollem Halbdunkel. Ihm war, als habe er sein Glück leichtsinnig verscherzt. Er kam sich vor wie ein ganz schlechter, gefühlloser Mensch. Alle Vernunft-

gründe halfen nicht dagegen; er war sich selbst zum Rätsel geworden.

Frau Ottilie vermied zunächst, ihm zu begegnen. Sie fragte sich sehr gründlich, ob sie ihrem Manne diese ganze Sache mitteilen müsse, und fand schließlich, daß sie diese Pflicht nicht habe. Sie wußte, daß er ihre Mitteilung verständnislos aufnehmen, daß er nur das Tatsächliche an ihr begreifen würde, ja, daß er vielleicht darüber lachte. Und das wollte sie nicht. Aber noch ein anderes hielt sie zurück: ein derartiger Schritt wäre ihr, Peter Michel gegenüber, als ein Vertrauensbruch erschienen, als etwas Unzartes, Rohes, auch wenn er selbst nie davon erfuhr. — Ihr Gefühl zu ihm hatte fast etwas Mütterliches angenommen; sie hätte ihm gerne etwas Gutes angetan und wußte doch nicht was. Er kam ihr schutzbedürftig, hilflos vor, und sie, die zierliche Frau Ottilie, sie fühlte sich so stark und glücklich! — „Nicht wahr, Marel," rief sie und faßte mit ihren geschmeidigen Händen ihren Jungen mitten um den Leib, hob ihn im Schwunge hoch empor, daß er über ihrem Kopfe wie ein Frosch im Wasser zappelte, — „nicht wahr, Marel, wenn du deine Mutter nicht hättest?!" Dann schüttelte sie ihn, daß er laut aufjauchzte. — „Theodor, komm mal herein! — Sieh mal: könnte man ihn nicht ganz genau so als einen kleinen Engel oben an die Decke malen?"

Peter sollte seinen Freund Lottermeyer verlieren. Die Einleitung zu ihrem Bruche war eine ganz harmlose. Herr Ohlmüller nämlich, ein schöngeistiger, junger Lehrer, welcher in Peter Michel einen stillen Dichter witterte, schlug ihm eines Tages vor, ob sie nicht einen Verein gründen wollten von nur ganz wenigen Personen: Solche, die Gesinnungsgenossen sind, nur ganz besondere Men-

schen. — „Wen?" fragte Peter. — „Ja, ich weiß auch eigentlich nicht viele außer uns beiden. Aber wir müssen unbedingt noch jemand finden; denn sonst ist es ja kein Verein. Was meinen Sie: Selch? Der redet prachtvoll über Geschichte! Solche Leute brauchen wir. Jeder soll wöchentlich einen Vortrag halten aus dem Gebiete, welches ihm eigen ist. Das kann sehr interessant werden. Denken Sie doch, wir können über manche Dinge ganz universell reden! Nehmen Sie die Belagerung von Syrakus! Selch gibt das Geschichtliche nach genauen Quellen, Sie demonstrieren die Pläne des Archimedes, und ich, nun ja, man hat mir ja hier leider Religion und Turnen aufgebürdet — aber ich könnte zum Beispiel das Philosophische dazu geben, höhere Gesichtspunkte andeuten, Völkerpsychologie und dergleichen. Was meinen Sie?" — Peter war dieser Vorschlag sehr unbequem. Aber er wollte nicht widersprechen. — „Lottermeyer könnte dazu aus einem lateinischen Schriftsteller die betreffenden Stellen übersetzen!" sagte er. — „Lottermeyer? Nein, den wollen wir nicht. Der Mensch — ich weiß nicht, der kriecht immer so am Boden. Es fehlt ihm jeder Sinn für Höheres." — „Dann kann ich auch nicht eintreten!" sagte Peter sehr bestimmt. „Er würde mir das furchtbar übel nehmen." — Herr Ohlmüller fügte sich nach einigem Widerstreben. Für den nächsten Nachmittag berief man die Mitglieder zur Vorbesprechung. — „Kommt noch jemand?" fragte Lottermeyer, während er Peter und Ohlmüller seine etwas klebrige Hand reichte. — „Ja, Selch." „Selch? o du mein Himmel, den wollen Sie doch nicht mit aufnehmen?" — „Warum denn nicht?" — „Aber ich bitte Sie, der hat ja eine Kebse!" — „Eine was?" — „Eine Kebse!!" — „Ach so!" sagte Herr Ohlmüller etwas verächtlich. „Nun,

das ist doch nicht so schlimm!" — „Und das sagen Sie, ein Religionslehrer?" — Jetzt trat Selch einher. An dem plötzlichen Verstummen und den verlegenen Gesichtern merkte er sogleich, daß man über ihn geredet hatte. Er entschuldigte sich, daß er so spät käme; er habe eine Abhaltung gehabt. — Aha! dachte Herr Lottermeyer und suchte einen verständnisvollen spöttischen Blick mit Peter auszutauschen, der steif an ihm vorbei sah. Selch hatte den Blick aufgefangen und errötete bis an die Ohren. „Weshalb haben Sie eben gelacht?" fragte er mit sehr starker Stimme. Lottermeyer fuhr erschreckt zusammen. — „Bitte — ich weiß nicht, es war gewiß nicht mit Absicht, es kam ganz aus Versehen." — „So! Na, wenn ich Ihnen mal ein paar hinter die Ohren schlage, dann können Sie meinetwegen auch annehmen, es käme aus Versehen!" — Hierauf herrschte ein allgemeines peinliches Stillschweigen; Herr Lottermeyer war sehr blaß geworden, und um sich zu beschäftigen, putzte er sich die Nase; einmal, zweimal, dreimal. Als er fertig war, sagte Selch: „So. Jetzt sagen Sie mir: Worüber haben Sie gelacht?" — Herrn Lottermeyer griff es kalt ans Herz: „Aber ich habe bestimmt nicht gelacht. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht gelacht habe!" — Jetzt hielt sich Peter nicht länger, er sagte Lottermeyer ins Gesicht, daß er ihn für einen Feigling halte. Da fuhr Lottermeyer auf ihn los, zischte, stotterte, lispelte und wisperte, und verließ mit einem: „Pfui!" sehr schnell den Ort. Selch schlug Peter auf die Schulter: „Das haben Sie brav gemacht!" Peter aber war die Sache unendlich peinlich, obgleich er sich sagte, daß sein Verkehr mit Lottermeyer nun abgebrochen war. — „Wissen Sie," sagte Ohlmüller, sich an Selch wendend, „was er vorhin für einen prachtvollen Ausdruck gebrauchte? Sie hätten eine

Kebse!" — Selch verstand nicht gleich, aber dann brüllte er vor Lachen; das Wort gefiel ihm dermaßen, daß er es akzeptierte, und zwar für Lottermeyer selbst, den er fortan nur „die Kebse" nannte. —

Die Vereinsfrage löste sich nun wieder. Selch war auch eigentlich nur gekommen, um zu sagen, daß er nicht mittun wollte. — „Er hätte auch gar nicht dazu gepaßt!" sagte Herr Ohlmüller später zu Peter. „Er hat so etwas Geschorenes, so etwas: ich möchte sagen Männchenhaftes!"

Als Peter denselben Abend nach Hause kam, fand er einen Brief von Lottermeyer vor, welcher folgenden Wortlaut hatte:

„Lieber Freund, Du wirst mein Betragen von heute nachmittag vielleicht etwas sonderbar gefunden haben. Ich kann Dir aber versichern, daß alles von mir wohlberechnet war. Als Feigheit mochte erscheinen, was in Wirklichkeit eine Überlegenheit war. Dadurch, daß ich auf die Beleidigung Selchs nicht einging, erhob ich mich moralisch über meinen Gegner. Ich sagte mir: ‚Wer Kot anfaßt, besudelt sich.' Und demgemäß handelte ich auch. Ich habe für Selch nur ein mitleidiges Lächeln übrig. — Daß ich mich Dir gegenüber hinreißen ließ, magst Du dem Umstande zugute halten, daß ich all meinen Zorn, meine gerechte Entrüstung zurückhalten mußte, und daß diese sich nun gewaltsam einen anderen Ausweg bahnte. Ich kenne Dich gut genug, um zu wissen, daß Du mir nichts übel genommen hast. Wenn Du es jedoch verlangst, so revoziere ich hiermit alles, was ich gegen Dich geäußert habe. Damit ist die Sache, hoffe ich, abgetan. Heute abend gegen neun Uhr werde ich zu Dir kommen, dann wollen wir die Angelegenheit noch einmal sine ira et studio mündlich besprechen. Lottermeyer."

Peter war des höchsten erschreckt über diesen Brief. Es hatte sich ihm bereits die Schärfe dieses Bruches etwas abgeschliffen, und der Umschwung, den er für ihn bedeutete, war ein so großer, daß ihm allein die paar Stunden, die er jetzt, nach jener Szene, mit der Aussicht auf eine freie Zukunft, ohne seinen Freund verbracht hatte, wie eine festliche Ewigkeit erschienen waren. Und nun sollte alles wieder zusammensinken? Er war fest entschlossen, unter keiner Bedingung den Verkehr wieder aufzunehmen. — Er setzte seinen Hut auf, um nicht zu Hause zu sein, wenn Lottermeyer käme. Aber er überlegte sich, daß das feige erscheinen könne — und außerdem würde er ihn ganz bestimmt auf der Straße treffen. So blieb er. Um sich zu zerstreuen, wollte er ein wenig lesen, und wie er so in seinen Büchern kramte, da fiel ein kleines Kreuz zur Erde. „Peter" leuchtete ihm durch die Dämmerung entgegen. Er starrte lange darauf hin, und seine Seele verlor sich in ferne Vergangenheit. Sie flog hinüber zu Frau Ottilie — ihre große Blume war inzwischen längst verwelkt —, wieder hörte er ihr helles Lachen, und dann sah er nur noch ihre — Liesels glimmerige schwarze Augen.

Es läutete. Alles Blut lief ihm zu Herzen. Und dann kam Herr Lottermeyer mit tadellosen kleinen Schritten auf ihn zu und sagte: „Freut mich sehr, daß du mich erwartet hast. Ich sehe daraus, daß alles zwischen uns beim alten ist." — Peter konnte im ersten Augenblick kein Wort hervorbringen. „Nein," sagte er endlich, „es ist nicht alles beim alten." — „Nun ja," erwiderte Herr Lottermeyer, „gewiß nicht; leider nicht. Aber ich bin ja nun auch gekommen, um alles, wenn du es verlangst, auch noch einmal mündlich zu revozieren. Aber ich denke, damit ist die Sache dann auch abgetan!" — „Nein," sagte Peter, „da-

mit ist sie nicht abgetan. Ich kann nicht mehr mit dir verkehren; meinetwegen revoziere, was du willst; was ich gesagt habe, revoziere ich nicht!" — „Aber lieber Freund, hast du denn meinen Brief nicht gelesen? Darin habe ich mich doch genug verteidigt! Und eigentlich sollte man das einem Freunde gegenüber gar nicht nötig haben! Aber es ist ja wahr; ich erschien vielleicht in der Angelegenheit in einem etwas schiefen Lichte. Aber nun weißt du ja auch den Grund dafür, und das sollte dir genügen! Du bist doch so aufgeklärt, daß du weißt: es gilt nicht ein und derselbe Ehrenkodex für alle Fälle! Es wäre mir ein leichtes gewesen, dem Menschen ein paar um die Ohren zu hauen, aber erstens liebe ich dergleichen Tätlichkeiten nicht, und dann heißt es bei mir auch: ‚odi profanum vulgus et arceo!' Und außerdem, bedenke doch, was das für einen Skandal gegeben hätte! Denn das wäre doch natürlich herumgekommen; und was wäre das für ein Beispiel, das man der Jugend gäbe! Das alles habe ich sehr wohl überlegt. Ich wußte wohl, was ich tat. Ich habe mich selbst bezwungen! Ich gebe dir mein Ehrenwort darauf!" — „Das hast du heute schon einmal gegeben, als du sagtest, du hättest nicht gelacht!" sagte Peter und wunderte sich, wie schlagfertig er war. — „Nun ja — das ist ja wahr. Das war nicht recht von mir. Ich habe es auch hinterher bereut. Aber gerade daraus, daß ich dies Opfer brachte, kannst du sehen, wie schwer es mir geworden sein muß, mich zu überwinden." — Peter wurde stutzig. Sollte er sich wirklich in Lottermeyer getäuscht haben? Hatte er wirklich mit voller Überlegung gehandelt? War das alles Selbstüberwindung gewesen? Er sah zweifelnd in das Gesicht seines Kameraden, dessen Mäuseaugen ihn durch ihre runde schwarze Umrahmung aufmerksam anblickten. Aber er

schwieg. Lottermeyer erhob sich: „Also adieu," sagte er; „nichts für ungut." Dann ging er auf den Tisch zu, um seinen Hut aufzunehmen. „Was ist denn das?" fragte er und nahm das Buchzeichen auf, welches noch dort lag. „Na, na, ich will es dir ja nicht stehlen!" — Er dachte noch einen Moment nach, biß an seinem Schnurrbärtchen und sagte plötzlich: „Übrigens, könnte ich nicht deinen schwarzen Spazierstock mit dem Horngriff mitnehmen, den du mir neulich versprochen hast?" Peter holte ihn, und Lottermeyer bedankte sich. „Also adieu, schlaf gut!"

Peter seufzte tief, wie jemand, der meinte, eine Bürde los zu sein, und der nun sieht, daß sich der Weg, den er sie zu tragen hat, noch endlos in die Weite dehnt. — Aber es sollte anders kommen. Am nächsten Morgen erhielt er einen zweiten Bief von Lottermeyer, folgenden Wortlauts:

„Ich bereue, einen Schritt getan zu haben, von dessen Erfolglosigkeit ich von vornherein hätte überzeugt sein müssen. Ich habe Ihre Freundschaft auf die Probe gestellt, und sie hat sich nicht bewährt. Da Sie die Qualitäten nicht besitzen, die mir an einem Freunde unerläßlich scheinen, so spreche ich Ihnen hiermit meine Absicht aus, unsere Beziehungen, welche seit gestern abgebrochen sind, nicht wieder zu erneuern. Gleichzeitig rate ich Ihnen, jeden Wiederannäherungsversuch zu unterlassen, da ein solcher nur von einem vollständigen Mißerfolg begleitet sein würde. Kuno Lottermeyer."

Peter schoß das Blut zu Kopfe. Sein erstes Gefühl trieb ihn, hinzugehen und den Menschen durchzuprügeln. Das also war das Ende! Nun war er der Abgewiesene! Der andere hatte den Spieß umgedreht! Durch Mogelei

umgedreht! Dieser Feigling, dieser Schuft! — All sein Gleichgewicht hatte ihn verlassen. Er schrieb einen wütenden Brief zurück. Aber wie er ihn überlas, da war es ihm, als sähe er seine eigene Karikatur vor sich; er wurde ruhiger, bedachte sich und zerriß ihn wieder. Es war das beste, dem Lumpen in keiner Weise zu antworten. — Und nun hörte ihr Verkehr in Wirklichkeit auf. —

Hiermit war die Sache aber noch nicht abgetan: Lottermeyer schrieb einen Brief an den Rektor: er hielte es für seine Pflicht, ihn von einer Sache in Kenntnis zu setzen, deren Geheimhaltung er nicht länger vor seinem Gewissen verantworten könne, da sie bereits auf die moralische Führung der Schüler ihre Schatten werfe, und die Jugend wenigstens vor sittlicher Verseuchung bewahrt bleiben müsse. Selch habe ein illegitimes Verhältnis, die Schüler seiner Klasse wüßten dieses und sprächen darüber in wollüstiger Weise. Material zum Beweis stände ihm zu Gebote. — Der Rektor wußte nicht recht, wie er sich zu dieser Sache stellen sollte. Einerseits war er ein Mann der Aufklärung, der einen weiteren Blick zu haben glaubte als seine Umgebung, anderseits empfand er es als seine Pflicht der Schule und der Obrigkeit gegenüber, hier einzuschreiten. Das Verhältnis Selchs war ihm längst bekannt. Aber was übersieht man nicht alles, so lange man es noch nicht offiziell weiß! Wenn das jedoch der Wahrheit entsprach, was Lottermeyer über die schädlichen Folgen geschrieben hatte, so war es allerdings die höchste Zeit, hier einzuschreiten und das Feuer zu ersticken, so lange es noch kein Brand war. — Er lud also die beiden Herren zu einer privaten Besprechung in seinem Gemache ein. Selch warf Lottermeyer schmetternde Blicke zu, denen dieser bescheiden auswich. Er gab ohne weiteres zu, ein illegitimes Ver-

hältnis zu haben. — „Sehen Sie," sagte der Rektor, „an der Tatsache für sich nehme ich ja ... natürlich ebenfalls Anstoß, aber Herr Lottermeyer behauptet, auch die Schüler wüßten darum, und ihr moralisches Gefühl würde verwirrt." — „So!" knurrte Selch. „Was haben denn die Schüler gesagt?" Herr Lottermeyer nahm seinen Zwicker ab und sagte: „Erstens führt Herr Selch den Spitznamen Philippine." — „Ist das wahr, Herr Selch?" — „Jawohl, Herr Rektor." — „Heißt die Dame so?" — „Nein, Herr Rektor." — „Das ist ganz gleichgültig", fuhr Herr Lottermeyer emsig fort. „Das zeigt um so mehr, daß es sich in dieser Sache nicht um einen einzigen speziellen Fall, sondern um ein ganzes Gebiet handelt! Daß die Schüler durch diesen Namen einfach seinen Hang zum Niedrigen bezeichnen wollten." — Jetzt nahm Selch das Wort und erklärte folgendes: „Ich habe in meinen Geschichtsstunden immer mit Vorliebe die rührende Geschichte von König Ferdinand und Philippine Welser erzählt und die Schüler stets darauf aufmerksam gemacht, wenn das bekannte Stück im Theater aufgeführt wurde. So kam es, daß mich die Schüler untereinander erst Philippine Welser nannten und später der Kürze wegen einfach Philippine. Das ist blödsinnig, aber es ist so. Sie können von den Schülern fragen, wen Sie wollen, ein jeder wird es Ihnen bestätigen. Jeder Lehrer hat einen Spitznamen, und Herr Lottermeyer wird wohl auch wissen, warum er ‚die Ratte' heißt." — Lottermeyer wollte ihm ins Wort fallen, aber Selch ließ es sich fürs erste nicht nehmen und erzählte jetzt dem Rektor seinen Vorfall der letzten Tage, um die Handlungsweise Lottermeyers ins rechte Licht zu setzen. Dieser verteidigte sich mit der ganzen Mäusehaftigkeit seines Wesens, sagte ziemlich wörtlich den Brief her, den er an Peter geschrieben hatte

und schloß damit, daß Herr Michel, ehe er ihn einen verächtlichen Menschen nenne, lieber selbst bei sich zusehen möchte, ob seine Sache so rein stände; gewisse Damen könnten wohl auch ein Wörtlein darüber aussagen. — „Was, wer?" fragte der Rektor. — „Nun, ich will gar nichts gesagt haben." — „Bitte, sprechen Sie sich deutlicher aus." — „Nun, ich meine, es war ja wohl schließlich klar, weswegen er immer auf Ihre Rosen aufpaßte. Ganz so dumm bin ich nun auch nicht, wie er denkt; und dann habe ich sie ja auch zusammen gesehen." — „Wen?" — „Herrn Michel und — nun ich meine, es war ja ganz offenkundig, daß er — daß er — daß er — eine so schöne Dame! Er hat sich wohl nichts Böses dabei gedacht." — „Zum Teufel, jetzt reden Sie!" fuhr der Rektor auf, während Selch große Augen machte. — „Nun also, da Sie mich so drängen — Herr Michel ist ja mein Freund nicht mehr — also ich will sagen — daß des Herrn Rektors Frau Gemahlin — daß er sie immer angesehen hat, und daß er immer vor ihrem Fenster gestanden hat." — Der Rektor war völlig sprachlos. — „Und was wollen Sie damit sagen?" fragte er endlich. — „Um Gottes willen, auch nicht den Schein eines Verdachtes gegen Ihre Frau Gemahlin aussprechen," lispelte die Kebse, „Gott behüte mich! Aber auf der Allee, da haben sie ganz lange zusammen gesprochen!" — „So," sagte der Rektor. „Wissen Sie, was ich von Ihnen denke? Ich will es lieber für mich behalten!" — „Ein Schuft ist er," rief Selch, „ein Schuft und ein Kriecher!" — Der Rektor mahnte ihn zur Ruhe und verbat sich solche Ausdrücke. — „Jetzt sagen Sie mir, Herr Lottermeyer, was wissen Sie von der anderen Sache? Sie schreiben da in Ihrem Briefe, die Schüler hätten unsittliche Äußerungen getan über Herrn Selch. Erinnern

Sie sich dieser Äußerungen?" — „Ja, Herr Rektor; ich habe sie mir sogar wörtlich gemerkt und aufgeschrieben. Hier, Herr Rektor, hier, in meinem Notizbuche! Am 25. August, Montag, morgens in der Pause zwischen 9 und 10 Uhr, als die Schüler der dritten Klasse Coetus b das Zimmer verließen, sagte der Schüler Morsbach zu dem Schüler Schulz: ‚Der kam gewiß wieder von seiner Paula!'" — „Heißt die Dame Paula, Herr Selch?" — „Nein, Herr Rektor." — „Woher wissen Sie denn, daß mit ‚er' Herr Selch gemeint war?" — „Nun, es war doch nach der Geschichtsstunde bei Herrn Selch, und die Schüler kamen gerade aus der Klasse! Und der Schüler Morsbach sagte das mit einem Gesichte, Herr Rektor, mit einem Gesichte! Und mit einem Tone!" — „Welche Äußerungen sind Ihnen noch bekannt?" — „Keine, die ich wörtlich zitieren könnte," sagte Herr Lottermeyer zögernd. — Der Rektor schwieg eine Weile, dann ergriff er das Wort zu einer längeren Rede.

„Nun passen Sie mal auf!" hub er an. „Ich sitze nun zweiundzwanzig Jahre im Amt, mein Lieber; das heißt, ich bin seit zweiundzwanzig Jahren an der Schule tätig; vor drei Jahren wurde ich Rektor, und jetzt bin ich fünfundvierzig! Na, da können Sie sich denken, es ging nicht immer alles so glatt, wie ich es wünschte. Es gab hier Reibereien, es gab da Reibereien, ich hatte hier zu tun, ich hatte da zu tun; hier Mißhelligkeiten zu beseitigen, dort zu verhüten, daß Mißhelligkeiten entständen; hier sah ich die Personen sich entzweien, dort wieder sich versöhnen; man rief mein Urteil an, und ich gab mein Urteil; das heißt: ich ließ mir den Fall vortragen, unterzog das Material einer kritischen Prüfung und entschied erst dann, wenn ich die Sache Punkt für Punkt auseinandergenommen und sie darauf

ebenso wieder Punkt für Punkt zusammengesetzt hatte. Vor allem stellte ich aber die berechtigte Forderung: ‚Wenn ihr meine Zeit in Anspruch nehmt, so tut dies nicht für nichts und wieder nichts, sondern gebt mir eine Sache, die Hand und Fuß hat.' Und Ihre Sache, mein Lieber, sehen Sie, hat nun weder Hand noch Fuß. Sie kommen hierher, erheben planlos Beschuldigungen, die sich in nichts auflösen, bis auf die eine Tatsache, die wir alle längst wußten, daß Herr Selch eine Liaison hat. Mein lieber Freund: Herr Selch wird die Dame wohl heiraten — nicht wahr, Herr Selch, Sie werden die Dame heiraten?" Selch zuckte die Achseln und knurrte ein undeutliches „Ja." „Nun sehen Sie wohl, mein lieber Freund. Herr Selch wird die Dame heiraten. Herr Selch ist mit der Dame verlobt, nicht wahr, Herr Selch?" — „Nein, Herr Rektor." — „Nein?! Aber dann ist es allerdings die höchste Zeit, daß Sie sich mit ihr verloben. Na also, Herr Selch wird sich verloben, wird die Dame heiraten, und Sie, Herr Lottermeyer, können meinetwegen dann zu ihren Kindern Gevatter stehen. Und Ihre Paula wird wohl eine Tanzstundenliebe von irgendeinem Schüler sein, und nun ersuche ich Sie beide, mich zu verlassen, da ich beschäftigt bin."

Draußen stand Selch und wartete auf Lottermeyer, welcher sich noch lange in dem Vorplatze zu schaffen machte, um endlich mit gespitzten Ohren ins Freie zu treten, forschend, ob die Luft rein sei. „Lassen Sie mich vorbei!" sagte er verzweifelt-bissig. Selch verabreichte ihm zwei schallende Ohrfeigen, die er geduckt über sich ergehen ließ. — „Schleich dich, Kebse!"

Der Rektor war am Tische stehen geblieben und dachte über das Gehörte nach. Sollte Michel wirklich seiner Frau wegen immer vor dem Fenster gestanden haben? — Es

fiel ihm sein sonderbares Betragen bei ihrer ersten Begegnung ein. Das hatte er sich damals als übergroße Schüchternheit ausgelegt. Und was hatten sie auf der Allee zu bereden? Denn daß Lottermeyer dieses rein erfunden habe, glaubte er keinen Augenblick. Dann überlegte er: wie bekomme ich das wohl am besten heraus? Und schließlich dachte er, am klügsten würde er tun, wenn er sie ganz aus heiterem Himmel danach fragte. Als sie nach dem Abendessen auf dem Sofa saßen, sah er sie plötzlich fest an und sagte: „Was hast du denn mit Michel auf der Allee zu bereden gehabt?" — „Auf der Allee?" Sie überlegte schnell, ob sie Peter Michel kürzlich auf der Allee gesprochen habe, und dann wußte sie, daß ihr Mann jenes eine Mal meine. — „Wann?" — „Wann?! Nun, ich meine, was habt ihr denn so Wichtiges zu bereden gehabt?" — „Wer hat dir denn das gesagt?" Sie war ganz rot geworden. — „Das kann dir ja ganz egal sein. Es braucht mir überhaupt niemand gesagt zu haben." — Sie aber hatte das sichere Gefühl, daß er es von Lottermeyer wisse, der des Nachmittags bei ihm gewesen war, der es durch irgendeinen Zufall erfahren und es ihm aus irgendeinem Grunde mitgeteilt haben mußte. Er sah sie noch immer an. „Nun?" — „Mein Gott, was sollen wir miteinander geredet haben! Geschwatzt haben wir halt! Du weißt doch, daß ich ihn gern mag." — Diese letzte freimütig-unbefangene Äußerung beruhigte ihn etwas. Aber er war seiner Sache doch noch nicht ganz sicher. — „So! Geschwatzt habt ihr. Nun, worüber habt ihr denn geschwatzt?" — „Gott, über allerlei; aber was interessiert dich denn das so?" — „Höre, Ottilie, dahinter steckt noch etwas! Worüber habt ihr geredet? Ich will es wissen!" — Sie wußte gar keinen Ausweg. — „Nun?" — Sie faßte ihn an seiner Weste: „Frage

doch nicht so viel, ich weiß ja gar nicht, was ich dir antworten soll!" Jetzt wurde er sehr ernst: „Willst du es mir nun sagen oder nicht?" — „Nein!" sagte sie ganz kläglich. — „Warum nicht?" — „Weil — weil es eine Vertrauenssache ist! Ja, eine Vertrauenssache." — „Eine Vertrauenssache? Wie kommst du denn dazu, mit Michel Vertrauenssachen zu haben?" — „Ach, das ist so lang zu erzählen, und dann habe ich ihm auch versprochen, mit niemandem darüber zu reden!" — „Ottilie! Hat er dir vielleicht irgendwelche unehrenhafte Anträge gemacht?" — Da fing sie aber an dermaßen zu lachen, daß er ein ganz verlegenes Gesicht machte. „Nun ja!" sagte er etwas gereizt, „du weißt nicht, was es alles in der Welt gibt!" — Sie lachte noch immer. „Michel mir unehrenhafte Anträge machen! Das ist zu komisch." — „So, na, dann hat er wohl nur den schüchternen Liebhaber gespielt, wie?" — „Nein! Du bekommst gar nichts zu wissen. Männer müssen nicht so neugierig sein; ich kann auch einmal ein kleines Geheimnis haben!" — Er fragte noch ein paarmal, aber sie ließ nur noch kleine, klingende Gelächter hören, sagte, er sei ein alter Bär, und sah sehr stillvergnügt und zufrieden vor sich hin. — Er sah, daß da nichts mehr zu machen war. So viel aber fühlte er doch, daß die Ehre seines Hauses noch aufrecht stand.

So ging der Sommer hin. Peter war durch seine Schultätigkeit so in Anspruch genommen, daß ihm nicht viel Zeit zum Träumen übrig blieb. Und wenn er hinüberdachte zu Liesel-Ottilie, so geschah es mit einer stillen Trauer. — Und so kam der Herbst herbei, und dann war es ganz spät im Herbste, aber an einem Tage, wo der Sommer sein letztes, leuchtendes Fest zu feiern schien. Peter war viel in Wald und Feld herumgestreift, er wandte sich dem Heim-

weg zu, und da erblickte er plötzlich Frau Ottilie, welche einen Hang herab gerade auf ihn zu kam. Sie trug ein schmalstreifiges, weiß und hellviolettes leichtes Kleid, das ihren schönen Hals frei ließ, ihr dunkles Haar hatte sie umkränzt mit rostrotem und gelbem Blätterwerk; die Abendsonne leuchtete in ihren Augen und übergoß ihr Gesicht mit einem braungoldenen, warmen Schimmer, und hinter ihr lag der gründunkle Fichtenwald, und über ihr blaute der tiefe, stille Herbsthimmel. — So schön hatte er sie noch nie gesehen. Er verzögerte seine Schritte. Ihre Gestalt hob sich leicht und elastisch, ihre Augen lächelten ihn an, und jetzt stand sie vor ihm. Ihr Körper war durch das schnelle Gehen in eine sanfte Erregung geraten, ihre Nasenflügel bebten leise. — Wie kann man nur so schön aussehen! dachte er, so schön und glücklich! Sie streckte ihm wortlos ihre Hand entgegen, und er sagte: „Sie sind wunderschön!" Und sie antwortete: „Ja, das gehört sich auch an einem solchen Tage! Sie sollen sich auch schmücken, kommen Sie!" Sie beugte sich zur Erde nieder, pflückte eine rote Sommerblume, die sich dort verspätet hatte, und steckte sie ihm vor die Brust. — „Gehen Sie ein Stück mit mir herunter? Ich bin vorausgelaufen. Mein Mann wird wohl gleich da herauskommen!" Sie deutete auf den Wald. „Sehen Sie, da kommt er schon!" — Da kam in der Tat der Rektor aus dem Wald geschritten. Er hatte den Hut seiner Frau und seinen eigenen an der Hand, seine Schläfen schmückte ein Kranz von Eichenlaub, den er mit Würde trug. — „Nun sieh mal einer an!" rief er. „Ich gehe da ahnungslos und gemächlich im Walde spazieren, und derweil vergnügt sich meine Frau hier mit jungen Herren!" Er wollte ihr zeigen, daß er keineswegs der schwerfällige Pedant sei, für den sie ihn vielleicht halten konnte. —

„Haben Sie schon bemerkt, Herr Michel," fuhr er fort, indem er stehen blieb und sich langsam im Kreise umschaute, „daß sich hier ganz andere Bäume befinden als innerhalb der Stadt? Hier gedeihen die Tannen. Bei uns können sie nicht leben; das macht die verdammte schwefelige Säure, die unsere Kohlen entwickeln!" — Peter bedauerte höflich, daß dies so sei, aber Frau Ottilie rief: „Wenn ihr von Chemie redet, so laufe ich davon! Ich bin keine gelehrte Frau."

Am Tore der Stadt, dort, wo die Verlängerung der Hauptstraße ausmündete und neuangelegte, jungbepflanzte Seitenalleen im Bogen abzweigten, wollte sich Peter verabschieden; aber der Rektor war in besonders jovialer Laune: „Begleiten Sie uns doch noch ein Stück, Herr Michel. Warum wollen Sie denn schon davonlaufen?" — So gingen alle drei in die Stadt hinein. Der Rektor redete noch einiges über die Schönheit der Natur, die nur von den Menschen verunstaltet würde: er deutete auf die beschnittenen Bäume am Wege – – über die geringe Eigenart der modernen Architektur, die er an den Häusern demonstrierte, und über die Lohnverhältnisse der Arbeiter. Nun wußte Peter nicht recht, wie und wo er sich verabschieden sollte; auch konnte er den Rektor nicht wohl unterbrechen. So kam es, daß sie schließlich alle drei vor dem Schulgebäude anlangten. Peter hatte hie und da ein paar Bemerkungen eingeworfen, die dem Rektor recht wohl gefielen, da sie genau mit seinen eigenen Ausführungen übereinstimmten. Jetzt dachte er einen Augenblick nach, als ob ihm ein besonderer Gedanke gekommen wäre, dann nahm er sein Frau beiseite und flüsterte etwas. Sie brach aber diese Heimlichkeit sogleich ab und wandte sich an Peter: „Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie heute den Abend

mit uns verbrächten!" — „Bei einem frugalen Schmause!" erläuterte ihr Gatte. -- Peter erschrak vor Angst und Freude.

So saß er bald darauf wirklich im Wohnzimmer der Rektorsfamilie und wußte fast nicht, wie er da hineingekommen wor. — Frau Ottilie hatte sich sogleich zurückgezogen und war in der Küche beschäftigt. Der Rektor saß auf dem Sofa, rauchte und entwickelte Peter seine Ideen über das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern und Lehrern und Rektor einerseits, und zwischen den Lehrern und Schülern unter sich andererseits, so wie er es sich dachte, wie es aber leider nicht der Wirklichkeit entspräche. Peter hatte hierbei einen leichten Stand, denn er brauchte nicht viel zu sagen, und wenn er etwas redete, so nahm ihm der Rektor den Faden alsbald mit Liebenswürdigkeit und Nachdruck aus der Hand und spann ihn selbst mit Ernst und Umsicht weiter, kein Nebenfädchen übersehend, ja sogar scheinbar abgelegene Dinge mit in den Bereich seiner Betrachtungen ziehend, auf solche Weise seinen Ausführungen Gründlichkeit und verschiedene Beleuchtung und seinem Faden wechselreiche Farben gebend. Dazwischen trat einmal Frau Ottilie ins Zimmer, in einer leuchtend-weißen Schürze, geradewegs vom Küchenherde kommend. Und dann erschien sie abermals, ohne Schürze, frisch und heiter, und erklärte, das Essen stände auf dem Tische.

Der Rektor verlangte durchaus, Peter solle seine Frau zu Tische führen, was ihn in die größte Verlegenheit setzte. Und da er sich nicht rührte, faßte ihn Frau Ottilie leicht und fast unmerklich unter den Arm und führte ihn zu Tische. — Das Söhnchen saß bereits auf seinem hohen Kinderstuhle und schaute mit erhobenem Löffel ernst und wartend drein. Der Rektor meinte, das Kind hätte wohl

vom Tische entfernt werden können, aber Frau Ottilie sagte, Herr Michel würde das wohl nicht übelnehmen, sie hätten ihn doch zu einem Familienabendessen eingeladen, und zur Familie gehöre auch das Kind! Dabei strich sie über ihres Jungen Backen. Der Herr Rektor fand dann auch alles in Ordnung und lud Peter ein, tüchtig zuzugreifen. So aßen sie denn alle; der Rektor mit Behagen und sichtlichem Wohlgeschmack, Frau Ottilie mit Zierlichkeit und in einer Art, daß man eigentlich kaum merkte, daß sie aß, und das Kind mit der Regelmäßigkeit einer kleinen Maschine. Da Peter sah, wie es sich alle schmecken ließen, so schwand seine Befangenheit, er benahm sich mit Takt und Umsicht und wußte bald hier ein Brötchen, bald da ein Stückchen Butter oder eine Scheibe Schinken ohne Aufsehen zu erreichen. Für die Unterhaltung sorgte Frau Ottilie, die allerhand Neuigkeiten wußte und sie in einer spielenden Art vortrug. — Das Kind fühlte sich durch den ungewohnten Gast beunruhigt. Es schielte ab und zu von seiner Suppe zu Peter hinüber und erwiderte dessen freundliches Lächeln mit ernsten Blicken. Frau Ottilie bemerkte dies und sagte: „Nun, Marel, Herrn Michel kennst du doch! Der hat dir doch damals deine Peitsche so schön zurechtgemacht! Ach, das weiß er nun nicht mehr!" — Aber der Rektor meinte, er wisse doch nicht, ob Herr Michel so geheuer sei. Er habe schon manchmal von Räubern gehört und von Menschenfressern! — Marel hielt mitten im Essen inne, den Löffel im Munde behaltend, und sah Peter mit erschrecktem Blicke an. — „Sieh dich nur vor!" fuhr sein Vater mit erhobenem Zeigefinger warnend fort. „Paß auf, gleich kommt er und frißt dich: Eins — zwei —" Aber ehe er drei gesagt hatte, warf sich Marel mit einem lauten Schrei seitwärts auf den Schoß

seiner Mutter. Da ihm die große, umgebundene Serviette zugleich als privates Tischtuch diente, so gingen die auf ihr befindlichen Gegenstände mit. Frau Ottilie rettete durch einen schnellen Ruck ihr Kleid vor dem Verderben und verschwand mit dem Kinde, das gewaltig schrie, im Nebenzimmer. Ihr Mann war verblüfft und etwas aufgebracht. — „Siehst du wohl," sagte er, als sie wieder eintrat, „ich habe es dir doch gleich gesagt: Das Kind paßt nicht an einen Tisch mit Gästen! Da sieht man wieder, was dabei herauskommt, wenn die Frau klüger sein will als der Mann!" Frau Ottilie aber lachte nur, legte ihre Hände auf sein Haar, sagte, er habe immer recht, und es solle nicht wieder vorkommen.

Bald nach dem Essen klingelte es, und der älteste Professor trat ins Zimmer. Er hatte das Vorrecht, ohne Einladung zu erscheinen. Peter wurde in die Geheimnisse des Kartenspieles eingeweiht, aber da er sich ungelehrig bewies, gab man es wieder auf. „Ihr spielt doch sonst allein!" sagte Frau Ottilie. „Ihr braucht euch wegen Herrn Michel nicht zu genieren. Der nimmt auch ganz gern einmal mit mir allein vorlieb!" — Sie ging mit Peter in das Wohnzimmer, damit der Gang des Spieles durch ihre Unterhaltung nicht gestört würde.

So saßen sie beide nebeneinander auf dem Sofa. Ihm klopften die Schläfen. Jetzt war er mit ihr allein! Das nahm ihm fast den Atem. — Sie stellte die Lampe auf einen Schrank hinauf. — „So taten wir zu Hause immer," sagte sie. „Das Licht hoch oben, und dann noch ein buntes Papier herum — aber das Papier hat mir mein Mann verboten. Er findet es unpraktisch und phantastisch. Aber heute wollen wir uns das doch einmal leisten. —" Sie kramte in einer Lade und holte ein großes dunkelrotes

Seidenpapier hervor, wand es um die Lampe, und im Nu war das Zimmer in ein Purpurmeer getaucht. Dann holte sie Krachmandeln und Früchte, schälte ihm eine Orange, und er mußte ihr Nüsse knacken. — Das war eine gänzlich neue Situation für ihn. Er war glücklich-still. Von Zeit zu Zeit warf er einen scheuen Blick zu ihr hinüber, sah aber gleich zur Seite, wenn sie ihn ebenfalls anblickte.

Frau Ottilie war nicht ganz so unbefangen, wie sie erschien. Was steckte eigentlich in diesem Peter Michel, der so wenig sagte und so viel für sich zu behalten schien? Was war ihr an ihm so tief sympathisch? Sein Gesicht war kein schönes. Nur in seinen Augen, ja, in denen lag etwas Seltenes. — Sie sah ihm unwillkürlich voll ins Gesicht; er wollte den Kopf zur Seite wenden, aber es ging nicht mehr, und so lächelte er sie hilflos an. Nun war es wieder für sie zu spät geworden, ihren Blick ohne weiteres von ihm fortzuwenden, und deshalb erwiderte sie sein Lächeln. So saßen sie eine kleine Weile. Sie sah, er litt an einem dumpfen Unglück. — „Kann ich Ihnen helfen?" sagte sie plötzlich, fast unwillkürlich. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihm voll und eindringlich in die Augen. Da saß er ganz still, in heftigster Anstrengung, aber endlich zuckte es um seine Lippen — er entzog ihr seinen Arm, erhob sich und kehrte langsam von ihr ab. Es folgte ein kleines Schweigen. — „Habe ich Sie gekränkt?" — Er schüttelte den Kopf. — „Ich möchte so gerne, daß Sie glücklich wären!" sagte sie nach einer Weile; „sehen Sie, halten Sie mich nicht für unzart, aber ich möchte so gerne, daß Sie — daß ich einmal ganz frei und herzlich mit Ihnen reden könnte. Sie sagten mir damals, daß Sie ein Mädchen lieben; es sind Monate darüber verflossen. Damals waren Sie traurig, und Sie hatten einen Grund dazu. Sie

glaubten, jenes Mädchen gehöre einem anderen. Dann erfuhren Sie, daß dies nicht der Fall sei, es sind Monate darüber vergangen, und jetzt sind Sie noch immer in Ihrer schweren, gedrückten Stimmung. Wie kommt das?" — Peter schwieg und sah zu Boden. — „Hat sie Ihnen geschrieben, daß sie Ihre Liebe nicht erwidert?" — „Sie hat mir überhaupt nicht geschrieben." — „Nicht?" — „Nein, warum hätte sie mir denn schreiben sollen?" — „Aber sie mußte Ihnen doch wenigstens antworten!" — „Auf was denn?" — „Haben Sie ihr denn nie geschrieben und ihr gesagt, daß Sie sie lieben?" — Er schüttelte den Kopf. — Frau Ottilie war sehr erstaunt. — „Aber das war doch das erste, was Sie hätten tun müssen! Weshalb taten Sie es denn nicht?" — Peter blickte in ihre dunkeln, dämmernden Augen und sagte hilflos: „Ich weiß es nicht!" — „Was sind Sie für ein Kind!" sagte sie fast zärtlich. „Natürlich hätten Sie schreiben müssen, denn sonst erfährt sie ja nie, daß Sie sie lieben, und dann heiratet sie vielleicht einen anderen, und dann ist es für immer zu spät für Sie! Schreiben Sie ihr! Wollen Sie mir versprechen, daß Sie ihr schreiben wollen?"

Peter stand wieder vom Platze auf, machte langsam einige Schritte von ihr weg und blieb dann unbeweglich. — „Ich kann ihr nicht schreiben!" sagte er endlich. — „Warum können Sie nicht?" — Er rang mit sich selbst. — „Ach, ich weiß ja gar nicht, ob ich sie liebe!" — Frau Ottilie fühlte plötzlich, daß hier etwas lag, was sie nicht kannte. — „Sie wissen es nicht?" fragte sie etwas unsicher. „Aber damals, als wir uns in der Allee sprachen, als Sie Ihren Irrtum erkannten, da wußten Sie es doch? Was hat sich denn seitdem geändert?" — Peter fühlte, wie ihm das Atmen schwer wurde, als würde er über Strom-

schnellen fortgerissen. — Sein Blick brach sich in ihren Augen. — „Alles!" stieß er hervor und drückte sein Gesicht gegen die Wand. — Jetzt verstand sie ihn; sie war sehr erschrocken. — „Kommen Sie!" sagte sie nach einer Weile, „setzen Sie sich zu mir auf das Sofa!" — Er wandte ihr den Kopf zu, vor seinen Augen schwamm eine nebelhafte dunkle Röte, aber dann tauchten ihr Gesicht und ihre Gestalt wieder vor ihm auf. Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff sie und preßte sie gegen seine Stirn. — „Ich glaube, daß Sie sich selbst nicht genau kennen!" sagte sie leise und zart. „Was Sie mir damals sagten, war gewiß das tiefe und echte Gefühl in Ihnen, und wenn auch manches dazwischen gekommen sein mag, so glaube ich doch, daß es mit Ihrer Liebe nicht ein für allemal vorbei ist. Sie werden sehen, das Gegenteil ist der Fall. Sie haben das junge Mädchen jetzt lange Zeit nicht gesehen, Sie haben sich ein verändertes Bild von ihr gemacht, und Sie werden sehen, daß sie dieses Bild in Wirklichkeit bei weitem übertrifft! Sie müssen es auf irgendeine Weise möglich machen, daß Sie mit ihr zusammentreffen. Reisen Sie in den Ferien zu ihr hin; oder vielleicht kommt sie mit ihrem Vater hierher. Das kann man ja alles nicht wissen. Aber jedenfalls tun Sie doch alles, was Sie können, um sie wiederzusehen. Wenn sie Ihnen dann nicht mehr so viel ist wie früher, so ist das traurig für Sie; aber jedenfalls haben Sie doch dann Gewißheit, und die ist unter allen Umständen Ihrer jetzigen unklaren Stimmung vorzuziehen, die Sie nur unglücklich macht ohne jeden wirklichen Grund! Tun Sie es! Nicht wahr?" — Peter starrte vor sich hin und fühlte, wie ihre Augen auf den seinen ruhten. Was sie gesagt hatte, war ja nicht ganz unmöglich, und wenn er es auch nicht glaubte, so konnte er ja doch einen Versuch machen, das

war das einzige, was überhaupt Aussicht für ihn hatte. Er nickte langsam. Aber ein Gefühl großer Trauer senkte sich auf seine Seele. Ihm war, als habe ihn Frau Ottilie in eine Einsamkeit begleitet und ließe ihn nun plötzlich stehen, allein und ohne daß es ihr weh tat. Aber das verminderte nichts von seiner Liebe, es gab ihr nur etwas noch Stilleres und versenkte sie noch tiefer in sein Inneres.

Aus dem benachbarten Zimmer ertönten jetzt Geräusche. Die Tür öffnete sich. — „Ja, was ist denn das?! Sehen Sie nur, Hannemann, was sich die beiden für eine Illumination gemacht haben!" Professor Hannemann schüttelte den Kopf: „So habe ich mir immer die Hölle vorgestellt! Die Hölle habe ich mir so vorgestellt, die Hölle!" Der Rektor entfernte das rote Papier, und das Zimmer lag wieder im fahlen Lampenlichte. „Ja, aber wenn uns dort Teufel in so artiger Gestalt aufwarten," fuhr der Professor mit einer Verbeugung gegen Frau Ottilie fort, „so will ich mir die Hölle schon gefallen lassen." „Sie alter Don Juan!" rief der Rektor, „Sie alter Don Juan!" und lachte aus vollem Halse. Dann entdeckte Herr Hannemann die Krachmandeln und wollte durchaus ein Vielliebchen mit Frau Ottilie essen. Um sich zu beschäftigen, begann Peter sie alle aufzuknacken, aber es zeigte sich, daß auch nicht eine einzige doppelte Mandel unter ihnen war. So meinte denn Herr Hannemann, dies sei eine Lektion des Himmels, und empfahl sich. — Bald darauf ging auch Peter Michel.

„Worüber habt ihr denn miteinander geredet?" fragte der Rektor Frau Ottilie. — Sie schwieg, dann antwortete sie: „Über seine baldige Verlobung."

Achtes Kapitel

Peters Reise verzögerte sich bis zum Sommer. Er schrieb dem Kantor, er gedächte in den Osterferien ihn und seine verehrte Familie zu besuchen, und der Kantor schrieb in liebenswürdigster Weise zurück, er habe geglaubt, Peter sei schon lange tot, da er nie etwas von sich habe hören lassen, und er und seine Frau würden sich eine Freude daraus machen, ihm ihre Gastfreundschaft anzubieten — allerdings nicht für Ostern, da seien sie alle nicht daheim, aber für die großen Ferien, wo er bei ihnen wohnen könne, so lange er wolle. Die Pensionäre wären alsdann fort — „ja ja, Herr Peter — ich darf Sie doch noch so nennen? —, in Ihrem alten Bette haben, seit Sie fort sind, manche Pensionäre geschlafen!" — und somit sei das Zimmer dann unbewohnt und stehe für ihn bereit, und dann hätten sie wieder, wie in alter Zeit, ihre beiden Kinder, Peter und Liesel.

So erfuhr er, daß Liesel unverheiratet war und noch bei ihren Eltern wohnte.

Frau Ottilie riet ihm, die Sache nicht so lange aufzuschieben, sondern sich einfach ein paar Tage Urlaub geben zu lassen und hinzureisen. Aber das wollte er auf keinen Fall. Der tiefe und ihm selbst unbewußte Grund seines Aufschubes war, daß seit jenem Abend, wo er sich mit Frau

Ottilie ausgesprochen hatte, die Gestalt der Liesel ihm wieder in den Hintergrund getreten war. Von dem Augenblick an, wo Frau Ottilie durch ihn erfahren hatte, daß er sie liebte, war es, als sei ein Bann von ihm genommen; seine dunkle Unruhe war gewichen, sein Verhältnis zu ihr ein ruhiges, geklärtes, fast heiteres geworden, und ein melancholisch-stilles, wunschloses Glück füllte seine Seele. Er wurde jetzt öfters in das Haus des Rektors geladen und sonnte sich an Frau Ottiliens heiterer Nähe. Er wußte, wie auch er ihr lieb geworden war, und daß sie ihn ungern entbehrte. So fühlte er denn dunkel voraus, jene Reise werde ihn aus seinem Frieden reißen und alles das, was langsam in ihm zur Ruhe ging, von neuem wecken. Doch sprach er hierüber mit ihr nicht. Und je näher der Zeitpunkt seiner Reise rückte, um so mehr hing er an der Gegenwart, fürchtete er die Zukunft, um so mehr fühlte er, wie die Ferne an ihm sog, wie die verblaßte Vergangenheit nicht tot war, sondern lebendig und mit erneuter Kraft vor seine Seele trat.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Nein, wie prachtvoll Sie aussehen, Peter, wirklich prachtvoll! Willibald, sag mal aufrichtig, hast du je so einen prachtvollen Menschen gesehen! Und immer noch das alte, liebe Kindergesicht!" Frau Annette streichelte ihm die Backen und gab ihm plötzlich einen Kuß: „Ich weiß, das mögen die jungen Herren nicht, wenn alte Leute sie küssen, aber von mir müssen Sie es sich wohl gefallen lassen, Peter. Ich bin ja so eine Art Mutter von Ihnen!" — „So laß mich ihn doch auch mal anschauen, Annette!" sagte der Kantor, legte Peter seine beiden gewichtigen Hände auf die Schultern und blickte ihm mit etwas durchbohrender Herzlichkeit in die Augen.

„Alter Junge!" sagte er und schüttelte ihn. „Alter Junge! Nein, das freut mich, daß Sie uns einmal wieder aufgesucht haben." — Peter wurde es weich ums Herz. Das waren dieselben Leute wie früher, unverändert in ihrer Liebe. Ja, es schien fast, als ob der Kantor jetzt eine herzlichere Zuneigung zu ihm habe als ehedem, wenigstens gab er ihr einen viel freieren Ausdruck: „Peter, mir als einem alten Freunde darfst du es wohl erlauben, daß ich dich wieder du nenne! Und ich bitte dich darum, daß du mich auch du nennst und Onkel Willibald! Und du, Annette, du sagst natürlich auch du zu ihm, und er soll dich Tante nennen." — Aber dagegen protestierte seine Frau: „Dann soll er mich lieber Mutter Annette nennen, denn das paßt viel besser als Tante!" — So saßen sie wieder wie in alter Zeit beisammen, und Peter bemerkte mit nachdenklicher Freude, daß der Kantor noch ebenso wild in das Essen hieb wie früher. Er war etwas dicker geworden, an den Schläfen zeigten sich graue Haare, und mit einem Male sah Peter, daß er jetzt eine Brille trug. Das war ihm vorher gar nicht aufgefallen. Dann sah er zur Frau Kantor hinüber, deren Blicke mit mütterlichem Wohlgefallen auf ihm ruhten. Auch sie war etwas rundlicher geworden, schien aber, wie er allmählich bemerkte, nicht mehr ganz so frohgemut wie früher. — „Wo ist denn Liesel?" fragte er endlich nach langem Zögern und fühlte, wie seine Stimme nicht ganz sicher war. — „Liesel?" Der Kantor blickte von seinem Braten auf. „Die wird wohl gleich kommen. Sie weiß natürlich, daß du hier bist, aber sie verspätet sich immer beim Mittagessen." — „Sie ist nicht verheiratet oder verlobt?" fragte Peter weiter, und eine heiße Welle schlug ihm über Stirn und Wangen. „Nein," sagte Frau Annette, indem sie aufmerksam zu ihm

hinüberblickte. „Das ist sie nicht. Ich glaube, da ist sie!" Sie horchte hinaus. Da ging die Tür auf, und eine elegant gekleidete junge Dame trat herein. Peter war aufgestanden, sein Blut rann ihm jäh zu Herzen, er blickte auf sie hin. Es war, als solle dieser eine Blick ihm Jahre voller Fragen und Angst beantworten. — Aber er empfand nichts von der überquellenden Freude, die er sich oft und oft ausgemalt hatte, wenn er an ein Wiedersehen mit ihr dachte. — Sie sah ihn durch einen hellen Schleier mit neugierigen, erstaunten Augen an. „Peter!" sagte sie halblaut und hielt ihm ihre behandschuhten Finger hin. „Nein! Bist du es wirklich?" — „Ja," sagte er, und ergriff ihre Hand; „und du, du hast dich auch verändert!" — „Nein, aber furchtbar!" fuhr sie fort, ohne ihn zu beachten, „ein ganz anderes Gesicht hast du bekommen. Hübsch bist du geworden!" — Sie legte Hut und Schleier ab und setzte sich zu Tische. — Wie konnte er nur jemals Frau Ottilie mit ihr verwechseln! Dies war ja ein ganz anderes Gesicht! Er sah fast gar keine Ähnlichkeit mit ihr. Ihr Haar zeigte ein rabenglänzendes Schwarz, Frau Ottilie erschien fast blond dagegen; ihr Mund war voller und roter geworden; ihre Gesichtsfarbe matter, aber schön und fleckenlos, und ihre Hände hatten die Beweglichkeit von früher; sie waren kleiner als Frau Ottilies; auch ihre Figur war zierlicher und schmaler. Und es fehlte ihr ganz und gar jene wundervolle Ruhe, die durch Frau Ottilies Wesen ging, bei aller Lebendigkeit. Dafür hatte sie etwas Zähes, Stumm-Geschmeidiges.

„Da, natürlich! Da hat sie wieder ihre Handschuhe in die Suppe gelegt. Liesel, wo soll das noch hinaus, wenn du so mit deinen Sachen umgehst!" — „Papa, du weißt, daß du mich nicht Liesel nennen sollst!" sagte sie mit einem Tone, als habe sie den anderen Teil der Bemerkung nicht

gehört. — „Also Elise!" sagte er etwas gereizt. — „Ja, sie mag ihren alten Kindernamen von früher nicht mehr hören," sagte die Frau Kantor. „Er ist ihr nicht mehr gut genug!" Dann seufzte sie und ermahnte Peter, beim Essen ordentlich zuzugreifen. Der sah fast unverwandt zu Liesel hinüber und fing gerade einen Blick ihrer Augen auf. Sie hatten sich doch verändert. Sie hatten etwas verloren und dafür etwas Neues bekommen. Was dies war, wußte er nicht; aber es machte ihn gespannt, unruhig und beklommen. Man fragte ihn, nun ob er eine größere Reise vorhätte, und bat ihn, doch recht lange zu bleiben. Hierauf wußte er nichts Rechtes zu antworten, aber Liesel sagte: „Bleib nur ein bißchen hier; man kann sich hier ganz gut amüsieren." Dabei sah sie ihn wieder aufmerksam an mit ihren unpersönlichen Augen, daß es ihm fremd zumute wurde. Er spürte etwas wie Angst vor ihr, ohne sich erklären zu können, woher das kam. Gleichzeitig aber ward er von ihr stark angezogen, in einer seltsamen, ihm unbegreiflichen Weise, und dieser Gegensatz in seinen Gefühlen machte ihn nach außen hin unsicher und verwirrt. Er fühlte sich als doppeltes Wesen. Ich habe sie nicht lieb! Sie ist nicht die Liesel von früher! sagte der eine traurig und mit Bestimmtheit. — Sie ist eine neue Liesel! sagte der andere, und es trieb Peter das Blut zu Herzen. — Und die Nacht darauf hatte er den Traum, daß sie ihn lachend und im Scherz in den Abgrund hinunterstieß. — Ich will meinen Koffer packen und wieder abreisen! sagte er zu sich. Weshalb bleibe ich denn hier? Bin ich nicht ganz enttäuscht von ihr!? Habe ich denn irgendwelche Freude gefühlt, als ich sie wiedersah? Und bin ich ihr nicht ganz gleichgültig? Ich reise ab! — Aber wenn ich hier bleibe, kann sich nicht vielleicht manches ändern? — Und er reiste nicht ab, sondern

blieb. Im Hintergrunde seiner Seele stand das Verlangen, dasjenige kennen zu lernen, was ihn auf eine rätselhafte Weise zu ihr hinzog und von ihr abstieß. Doch war er sich dessen gar nicht bewußt und schob die Schuld seines Zögerns auf seine mangelhafte Energie, einen entscheidenden Schritt zu tun, und dann: es konnte sich ja „manches ändern" — worunter er sich gar nichts vorstellte.

Die Frau Kantor hatte inzwischen ein langes Gespräch mit ihrem Manne gehabt. Daß Peters Besuch mit Liesel im Zusammenhang stand, war für sie außer Zweifel. Dem Kantor war das erst unglaubhaft, aber als sie ihm ihre Beobachtungen mitteilte, leuchtete es ihm ein. Beide waren sehr erfreut.

Das Liesel nämlich hatte sich zu einem sehr lebenslustigen jungen Mädchen entwickelt, bald hier, bald da Verbindungen angeknüpft und ihre Eltern in steter Angst und Besorgnis gehalten, da bei ihrem Temperamente nicht abzusehen war, wie weit sie sich würde hinreißen lassen. — Aber die Dinge lagen in Wahrheit noch weit schlimmer, als sie dachten. Denn Liesel führte in aller Stille eine gänzlich außermoralische Lebensweise, sie griff zu, wo etwas zuzugreifen war, und genoß, wo sie genießen konnte. Dabei hatte ihre Ursprünglichkeit und Natürlichkeit nicht das mindeste verloren, und alles, was sie tat, geschah so, daß im Grunde niemand dagegen hätte etwas einwenden dürfen, denn sie tat nur Selbstverständliches. Aber so dachten wenige oder niemand, und deshalb lästerte man über sie, was ihr im übrigen gleichgültig war. Anfangs erhielt ihre Mutter wohl Besuche von älteren, wohlmeinenden Damen, die ihre Tochter auf den Weg der Tugend zurückführen wollten und von ihrer eigenen Jugend, Tugend, Verlobung und Ehe erzählten. Aber die Frau Kan-

tor hatte jene Besuche unsanft abgebrochen und erklärt, sie verbäte sich alle fremden Einmischungen in ihre Familienangelegenheiten. Darauf hatte sie mit ihrer Tochter ein eindringliches Verhör angestellt, Liesel leugnete schlankweg mit der größten Offenheit alles und bat ihre Mutter, sich doch nicht um den dummen Stadtklatsch zu kümmern: Sei einmal jemand da, der etwas freier wäre als die anderen, so dichte man ihm auch gleich die tollsten Dinge an. — Diese große Selbstverständlichkeit und Unbefangenheit hatte die Frau Kantor wieder beruhigt, denn daß ihr eigenes Kind sie so skrupellos und ruhig anlügen konnte, auf den Gedanken kam sie nicht. Sie teilte das Ergebnis ihres Verhöres ihrem Manne mit, der ohne weiteres zu seiner Tochter sagte: käme ihm Unehrenhaftes zu Ohren, so würde er sie verfluchen und enterben. Das hörte das Liesel ebenfalls mit Ruhe an und antwortete: Daran würde er dann sehr recht tun. Gottlob sei ja ein solcher Fall auch ausgeschlossen. — Etwas Angst hatten ihr aber diese Worte doch gemacht, da sie wirklich nicht wußte, was sie hätte anfangen sollen, wenn man sie aus dem Hause warf. Aber alsbald bekam sie ihre alte Zuversicht wieder; sie sagte sich, daß ihr Vater ein leicht aufbrausender Mann sei, den man im Grunde lenken könnte, wie man wollte. Und so bereitete sie sich für einen äußersten Fall, indem sie sogleich anfing, Geld zu sparen, das für eine Woche etwa zum Lebensunterhalte für sie hinreichen sollte. In der zweiten Woche würde ihr Vater sie wohl wieder heimholen. Sich im Notfall zu einem ihrer Freunde zu begeben, auf den Gedanken kam sie nicht; auch hätte ihre Selbständigkeit darunter gelitten. Das Geld wanderte Stück für Stück in eine Sparbüchse; ab und zu klapperte sie mit dem Ding, prüfte die wachsende Schwere und machte sich ein

unbestimmtes Bild von einem kleinen Häuschen mit einer Dachkammer, in der sie sich Kaffee kochen würde. — Ihre Freundinnen hatten sich alle von ihr zurückgezogen. Sie verachteten, haßten und beneideten sie. Denn die Freunde der Liesel waren stets auch begabte und anziehende junge Männer, die fast alle der Zufall in ihr Städtchen verschlagen hatte.

Bei dieser Lage der Dinge war es begreiflich, daß ihre in steter Unruhe schwankenden Eltern den neu ankommenden Peter Michel mit Freude begrüßten. — „Sieh, Willibald, es ist ein Glück für uns alle! Wenn sie sich auch wirklich nichts Unehrenhaftes hat zuschulden kommen lassen, so wissen wir doch: ‚Die Welt urteilt nach dem Schein!' Und das ist ja wahr, daß Liesel nichts, aber auch gar nichts tut, um alle die über sie umlaufenden Gerüchte zu zerstreuen. Wenn man, wie sie, frei und natürlich ist, so sollte man um so mehr an sich halten, um auch den Schein des Unrechtes zu vermeiden; — ach, wir haben das alles ja schon soundso oft durchgesprochen und wissen, wie nutzlos es ist, darüber zu reden; aber das ist sicher: Es wird ihr schwer werden, einen guten Mann zu bekommen. Denn jeder sagt: ‚Etwas daran muß doch wohl wahr sein!' Einen besseren Schwiegersohn als Peter könnten wir uns gar nicht wünschen. Aber ich fürchte, ich fürchte, Liesel selbst wird uns einen Strich durch die Rechnung machen, denn ich glaube, daß sie zu Peter gar keine Neigung hat." — Ihr Mann zuckte unglücklich mit den Schultern und meinte, das könne man nicht wissen. Dann raffte er sich auf und sagte, schließlich seien doch auch die Eltern da, die ein Wort mitzureden hätten; — „ich meine nicht, daß wir sie zu der Heirat geradezu zwingen wollen, aber wir wollen doch den nachdrücklichsten Einfluß auf sie ausüben. Das Leben mit ihr

hier im Hause wird nachgerade unhaltbar; schon der Pensionäre wegen möchte ich sie fort haben; und ich glaube, Peter ist der rechte Mann für sie; er hat so etwas Ruhiges, Bestimmtes; wenn er einmal etwas will, dann setzt er es auch durch. Er wird ihr schon die Flügel beschneiden!" — Seine Frau machte ein Gesicht, als ob sie nicht ganz zustimmte, aber sie schwieg. Das konnte sich ja später finden, es würde sich schon alles gut machen. Wenn er sich nur bald erklären wollte! — Aber Peter erklärte sich nicht, sondern wurde zunehmend unruhiger und aufgeregter. Dem Liese aber machte der Kantor jetzt die Mitteilung, daß Peter sie liebe, und wie sie dankbar sein solle, daß sie noch zu einem solchen Glücke käme. Darauf lachte sie, aber er runzelte die Stirn und sagte, er habe ernsthaft mit ihr zu reden. Da lachte sie noch mehr und lief hinaus, während er ihr nachstarrte.

Sie hatte es schon längst bemerkt, daß sie Peter beschäftigte.

„Du, Peter, sag mal, liebst du mich?" fragte sie unvermittelt. Er wurde dunkelrot; sie blickte ihn mit Augen an, in denen Neugier, Überlegenheit und Interesse lag. Aber im selben Augenblick trat ihre Mutter ein, und damit war das Gespräch abgebrochen. Bei Tische überlegte sie sich, ob sie sich wohl in ihn verlieben könne, und musterte unbekümmert seine Züge, so daß er zur Seite sah. Sie hatte sich diese Frage gleich bei ihrem ersten Wiedersehen gestellt und gedacht: eigentlich nein. Aber jetzt fand sie, er sei gar nicht so übel. Und daß er sich in sie verliebt hatte, das fand sie sehr hübsch. Aber er war doch ein schwerfälliger Mensch, daß er es ihr gar nicht zeigte! Sie wollte es aber! — „Wir müssen sie allein lassen!" sagte die Frau Kantor zu ihrem Mann. „Ich kam heute gerade dazu, wie die beiden Kinder

etwas mitsammen zu bereden hatten, und ich merkte, wie ich störte!" — So überließ man denn Peter und Liesel sich selbst.

Er stand am Tisch und trat mit dem Fuß gegen einen Stuhl. — „Wie lebt man denn in deinem Ort?" fragte sie. „Sind viele junge Mädchen dort?" — „O ja." — „Und gibt sich's dort hübsch?" — „O ja." — „Hast du dich schon oft verliebt?" — „Nein; — du dich?" setzte er hinzu, da er fühlte, daß seine ewige Einsilbigkeit sie langweilen mußte. — „M — ja—a," antwortete sie in etwas gleichgültigem Tone und spitzte geringschätzig den Mund. „Hast du dich denn noch nie in deinem Leben verliebt?" fragte sie wieder und sah ihn erwartungsvoll an. — Er warf ihr einen Seitenblick zu. Weshalb fragt sie ihn das? — „In wen hast du dich denn schon verliebt?" fragte sie beharrlich weiter; immer in kleinen Tönen und wie nebenbei. — „Ach Liesel! Es interessiert dich ja doch nicht." — „Sieh mal den schönen Ring, den ich habe!" — „Du bist doch nicht verlobt?" fragte er erschreckt. — „Gott bewahre — den habe ich bloß so bekommen. Schön, nicht wahr?" — Sie stand ganz dicht vor ihm und lachte ihm unter die Augen. Herr Gott! War er ein schüchterner Mensch! Das war ja schrecklich! — „Weißt du noch, wie wir uns Adieu sagten, als du damals von uns fortfuhrest? Da gabst du mir einen schönen Kuß!" — Das klang fast wie eine Aufforderung. Er sah sie brennend an. „Nun?" sagte sie und dachte: Ja, wenn er mich liebt, warum packt er mich nicht?! Da waren ihre Augen dicht vor ihm, wie er sie im Traum gesehen. — „Warum küßt du mich nicht?" — Wortlos schlang er seine Arme um ihren Hals, drückte seine Lippen auf ihren Mund und umfaßte sie mit beiden Händen. „Liesel! Wußtest du nicht, daß ich mich immer nach dir ge-

sehnt habe?" sagte er leise und ohne es zu wollen. Er drückte sie fester an sich, sein Körper fühlte ihren Körper, ihm war, als strömte etwas von einem zum anderen über. — „Laß mich," flüsterte sie, „laß mich! Es kommt jemand!" Sie standen horchend. Sie hatte sich von ihm losgemacht. — „Ach Gott, wie heiß ist es hier!" sagte sie und öffnete ein Fenster. Peter öffnete das andere. Beide schauten hinaus, eine ganze Weile. Da ging die Tür auf. „Nanu?" rief die Frau Kantor. „Was seht ihr denn da so Interessantes im Hofe?" — Liesel wandte sich vom Fenster fort. — „Ja—a— weißt du, Mama, ich habe Peter die Stelle gezeigt, wo wir als Kinder immer mit der Springschnur spielten, und Peter erinnert sich gar nicht mehr daran. Nicht wahr, Peter?" — Sie sah ihrer Mutter unbefangen in die Augen. „So?!" sagte diese mit einem prüfenden Blick auf die beiden. „Aber Peter, ist das wahr? Ich dachte, du hättest ein so gutes Gedächtnis?" — „Habe ich auch!" rief er, ohne sich umzusehen, „aber das weiß ich nun doch nicht mehr!" — Er wollte Liesel zeigen, daß er sich ebenso sicher benehmen könne wie sie, ohne jedoch recht zu wissen, warum sie sich so benahm. Gleichzeitig aber drückte er seine Finger so fest gegen den Steinsims, daß sie knackten. Liesel schloß jetzt ihr Fenster und ging darauf zu dem, aus welchem Peter sich lehnte. „Komm! Ich will es schließen!" Sie bog sich nieder und kroch unter seinem erhobenen Arme durch, geschmeidig wie eine Katze, und wie er sie so unter sich sah, den schimmernden Hauch ihres Nackens, den Duft ihrer Haare spürte, da stieg in ihm ein unwillkürlicher Ärger gegen die Frau auf, die ihn von hinten so beschaute. Er machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern und sagte: „So; na also, nun sind die Fenster ja geschlossen." Frau Annette sah ihn etwas erstaunt an. Das klang ja gar

nicht wie Peter Michel! — Bei Tische war er schweigsam und sah fast unausgesetzt zu Liesel hinüber, welche unbefangen und gesprächig war wie immer. Er suchte nach einer Verständigung mit ihr, und plötzlich kam ihm der Gedanke, mit seinen Füßen unter dem Tisch zu ihr hinüber zu tasten. Es war derselbe Tisch, an welchem sie einst als Kinder gesessen, unter dem ihn Liesel mit ihren kleinen Füßen stieß und dann beleidigt war, daß er auf ihr Spiel nicht einging. Sie begriff ihn augenblicklich und erwiderte seinen Druck auf eine heftige und unmittelbare Weise. Aber dann behielt er ihren Fuß zwischen die seinen geklemmt. Sie biß sich auf die Lippen und sah fast drohend zu ihm herüber. Aber er hatte Kraft. — Nun konnte sie sich doch in ihn verlieben. — Man redete über dies und jenes, aber Peter gab einsilbige und zerstreute Antworten.

Sie hat ihm einen Korb gegeben! dachte die Frau Kantor und warf ihrer Tochter einen bekümmerten Blick zu. Diese deutete ihn falsch, indem sie meinte, ihre Mutter habe von dem heimlichen Spiel unter dem Tisch etwas bemerkt, und deshalb erwiderte sie ihn durch ein geringschätziges Zurückwerfen ihres Kopfes. Nun meinte die Frau Kantor vollends auf der richtigen Fährte zu sein. Auch Peters sonderbares Benehmen, seine Einsilbigkeit, seine auffällige Antwort von vorhin erklärten sich auf diese Weise. Sie blickte teilnahmvoll zu ihm hinüber, und er senkte den Kopf. Da seufzte sie tief und erhob sich langsam. — In der folgenden Nacht fand Peter sehr wenig Schlaf. Jetzt liebte er Liesel, und es war nicht mehr die alte Liesel von früher, sondern die neue; seine Liebe hatte nichts mehr von der Schwärmerei von ehedem. In seiner Phantasie wiederholten sich die Vorgänge des Tages, er küßte sie von neuem, er hielt sie in seinen Armen, er fühlte ihren warmen Nacken.

Liesel aber hatte am selben Abend noch eine Unterredung mit ihrer Mutter. — „Hat er sich dir erklärt?" — Liesel hatte sich Peter Michel betreffend noch gar keinen Plan gemacht und antwortete blindlings: „Ja natürlich." — „Und du? Was hast du ihm geantwortet?" —„Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nicht will!" Ihre Mutter nickte wie traurig-bestätigend vor sich hin. — „Nun, dann wird er wohl morgen wieder abreisen!" — „Abreisen?" — Auf den Gedanken war Liesel noch gar nicht gekommen. „Nein, abreisen soll er nicht!" sagte sie sehr schnell; „er soll noch hier bleiben!" — „So? Was soll er denn hier noch?" — „Ich freue mich, wenn er noch hier bleibt. Ich habe ihn ja doch so gerne! Und dann, überhaupt —" fuhr sie plötzlich fort, indem ihr ein neuer Gedanke durch den Kopf schoß —, „wenn ich ihn heiraten soll, so muß ich ihn doch erst einmal näher kennen lernen!" — „Dazu hast du Zeit genug gehabt!" — „Nein, er war einmal hier, einmal da; und dann kamt ihr immer dazwischen, und so war ich nie recht mit ihm allein!" — Inzwischen war ihr Vater ins Zimmer getreten. Er hielt seine großen, schwarzen Augen auf seine Tochter geheftet und wartete, bis sie ausgeredet hatte.— „Ich dächte, wir hätten euch heute nachmittag lange genug allein gelassen! Nein. Zeit genug hast du gehabt! Und das ist es auch nicht, weswegen du ihn nicht willst. Du willst ihn nicht, weil du es lieber hast, wenn alle dir den Hof machen, weil du ein kokettes Mädchen bist, weil du keine Tiefe des Gefühles hast, und weil du deine Eltern nicht liebst. Aber du hast ganz recht! Peter ist viel zu gut für dich. Er ist viel zu gut für eine — für eine — " „Aber Willibald!" — „Papa, wenn du so reden willst, so wollen wir lieber gleich alles abbrechen." — Ihr Vater wischte sich die Stirn mit dem Taschentuch. Seine Tochter warf ihm einen

kalten Blick zu. „Wenn ihr schon so über mich redet," fuhr sie fort, „wie sollen dann erst die Leute über mich reden?" „Kind, ich habe ja gar nichts gesagt," sagte Frau Annette. „Dein Vater hat sich etwas hinreißen lassen. Du kennst doch deinen Vater. Du weißt doch, er meint es nicht so schlimm, wie er es sagt! Sei doch etwas vernünftig und denk nicht immer nur an dich allein! Komm, Willibald, wir wollen sie in Ruhe lassen. Überlege es dir noch einmal, Kind! Wir raten dir zu deinem Besten!"

Am nächsten Morgen hatte Liesel ihren Plan fertig. Sie sagte zu ihrer Mutter, sie glaube wirklich, sie liebe Peter Michel, sie habe sich mit ihrem Entschlusse übereilt, sie nähme alles zurück und hoffe, daß es zwischen ihr und ihm noch zu einem guten Ausgang kommen würde. — Ihre Mutter war überrascht und glücklich und stimmte freudig zu, als Liesel beim Kaffee vorschlug, sie wollten alle miteinander einen großen Ausflug machen. Der Kantor, welcher von der neuen Wendung noch nichts wußte und nur vom Ausflug hörte, brummte mürrisch, Liesel denke immer nur an Ausflüge.

Jetzt trat Peter Michel herein, blaß und etwas nervös; er wünschte allen einen guten Morgen und setzte sich. Es war fast, als vermiede er Liesel anzublicken. Man unterrichtete ihn von dem Plane, er errötete, schwieg zuerst und sagte dann, er habe sich überlegt, daß er lieber abreisen wolle. — In Wahrheit war auf die Erregung des gestrigen Abends ein Niederschlag erfolgt. Liesel war ihm plötzlich gleichgültig geworden, ja er spürte fast eine Abneigung gegen sie. Sie warf ihm einen raschen, erstaunten Blick zu: „Wieso willst du denn abreisen?" In ihrem Gesichte lag ein Ausdruck zwischen Enttäuschung und Verwunderung. Gleichzeitig berührte sie ihn unter dem Tisch mit ihrer

Fußspitze. — Er blickte sie unsicher an. — „Du denkst gar nicht daran abzureisen! Warte nur noch ein bißchen!" setzte sie hinzu, geheimnisvoll-verheißungsvoll. — Der Kantor, dem Frau Annette inzwischen flüsternd die neue Wendung der Dinge mitgeteilt hatte, hielt sich nicht länger. „Da, Liesel!" rief er, indem er sein Portemonnaie zog und ihr ein Talerstück hinwarf! „Da! Das ist für deine Sparbüchse. Braves Mädel!" — Liesel steckte das Geld vergnüglich ein; aber als sie merkte, daß ihr Vater eine Art Verlobungsrede halten wollte, sprang sie auf und hielt ihm den Mund zu. Peter begriff nichts von dem Vorgange um sich; Lieseis halb lustige, halb kokett-verliebte Blicke machten ihn verwirrt, sein Vorsatz war im Nu vergessen, seine Seele geriet wieder in den Strudel. Der Kantor aber sagte später zu seiner Frau: „Das Liesel ist doch ein verrücktes Mädel! Diese Sache hat mir rechten Kummer bereitet. Aber nun ist es, als seien mir Bergeslasten von den Schultern gewälzt, und jetzt sehne ich mich ordentlich danach in Gottes freie Natur hinauszutreten und unserem Schöpfer recht aus freudigstem Herzen ein Dankgebet hinaufzusenden! Sie ist doch im Grunde ein gutes Kind bei all ihren Härten! Sie tut immer, als ob unsere Worte keinen Einfluß auf sie ausübten, aber im geheimen denkt sie doch darüber nach! Das siehst du an diesem Beispiel wieder ganz deutlich!" — „Ich meine," sagte seine Frau, „wir lassen die beiden sich heute noch an ihrem Geheimnis freuen, am Abend oder morgen früh reden wir dann mit Peter, und dann feiern wir Verlobung, lassen sofort die Anzeigen drucken, und alles Gerede und Geklatsche ist mit einem Male aus der Welt geschafft."

Am Abend desselben Tages saßen die beiden wieder beisammen, aber nicht heiter wie am Morgen, sondern in

ziemlicher Verstimmung. — Peter und Liesel waren noch nicht heimgekehrt. Sie hatten sie im Walde verloren und seitdem nichts wieder von ihnen gesehen.

Liesel war vorausgelaufen, hatte Peter aufgefordert sie zu fangen und bei einer Wegkreuzung einen Seitenpfad gewählt, von dem sie genau wußte, daß ihre Eltern, welche auf der Biegung noch nicht sichtbar waren, ihn nicht einschlagen würden. Dann folgte sie noch abgelegeneren Wegen, und so war sie schließlich mit dem ahnungslosen Peter in einen ganz einsamen Teil des weit sich hinziehenden Waldes geraten. Jetzt lief sie wieder vor ihm her, und plötzlich faßte sie seinen Arm, legte ihn sich um die Hüfte und schlang ihren eigenen um seinen Körper. „Aber Liesel! Wenn uns jetzt deine Eltern sehen!" sagte er glücklich, indem er sie, ohne es zu wollen, fest an sich drückte. — „Ach was, die sind weit weg!" Und jetzt endlich erklärte sie ihm ihren Streich. — „Aber Liesel, wie konntest du das tun! Jetzt müssen wir gleich umkehren und sie suchen!" Liesel aber lachte ihn aus und meinte, wenn er den ganzen Tag suchte, würde er sie doch nicht finden. — „Kennst du denn den Weg auch nicht?" rief er. Sie schüttelte den Kopf: „Gott bewahre! Aber wenn es Abend wird, dann gehen wir nach Süden, bis wir an den Rand des Waldes kommen; von da aus können wir uns leicht durch die paar Dörfer nach Hause fragen." — „Und ich habe den ganzen Proviantkorb mitgenommen!" rief Peter plötzlich, indem er ein unförmiges Ding in die Höhe hob, das er am Arme trug. „Nun haben deine Eltern nichts zu essen und nichts zu trinken!" — „Desto besser! Um so mehr haben wir!" Sie schlug die Hände zusammen und tat einen Sprung, daß ihr der Streich so gut gelungen war. Peter sah sie halb ratlos, halb glücklich-verlangend an. — Sie gingen weiter,

durch Busch und Dickicht, und endlich hielten sie an einem Plätzchen, das besonders lieblich von hohen Farnen umstanden war. „So. Und nun machen wir es uns bequem." Sie schleuderte ohne weiteres ihr Oberkleid in einen Haselstrauch. „Komm Peter, zieh mir meine Schuhe aus!" Er bückte sich nieder und tat es, und sie packte ihn beim Kopf und rief: „Nun laß ich dich nie wieder los!" Jetzt lagen sie dicht nebeneinander im Grase und blickten in das wogende Grün und Blau über sich. Sie hielten sich noch immer gefaßt, und während sie ganz in den Anblick des Lichtes vertieft schienen, begannen ihre Hände unmerklich ein Spiel miteinander, ein Fragen und Antworten, ein leises Auf- und Niederfluten. — „Nein, wir wollen Wein trinken!" rief sie plötzlich, sprang auf, holte den Becher, trank, ließ Peter trinken, füllte von neuem, und dann blickten beide auf den dunkel-purpurnen blanken Spiegel, auf dem sie ihre eigenen Köpfe, die Kronen der Bäume und den Himmel leuchten sahen. — „Allen Wein müssen wir austrinken!" rief sie, „allen!" Sie lehnte sich zurück und setzte den Becher wieder an ihre Lippen. Und während sie trank, kam ihm der Gedanke, wie schön es wäre, wenn jetzt der Wein zu leuchten begänne, und ihre weiße Kehle von innen rubinrot erstrahle.

Da goß sie ihm die letzten Tropfen ins Gesicht und warf ihm den Becher in den Schoß; und er füllte sich das letzte Glas.

„Oh, die Hitze! Liesel, ich ziehe mir auch meine Jacke aus, und meinen Kragen und meinen Schlips." — Sie flogen den Sachen der Liesel nach, in den Haselstrauch. — „Still! Kommt da nicht jemand?" Sie horchten und spähten nach allen Seiten durch die Farnen. Aber es waren die Tannenzapfen, welche von den Bäumen fielen und mit dumpfem

Geräusche auf den weichen Waldboden niederklopften. „Hierher kommt niemand!" sagte Liesel leise. Er wandte sich ihr wieder zu. Wie schön sie war! — Sie rüttelte ihn: „Da! Sieh nur!" Peter folgte der Richtung ihres ausgestreckten weißen Armes, und im nächsten Augenblick hatte sie mit schnellem Griff einen grünlich schillernden Käfer gefangen. Er wollte ihn haben, aber sie hielt ihn fest. Er erwischte nur ein Bein von ihm. „Ich will ihn aber ganz haben!" — „Du bekommst ihn aber nicht!" — „So, das wollen wir doch sehen!" — Er bekam abermals ein Bein. „Siehst du wohl!" rief sie, während er zum dritten Male zugriff. Diesmal war er glücklicher und erwischte das ganze Tier, das er in seiner ausgestreckten Hand besah, wie es langsam davonhumpeln wollte. Sie packte es abermals. Er sah sie glühend an. „Du sollst ihn aber nicht haben!" rief er leidenschaftlich und stürzte sich auf ihre Hand. Und als es ihm endlich gelang ihre kleine geballte Faust zu öffnen, da lag das harte glänzende Tierchen darin, ohne sich zu rühren! Er riß es ganz auseinander. „So! Nun ist das unverschämte Tier tot!" rief er und schleuderte es in das Gras. Aber dann packte er Lieseis Hand aufs neue und preßte sie, daß alles Blut aus ihr entwich. — „Komm, gib mir den Rest aus deinem Becher!" rief sie schnell atmend, indem sie sich frei machte. „Den müssen wir noch austrinken." — „Wir wollen ihn zusammen auf einmal austrinken!" rief er. Sie lehnten ihre glühenden Wangen aneinander und schlürften den Wein bis zum letzten Tropfen, während ein kleines Rinnsal in der Mitte niederlief. Und dann hielten sie den Becher noch immer am Munde, ihre Gesichter noch fester aneinander gepreßt, während ihr heißer Atem zu ihren Schläfen hinaufstieg. — „Tanzen müssen wir, tanzen!" rief sie plötzlich, glühend. — „Tan-

zen?" Peter war verwirrt und erstaunt. Aber sie warf den Becher in den Rasen und sprang auf. Aus dem Boden riß sie eine lange Efeuranke und schlang sie sich dreimal um ihren schönen weißen Hals. Da stand er denn auch im Grase, und die flimmernde Sonne, die glitzernden Blätter, die nickenden Farnen und das Liesel selbst, alles sah er wie etwas Neues, das auf ihn eindrängte, ihn überflutete. Sie fielen sich um den Hals und drehten sich im Taumel, Bäume, Kräuter und das ganze Himmelsgewölbe tanzten mit, und dann lagen sie beide atemlos im Grase. Sie kniete über ihm, ihre Lippen waren auf den seinen. „Au!" rief er plötzlich, „hast du mich gebissen?" Er packte sie um den Leib, es entspann sich ein heftiges, wortloses Ringen. Aber er war stärker als sie und stemmte beide Arme gegen ihre Schultern. Da lag sie nun unter ihm, mit geöffneten Lippen und durstenden heißen Augen. Ihre Haare hatten sich gelöst; der Efeu hing ihr zerzaust am Halse. Aber die stählerne Kraft seiner Hände löste sich, und jetzt begann ein Spiel ihrer zwanzig Finger auf ihrer weichen, lebendigen Brust, ein Beben, ein Greifen, ein Tasten, ein Gleiten, von Augenblick zu Augenblick hastiger, leidenschaftlicher, wilder — da riß sie ihn mit der ganzen Kraft ihres Körpers an sich, und beide sanken in das Moos zurück.

* * *

„Sieh, wie die Sonne schon tief durch die Bäume blitzt! Komm, wir müssen fort!" Liesel lehnte gegen einen Baumstamm und sah auf den am Boden liegenden Peter. Der aber rührte sich nur eben und sagte: „So bleib doch noch! Wir finden schon nach Hause!" — Liesel ging ein paar Schritte, dann trat sie ungeduldig mit der Fußspitze ein Stück Rinde von dem Stamme. „So komm doch!" rief sie

abermals, aber er hielt die Augen geschlossen und gab nur einen unverständlichen Ton von sich. Da flog ihm etwas Schweres aufs Gesicht; es war seine Jacke. Dann folgten Kragen und Schlips. Er erhob sich langsam und begann sich anzukleiden, während Liesel ihm zusah. Er blickte zur Seite. — Als er sich jetzt vollends aufgerichtet hatte und sich umsah, wie der Wald so ruhig und flammend um ihn stand, da überkam ihn ein sonderbares Gefühl: als habe er die lange Zeit mit Liesel allein zu sein geglaubt, während in Wirklichkeit tausend Augen auf sie niederschauten. — Und Liesel stand da, als ob sie jemand zum Spazierengehen abholte und nur etwas warten müßte. — Jetzt war er fertig. — „Vergiß den Korb nicht. Gott, bin ich hungrig!" Und sie biß tüchtig in die Brote hinein. Er aß ebenfalls etwas. — „Nun haben wir allen Wein ausgetrunken; wirklich zu dumm! Da, pack den Becher ein!" Er nahm ihn und sah gedankenvoll in seine Tiefe. Aber aus dem leichtgewölbten Grunde blickte ihm eine so erschreckliche, aufgedunsene kauende Fratze entgegen, daß er ihn augenblicks in den Beutel schob. Jetzt schritten sie nach Süden, fort und fort, Liesel voran, Peter ihr dicht auf dem Fuße, während nur das dumpfe Geräusch ihrer Schritte auf dem weichen glatten Nadelboden die Stille unterbrach. Sie erreichten den Rand des Waldes, und Liesel fand sich nun sehr gut zurück. Jetzt schritten sie die hohen gelben Kornfelder entlang, immer noch wortlos. — „Ich will noch heute mit deinen Eltern reden," sagte Peter endlich. — „Was hast du denn mit ihnen zu reden?" fragte sie zurück. Er sah sie erstaunt an. „Aber Liesel! Ich muß ihnen doch sagen, daß wir nun verlobt sind!" — „Verlobt sind?" wiederholte sie. „Wir sind doch gar nicht verlobt." — „Aber Liesel!" Er errötete und blickte sie völlig verwirrt

an. — „Ach so!" meinte sie. „Deshalb braucht man sich doch nicht gleich zu verloben!" — „Du kannst es ja nennen, wie du willst, Liesel. Aber ich meine, wir sind doch nun verbunden und heiraten uns!" — „Aber wir denken gar nicht dran!" rief sie, indem sie stehen blieb. — „Ja — aber, wie wollen wir es denn machen?" Peter war ebenfalls stehn geblieben. — „Gar nicht!" — „Gar nicht? Ja aber, — Liesel ich verstehe dich nicht, wir müssen doch! Was willst du denn machen?" — Liesel stutzte einen Augenblick. „Ach so!" sagte sie endlich, begreifend. „Ja, du glaubst doch nicht etwa" — sie zog die Augenbrauen in die Höhe und blickte ihn halb lustig-gespannt und halb verwundert an. — Peter wurde brennend rot. Jetzt brach sie in ein helles Lachen aus: „Ich denke gar nicht daran! Niedlicher Peter! Du bist doch wirklich ein dummer Junge!" — „Aber Liesel, ganz gewiß, ganz gewiß; das weißt du nur nicht so! Möchtest du mich denn nicht heiraten?" Sie schüttelte energisch den Kopf. — „Aber Liesel, hast du mich denn gar nicht lieb?" — „Lieb? Nein. Hast du mich etwa lieb?" — Ihre Augen machten ihn verwirrt. Es lag etwas darin, das ihn leise erschauern machte, abstieß und anzog; etwas Kaltes, Grausames, Heimatloses. Er antwortete ihr nicht, sondern starrte in die violette Dämmerung, die sich jetzt mählich herabsenkte. So schritten sie wieder eine Weile stumm nebeneinander fort. — „Du bist doch ein komischer Junge," sagte sie endlich. „Hast du denn noch nie in deinem Leben ein Verhältnis gehabt?" — „Nein," antwortete er laut und bestimmt; „du etwa?" Sie erwiderte nichts, und als er deshalb sein Gesicht ihr zuwendete, sah er, wie sie vielsagend in die Dämmerung lächelte, während ihre Zähne ein paar reife Getreidekörner zerbissen. — „Hast du?" Er blieb wieder stehn und sah ihr erschreckt in die

Augen. Sie blickte ihn jetzt voll an und sagte lachend: „Ist dir der Gedanke noch nie gekommen?" — „Nein, Liesel; niemals! Also, ich meine: ein wirkliches, richtiges Verhältnis?" — „Habe ich gehabt!" nickte sie und sah ihm triumphierend an die Nasenspitze. — „Ja, aber Liesel, dann bist du ja —" — „Eine ganz gemeine Person, willst du sagen. Weißt du, Peter, mit solchen Redensarten brauchst du mir nicht zu kommen; die haben keine Wirkung auf mich. Ich tue, was ich mag, und kümmere mich nicht darum, ob das gut ist oder schlecht." — „Und deine Eltern?" — „Die brauchen davon gar nichts zu wissen; das gäbe nur unnötigen Zank und Aufregung. Und es käme doch nicht das Geringste dabei heraus, denn sie würden mich absolut nicht ändern und nur sich und mir das Leben sauer machen! Ach, Peter, du bist eigentlich ein Schaf!"

„Liesel," sagte er, „du gehörst mir, und ich heirate dich." — „So! Glaubst du denn, daß ich dich ewig um mich haben mag? Glaubst du denn wirklich noch, daß ich dich liebe?"

„Weshalb hast du dann aber — weshalb hast du dann aber —" er stockte. — „Doch nicht etwa, weil ich dich liebe?! Du gefielst mir plötzlich — das ist das ganze Geheimnis. Armer Peter! Sieh nicht so dumm aus!"

Ihm war es, als habe seine Seele einen Schlag mit einem Stock erhalten. „Adieu, Liesel," sagte er auf einmal und reichte ihr die Hand.

Das letzte Dorf lag hinter ihnen, vor ihnen flimmerten die Lichter der Stadt. — „Was willst du denn machen?" — „Fort will ich; ich kann deinen Eltern nicht mehr vor die Augen treten." — „Du kannst doch hier nicht im Freien übernachten." — „Das ist mir ganz egal, wo ich übernachte; aber ich will nicht in euer Haus zurück!" — „So begleite mich doch wenigstens in die Stadt! Meinetwegen

kannst du ja dann in ein Hotel gehen; aber hier mitten im Felde stehen zu bleiben, das ist doch das Albernste, was du tun kannst! Überhaupt hast du doch alle deine Sachen bei uns!" — Sie faßte ihn unter den Arm und zog ihn vorwärts. „Sei doch nicht so wie Blei! Geh doch mal wie ein anständiger Mensch!" — Er ließ den Kopf hängen und schwieg. Er war der unglücklichste aller Menschen; was nun kommen würde, wußte er nicht.

Zu Hause empfing man sie beide mit einer Flut von Fragen. Liesel erklärte alles, indem sie behauptete, sie hätten sich verirrt, und dann hätten sie die Eltern gerufen, laut und viele, viele Male, aber niemand habe geantwortet; sie wären den halben Weg zurückgegangen, und dann seien sie schließlich auf eigene Faust losmarschiert. — „Hoffentlich hat euch da niemand gesehen." — „Nein, Mama." — „Na, Gott sei Dank, daß du wenigstens mit Peter gingst!" Sie strich ihm mütterlich über die Backen. „Nun, Kinder, habt ihr euch denn jetzt miteinander ausgesprochen?" „Ja—a, das haben wir, Mama; laß es dir nur von Peter erzählen! Gute Nacht, ich bin gräßlich müde!" Und sie ging pfeifend auf ihr Zimmer. „Nun?" wandte sich die Frau Kantor etwas verwundert an Peter, „das ist ja ein komisches Benehmen für eine Braut." — „Ach, das ist sie ja gar nicht; wir sind ja gar nicht verlobt!" sagte er tief niedergeschlagen. „Sie will mich nicht!"

„Sie will dich nicht?" rief jetzt der Kantor des höchsten erstaunt; „sie will dich nicht? Ja, ist denn das Mädchen reinweg von Gott verlassen? Ist sie plötzlich irrsinnig geworden? Heute morgen ist alles so gut wie abgemacht, sie zeigt ganz offen, daß sie dich liebt, dann macht ihr eine Partie zusammen ganz tête-à-tête, und nun liebt sie dich plötzlich nicht mehr? Habt ihr euch denn auf der Partie ge-

zankt? Ist da etwas zwischen euch gekommen?" — „Nein," sagte Peter, ohne ihn anzusehen. — „Hat sie dir denn mit klaren Worten gesagt, daß sie dich nicht will?" — „Ja." — Der Kantor fuhr in die Höhe und durchmaß den Raum mit großen Schritten. „Da soll doch gleich — na, warte nur!" Er stürmte zur Tür hinaus, kam aber bald zurück und sagte, Liesel habe sich eingeschlossen und behaupte, sie liege schon zu Bett. „Na, morgen früh! Das soll ihr schön bekommen!" — Frau Annette war wie vor den Kopf geschlagen. „Ich reime es mir nicht zusammen! Ist wirklich nichts auf der Partie vorgefallen? Du mußt offen reden, lieber Peter. Du hast doch Zutrauen zu uns; und Wahrheit ist hier vor allem am Platze!" Sie sah ihn mit großen, forschenden Augen an. Er wandte den Blick fort. „Ich sehe es dir ja an, Peter! Irgend etwas ist geschehen! Willst du es mir denn nicht anvertrauen? Was ist es, Peter? — „Nichts, gar nichts!" sagte er tonlos und mit trockener Kehle und ging hinaus.

Der nächste Morgen brachte große Aufregung. Liesel weigerte sich entschieden und schroff. Ihre Mutter sprach von den Pflichten einer Tochter, von den Pflichten der Eltern, und zog viele junge Mädchen zum Vergleich heran, die alle gut und glücklich verheiratet seien; nur sie allein scharwenzle noch mit jungen Herren herum; alle ihre Freundinnen hätten sich von ihr zurückgezogen; und sie hätten auch recht daran getan: ihre Führung entspräche nicht der einer Tochter aus guter Familie: „Worauf in aller Welt bildest du dir eigentlich so viel ein? Bist du etwa was Besonderes? Dir ist da etwas angeflogen gekommen, Gott weiß woher, und nun trittst du auf wie eine Komtesse. Alles ist dir nicht gut genug, wenn wir dir etwas sagen, so hörst du nicht einmal zu, sitzt geistesabwesend da-

bei oder lachst vielleicht noch hinter unserm Rücken über uns — wer kann das wissen —; und nun wartest du, daß da irgendein Prinz ankommen soll, um dich zu heiraten. Ein guter, ehrlicher, einfacher Mann ist dir zu schlecht!"

„Ich warte auf gar keinen!" sagte Liesel sehr kurz; „ich will überhaupt nicht heiraten; aber so einen Schullehrer, den würde ich am wenigsten nehmen!" — Jetzt kam ihr Vater mit großen Schritten auf sie zu und nahm sie sehr unsanft beim Handgelenk: „Du dumme Gans! Du alberne, dumme Gans: Was verstehst denn du vom Leben? Hat deine Mutter nicht mich geheiratet, und war ich etwas anderes als ein Schullehrer? Nun sag mir bloß mal: Was für ein Bild machst du dir eigentlich von deiner Zukunft? Irgendein Bild mußt du dir doch machen! Du lebst doch nicht wie das Vieh oder wie die Lilien auf dem Felde, die der liebe Gott kleidet! Irgendein Bild mußt du dir doch machen! Daß dies Promenieren, das Eislaufen und der übrige Kram nicht ewig dauern kann, das wirst du dir doch an den fünf Fingern abzählen können! Und wenn du nicht das geringste Ernsthafte in deinem Wesen hast, so werden deine sogenannten Verehrer auch endlich deiner müde werden. Was finden sie denn eigentlich an dir? Ich weiß überhaupt nicht, was ein Mann an dir besonders finden kann. Über was redet ihr denn immer zusammen? Sag mir bloß mal, über was redet ihr eigentlich immer zusammen?" — Liesel war schon längst ungeduldig geworden. „Papa, das verstehst du doch nicht!" — „Verstehst du doch nicht! Natürlich! Die übliche Antwort! Ich möchte wissen, was dabei groß zu verstehen ist. Jetzt will ich dir eines sagen: Entweder, du heiratest Peter Michel, oder, wenn du das nicht willst — gut, dann müssen wir dich anderswie beschäftigen. Dann stecken wir dich in eine Nähschule oder

du wirst Erzieherin oder sonst was. Es gibt da noch genügend Auswege. Aber das sage ich dir: irgend etwas geschieht!" — „Ich gehe nie in eine Nähschule!" sagte Liesel kurz. „Eher laufe ich euch davon." — „So! Aha! Ist ja reizend! Davonlaufen will sie uns. Ich möchte mal wissen wohin, und wovon du da leben willst! Du hast ja nichts und bist ja nichts! Zu wem willst du denn laufen?" — „Zu irgend einem von meinen Freunden," sagte sie sehr schnell, wie hingeworfen, ohne ihre Eltern anzusehen. — Große Pause. — „Also soweit ist es gekommen!" sagte ihre Mutter mit trauriger Stimme. „Soweit, daß sie nicht davor zurückschrecken würde etwas Unehrenhaftes zu tun. Liesel, Liesel; du befindest dich auf einem gefährlichen Wege: Von dort ist nur noch ein Schritt, und du —" sie brach ab und vergrub das Gesicht in ihren Händen. — „Aber dann bist du unser Kind nicht mehr!" donnerte ihr Vater, „dann bist du verstoßen von uns für immer und ewig." — Liesel war doch ein wenig erschreckt. Gereizt durch die Reden ihrer Eltern, war sie bereits auf dem Punkt gewesen, Dinge zu sagen, die eine Katastrophe herbeigeführt haben würden. Jetzt hielt sie an sich und schwieg. Es schien ihr plötzlich nicht mehr so sicher, daß ihr Vater sie schon nach acht Tagen zurückholen würde, und dann hätte sie doch zu einem ihrer Freunde gehen müssen; und wenn der sie dann satt bekommen hätte — ihr Stolz sträubte sich dagegen. — „Gut!" sagte sie nach einiger Überlegung, „dann gehe ich noch lieber in eine Nähschule!" und dachte: das ist noch lange hin.

Jetzt trat Peter ins Zimmer; er sah ohne weiteres, was da besprochen wurde, und wollte sich zurückziehen. Aber der Kantor hielt ihn fest und sagte: „Du kannst ruhig da bleiben, Peter. Was hier geredet wird, geht dich gerade so

an wie Lieſel. Alſo, um es gleich heraus zu ſagen: ſie will dich nicht!" — Peter ſtand wie mit heißem Waſſer übergoſſen. — „Ich habe meine Sachen ſchon gepackt," ſagte er dumpf. „Lieſel, du weißt, was du tuſt!" Er ſah ihr ins Geſicht, mit einem Blick, den nur ſie verſtehen konnte. Doch ſie erwiderte ihn mit einem ſorgloſen Lächeln.

Neuntes Kapitel

Peter reiste nach diesen Erlebnissen unverzüglich nach seiner Heimat. Er hätte sich unterwegs noch umsehen können, aber es fehlte ihm die Stimmung hierzu; nach Hause zog es ihn allerdings ebensowenig. Doch sehnte er sich nach Ruhe; und die hoffte er dort zu finden.

Seine Mutter war alt geworden; ihre Kräfte nahezu erschöpft. — „Deinem Vater, ich muß es dir sagen, Peter, so schwer es mir wird, geht es jetzt sehr, sehr schlimm; und das hat eine schreckliche Ursache. Tante Olga hat ihm kürzlich mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen, nicht um ihn zu töten, sondern um ihn munter zu machen, wie sie später sagte. Das hat dem armen Mann natürlich für immer geschadet. Es ist zum Herzzerbrechen, seine stummen Blicke anzusehen, und ich mache mir Tag und Nacht Vorwürfe, daß ich oft so heftig gegen ihn war. Tante Olga ist sogleich in das Irrenhaus geschickt. Es hielt schwer, sie dort hineinzubringen. Doch fühlt sie sich jetzt da sehr glücklich!"

Peter sah seinen Vater: er saß hinter dem Ofen, nickte mit dem Kopfe und machte Bewegungen, wie ein Schuster bei der Arbeit.

Er strich nun ganze Tage allein durch die Felder, legte sich ins Korn und wünschte, er könne immer so liegen blei-

ben. An die Erlebnisse der letzten Zeit dachte er mit einer inneren Stumpfheit.

„Peter!" sagte eines Tages seine Mutter. „Mit Besorgnis denke ich an die Zukunft. Deine Tante sitzt im Irrenhaus und muß von uns erhalten werden, dein Vater ist unfähig, Geld zu verdienen — wir müssen ihn ebenfalls erhalten — und es ist gar nicht abzusehen, was es einmal für ein Ende mit ihm nimmt. Du selbst hast dein kleines Einkommen, mit dem du eben knapp genug auskommst. Wir alle leiden am Nötigsten, am Geld! Ich habe mir seit langem überlegt, wie wir uns das Leben leichter und erträglicher machen könnten, und ich kam jedesmal zu dem Resultat: ‚Peter muß eine gute Heirat machen.' Sieh, mein Sohn — glaube nicht, daß ich dich irgendwie bestimmen will — verbrannte Kinder scheuen das Feuer! — aber hinleiten möchte ich dich doch wenigstens darauf. Deine Liesel will dich nicht, das haben wir nun gesehen — und ich kann wohl sagen, und du wirst mir beistimmen: ‚Gott sei Dank!' Ich meine, das Beste ist, du siehst dich hier bei uns ein wenig um. Es sind unter uns manche wohlhabende Leute mit netten Töchtern. Es kann dir nicht schwer werden zu gefallen: du bist Lehrer an einer hohen Anstalt; wie manche Eltern wären froh, einem solchen ihre Tochter zu geben! Jeder Mensch hat das Streben nach Bildung, nach etwas Höherem. Hier draußen auf dem Lande ist man sozusagen entfernt von den Städten und vom Luxus und von Raffinements, und wie die Fremdwörter alle heißen. Die Mädchen sind hier einfach und anspruchslos geblieben. Nächste Woche ist bei Schulzens Hochzeit; da mache dich einmal etwas beliebt bei den jungen Mädchen! Wie ich deinen Vater heiratete — —" aber Peter fiel ihr ins Wort, ungeduldig und nervös, wie es sonst nicht seine Art war. „Ich

kann ja hingehen!" sagte er, „wenn mir eine gefällt und sie mich will, so kann ich sie ja nehmen!" — Er dachte gar nicht an die Möglichkeit und antwortete seiner Mutter nur, um die Unterhaltung zu beenden. Und es kam genau, wie er vermutet hatte: er fand die Mädchen bäurisch und abscheulich und benahm sich so unhöflich, fast hochmütig, daß man ihn allgemein für einen eingebildeten Menschen erklärte und ihm dies auch ins Gesicht sagte. Er wiederum, dem die Erinnerung an die schlanke Liesel, an die schimmernde Ottilie in der Seele stand, erwiderte ihre Grobheiten durch ausfallende Redensarten, welche durchblicken ließen, er sei andere Damen gewöhnt als diese hier. Da fielen die Brüder der Beleidigten über ihn her, es entspann sie eine regelrechte Keilerei, bei der Peter den kürzeren zog und hinausgeworfen wurde. Frau Michel aber verfiel in einen Weinkrampf. Am nächsten Morgen packte Peter seine Sachen und reiste ab. In einer letzten Unterredung sagte er zu seiner Mutter, nun sei alles aus, und er werde nie zurückkehren. Sie schalt ihn in den härtesten Ausdrücken, nannte ihn feige, herz- und ehrlos. Dabei erhöhte sie ihre Stimme in einem Maße, daß ihr Mann, der von dem Vorgang nichts begriff, mit den Armen heftig schusterte. — „Sieh diesen hier!" rief sie und zog ihren Sohn zu ihm hin, „und sage mir noch einmal, was du gesagt hast!" Peter starrte mit Widerwillen auf seinen Vater: Dieser alte, blödsinnige Mann mit den verfallenen Zügen hatte nichts mehr gemeinsam mit dem Bilde, das er aus seiner Kindheit von ihm in sich trug. „Sieh auf ihn hin!" rief Frau Michel und zerrte ihn aufs neue. — Er machte sich heftig los von ihr: „Hättest du ihn besser behandelt, so wäre es nie so weit mit ihm gekommen!" stieß er fast zornig hervor. — „Ich ihn schlecht behandelt!" rief sie

ächzend; „ich ihn schlecht behandelt! Peter, du bist nicht allein herzlos und undankbar: du bist dumm!"

Peter hatte jene Worte ohne Überlegung gesprochen; er suchte nach einem Ausweg für seinen Ärger über diesen Auftritt und für das irritierende Gefühl seinem Vater gegenüber. Aber ihr letztes Wort traf ihn doch, und nun blieb er bei seiner Behauptung: Es fiel ihm ein, daß seine Mutter ihm ja selbst gesagt hatte, sie habe ihren Mann nie recht verstanden, und sie klage sich ihrer Härte wegen an. Dies warf er ihr nun ins Gesicht. — Hierauf war Frau Michel nicht gefaßt gewesen: sie sprang auf und kam ihrem Sohne mit geballten Fäusten entgegen: „Rabenkind!" rief sie; „Rabenkind! Mir so die Worte zu verdrehen, nur damit du recht behältst, einerlei ob du damit Schande über mich ausgießt! Stell dich hierher; hierher!!" Sie deutete mit steifem Finger dicht vor sich. Er näherte sich zögernd. „Sieh mir in die Augen. So. Jetzt sage mir: Wodurch ist dein Vater in das Unglück gekommen?" Peter schwieg. „Antworte!" schrie sie. — „Weil — weil Tante Olga ihn mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen hat." — „So. Und das wußtest du, und wirfst mir die Schuld an dem Unglück vor?" — Ehe Peter noch etwas weiteres denken konnte, fühlte er einen lauten Knall an seiner Backe. — „Nun marsch! Packe dich auf dein Zimmer und reise ab. Und das sage ich dir: Von heute ab wohnt dein Vater nicht mehr bei mir. Er kommt in dieselbe Anstalt, wo Tante Olga ist. Du sollst mir nicht die Schuld vorwerfen können, wenn er stirbt. Dort mag er sich dann wohler fühlen als hier bei mir;" — sie drehte sich zornig nach ihrem Manne um, der lautlos die Arme auseinander warf und wieder schloß, in fortwährendem Wechsel. — Peter schlich hinaus, blieb auf dem kleinen Vorplatz stehen und trat endlich in

den Garten. Nun ist alles aus, dachte er. Dann ging er wieder ein paar Schritte und pflückte endlich eine Rose, die er ins Knopfloch steckte. Nun ist alles aus; dachte er noch einmal. Und dann wurde er dunkelrot und überlegte, daß er ein erwachsener Mensch sei, und daß seine Mutter nicht das Recht habe, ihn zu schlagen. Aber Adieu sage ich ihr nicht! — Und als Frau Michel eine Stunde später unruhig in sein Zimmer trat, war es leer und seine Sachen fort. Da legte sie sich auf sein Bett und weinte. Sie klagte sich an, zu heftig gegen ihr Kind gewesen zu sein, sie würde es nie wiedersehen, die Leute würden mit Fingern auf sie zeigen, man würde ihr die Schuld an dem Unglück ihres Mannes beimessen. Wie war denn Peter darauf gekommen, das so ganz selbstverständlich zu sagen, wenn es nicht auch andere behaupteten? Hatte sie es ihm nicht selbst gesagt? Hatte sie am Ende wirklich die Schuld? Diese Frage peinigte sie nun Tag und Nacht. Das Zusammenleben mit ihrem Manne fing an sie zu bedrücken, und schließlich nahm es fast grauenhafte Formen an.

Dies begann eines Abends, als sie im Dunkeln heimkehrte und die Lampe anzündete. Da starrten seine Augen in der plötzlichen Helligkeit so seltsam fremd zu ihr hinüber, daß sie unwillkürlich einen Schrei ausstieß; und sie gebrauchte eine Zeit, sich frei zu machen von einer ihr selbst unklaren Angst und Unruhe. — Die Absicht, ihn in ein Irrenhaus zu geben, hatte sie nie ernstlich gehabt. Solange sie selbst am Leben war, sollte er nur von ihr gepflegt werden. Seine lautlosen, phantastischen Armbewegungen stellte er mit der Zeit gänzlich ein, und von nun ab saß er regungslos wie ein Toter. Aber seine Augen blickten sie so unheimlich-rätselhaft-scheintot an, daß sie es vermied, ihn anzusehen. Am Tage ertrug sie diesen Zustand eher,

aber des Abends machte es sie so ruhelos, daß sie es schließlich nicht mehr aushielt und fortan bei Einbruch der Dämmerung das Nachbarzimmer bezog. Aber auch dieses ging nicht auf die Dauer. Denn das Zimmer nebenan, in dem ihr Mann in der Dunkelheit saß, erschien ihr wie eine Totenkammer, es kostete sie jedesmal eine Überwindung hineinzugehen, und wenn sie dann eintrat, so sah sie ihn dort aufgerichtet, starr, den geraden Blick genau auf sie geheftet. Und solche Momente dünkten sie noch schrecklicher als ein dauerndes Beisammensein. Was wollten seine Blicke? Waren sie tot, oder lag in ihnen etwas, dem er sonst keinen Ausdruck zu geben vermochte? Waren sie eine fortwährende stumme Anklage? daß sie ihn ins Unglück getrieben hatte, daß sie ihm den Sohn geraubt? — Zuweilen warf sie einen Gegenstand laut in eine Ecke, nur um seine Augen von sich abzuziehen; und er wandte den Kopf langsam von ihr fort. Dann blickte sie verstohlen von ihrer Arbeit auf, und er saß noch immer in derselben abgewandten Stellung; darauf sah sie abermals auf ihre Arbeit nieder, bis sie fühlte, wie seine Augen wieder auf ihr ruhten. Dann wiederholte sie die Sache mit derselben Wirkung. Aber das Mittel erschöpfte sich, und sie mußte sich nach einer anderen Ableitung umsehen. Sie gab ihm Nadel und Zwirn in die Hand und ein großes Tuch, und das durchnähte er nun vollkommen. Aber auch dieses war nichts für die Dauer. — Schließlich verfiel sie auf ein Mittel, seine Blicke von sich abzuwenden, das ihr anfangs grausam schien, aber das ihr dann einige Erleichterung verschaffte, indem es ihre Angst verminderte und den Kranken nicht zu beunruhigen schien: sie verband ihm beide Augen mit einem großen, grauen Tuche, das sie ihm nur am Tage abnahm. — Hundertmal fragte sie sich, zu welchem

Zwecke sie ihren Mann täglich an- und auskleide. Jede körperliche Berührung mit diesem Schein-Lebendigen war ihr allmählich wie die mit einem Toten geworden, und wenn sie so an ihm beschäftigt war und er sie mit seinen seltsam schwimmenden Augen anblickte, und jede, auch die kleinste Bewegung bei äußerlicher Teilnahmlosigkeit und Stumpfheit zu bemerken schien, da überkam sie stets ein Grauen; ihr war, als ob ein fremdes Wesen in dem toten Körper ihres Mannes wohne, ein ferner, drohender Dämon, der jeden Augenblick hervorbrechen könne.

So saß sie auch eines Abends wieder bei ihrer Arbeit und dachte ihres fernen Sohnes, von dem sie seit seiner Abreise nichts vernommen. Bald nach jenem Auftritte hatte sie ihr Herz der alten Freundin, der Schulzenfrau, ausgeschüttet, und diese hatte ihr mit vielen Gründen klar gemacht, daß es eine Erniedrigung für sie sei, dem Sohne die Hand zu reichen. Es sei an ihm, den ersten Schritt zu tun. Jetzt sehnte sie sich nach ihm. Könnte sie doch alles ungeschehen machen! Wie oft hatte sie sich ausgemalt, nach dem Tode ihres Mannes zu ihm zu ziehen, das einzige, was sie auf der Welt noch hatte! Und nun war sie für unabsehbare Zeit gebunden an das Leben dieses Toten, mit dem sie Wohnung und Lager teilen mußte! — Fast unwillkürlich blickte sie auf, im selben Augenblick aber stieß sie einen Schrei aus, denn seine Augen ruhten voll und schrecklich in den ihren. Die Binde war ihm von der Stirn gefallen und bedeckte Mund und Kiefer. Sie wich zur Tür zurück: „Was willst du von mir?" rief sie zitternd. Aber er blieb regungslos, sein stiller Blick schien durch sie hindurch zu gehen. Im nächsten Augenblick hatte sie die Tür aufgerissen, und dann war sie draußen. Dort stand sie eine

ganze Weile, vereist vor Schrecken. Sie horchte. — Totenstille. — Ob er sie wohl durch das Holz anblickte? Vorsichtig und langsam zog sie sich von der Tür zurück. Jetzt schlich sie auf den Zehen die Treppe hinunter, klopfte drüben am Schulzenhaus und bat ihre Freundin, etwas zu ihr hinüberzukommen, es sei heut abend gar so einsam. Diese ließ sich nicht lange bitten. Vor der Zimmertür hielt Frau Michel einen Augenblick inne, dann öffnete sie und ließ die Schulzenfrau zuerst eintreten. — „Was hat dein Mann denn für einen Maulkorb um?" fragte sie sogleich. — „Ja, er hat manchmal sonderbare Einfälle!" erwiderte Frau Michel mit gezwungenem Lachen, indem sie langsam auf ihren Gatten zutrat, ihm das Tuch abnahm und sich wunderte, wie leicht ihr das wurde. Sie machte sich nun viel an ihm zu schaffen, legte ihm ein Kissen unter den Kopf, faltete ihm die Hände oder wischte ihm den Mund ab. Als sie dann wieder mit ihm allein war, brachte sie ihn zu Bett und legte sich erschöpft und matt aufs Lager. Seine Atemzüge waren gleichmäßig und ruhig; anfangs blinzelte sie durch das Dunkel zu ihm hinüber; aber er regte sich nicht, und da sie sein Profil sah, wußte sie, daß er sie nicht anblicken konnte. Als ihr dann sein Schnarchen verkündete, daß er eingeschlafen war, da war ihre Ruhe völlig wiedergekehrt, und sie selbst würde Schlaf gefunden haben, hätte sie ihre Selbstvorwürfe beseitigen können. Doch verließ sie der Gedanke nicht mehr, daß sie an dem Unglück ihres Mannes schuld sei. Das untergrub ihre Gesundheit und allmählich auch ihren Geist. Sie hatte schlaflose Nächte und ruhelose Tage und wünschte sich oft den Tod. Nur der Gedanke, daß ihr Mann sie brauchte, und daß sie durch aufopfernde Pflege etwas von dem, was sie verschuldet, wieder gutmachen könne, hielt sie aufrecht.

Peter war inzwischen an sein Gymnasium zurückgekehrt. Er sah Frau Ottilie in demselben hellgestreiften Sommerkleide wie damals, als sie ihm über die goldige Höhe entgegenschritt. Sie stand im Garten, hob und senkte den Oberkörper und warf in Pausen die Arme leicht nach vorwärts, die ein dunkles Paket im flachen Bogen bald zu empfangen, bald von sich fortzuschleudern schienen. Als er näher kam, sah er, daß es eine Schaukel war, und in der Schaukel saß der Marel, ihr ältestes, jüngstes und einziges Kind. Wie sie ihn gewahr wurde, ließ sie die Schaukel fahren, und trat an das Gitter.

„Nun, Herr Michel," rief sie in aufrichtigster Freude, „sind Sie endlich wieder hier? Wie ist es Ihnen gegangen?" fügte sie leiser hinzu, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte. — Wie stand sie dort, hochgewachsen, voll, mit runden Schultern und gewölbtem Busen! Ihr Gesicht schien eine einzige Harmonie, ihre Stirn spannte sich breit und eben, ihre Augen blickten voll und klar unter den frauenhaften Brauen, ihr Mund wölbte sich reif und blühend, und die Farbe ihrer Haut war von der Schönheit einer Frucht, durchglüht von einem sanften Rot, überschimmert von einem samtweichen Schmelz. — „Nun?" fragte sie. — Und er hatte sich vorgenommen, so fest und männlich vor sie hinzutreten und ihre Fragen mit einigen Worten abzutun, und jetzt stand er da und fand nicht ein einziges! — „Meine Mutter läßt Sie grüßen," sagte er endlich. Sie sah ihn überrascht an. Im Augenblicke hatte sie begriffen, daß alles anders gekommen war, als sie gehofft hatte; aber sie fühlte, daß hier nicht der richtige Moment war, darüber zu reden, deshalb lud sie ihn für einen Abend ein. — Als Peter allein war, ärgerte er sich. Wie dumm hatte er sich wieder benommen! Sie hatte ihn so

angeschaut, als sei ihr nichts von seinem Innern verborgen, und das verletzte sein Selbstgefühl. Hatte er denn nicht etwa ein großes Erlebnis hinter sich? Wenn er ihr nun das einmal mit klaren Worten erzählte, würde sie ihn dann noch so ansehen? — Und jene Szene mit der Mutter: War er nicht höchst männlich abgereist?! — „Ich gehe nicht hin!" sagte er entschlossen. Aber als der Abend kam, da ging er doch, und als er das Haus wieder verließ, da war er ebenso gefangen von Frau Ottilie wie jemals. Über seine Erlebnisse hatte er nur das Notdürftigste mitgeteilt, den Mißerfolg beim Liesel und den Plan seiner Mutter ihn zu verheiraten: Da sei er aber nicht drauf eingegangen! Ihr entging nicht, daß irgend etwas zwischen ihn und sie selbst getreten war. „Sind Sie nun sehr traurig?" fragte sie. — „Oh, nein, im Gegenteil." Im selben Augenblick, wo er dieses halb in Trotz, halb in Verlegenheit sagte, fühlte er sich plötzlich ganz verlassen. Hier verleugnete er seine Liebe, und dort wies er sie von sich. — Er ist doch noch recht jung! dachte Frau Ottilie, aber sie hatte ihn nur um so lieber.

Allmählich kehrte bei Peter die alte Natürlichkeit wieder; er interessierte sich für die neuen Strümpfe, die sie dem Marel strickte, und bewunderte eine kleine Bleistiftzeichnung, die er entdeckte, und die den Marel als ganz kleines Kind darstellte. Sein dicker Kopf mit den geschlossenen Augen hob sich etwas mohrenhaft aus den weißen Kopfkissen und Decken. „Das war damals, als ich noch so jung war!" sagte sie. „Ich hatte erst gerade angefangen mit Zeichnen." — Sie holte vom Schreibtisch ihres Mannes ein anderes Bildchen, das in Öl gemalt war und den Marel in seinem jetzigen Zustand darstellte. „Das ist schon viel besser!" sagte sie und hielt es prüfend in Armeslänge

von sich. — „Haben Sie denn diese Bilder gemalt?" fragte Peter ganz erstaunt. — „Ja, natürlich!" antwortete sie. „Ist das so etwas Sonderbares?" Peter sah sie beinah bestürzt an. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er mit jemand zusammentraf, der malen konnte, richtig malen. Früher hatte er bei einem Bilde nie weiter darüber nachgedacht, wie es entstanden sei, und ein Maler war ihm so unerreichbar wie der liebe Gott, der die Blumen schafft. — „Können Sie mich auch einmal malen?" sagte er endlich und fand seine Frage eigentlich zu kühn. — „Gewiß! Wenn Sie Zeit haben und mir sitzen wollen, will ich Sie gerne malen; aber es dauert ziemlich lange!" — Und so wurde Peter wirklich gemalt. Täglich wanderte er auf eine Stunde hinüber in das Rektorhaus, wo Frau Ottilie im oberen Stockwerk ein kleines Stübchen hatte, das ein wenig wie ein Atelier eingerichtet war. Zunächst machte sie einige Bleistiftskizzen von ihm, die sie ihm sämtlich verehrte, da er sie darum bat, als er sah, wie sie sie vernichten wollte, und die er sich nun alle in sein Zimmer nagelte. Und dann wurde er gemalt — regelrecht gemalt, und er sah von Tag zu Tag mit Staunen, wie das Bild mehr und mehr seine Züge annahm. Nur eines hätte er anders gewollt: die Art der Farben. Sie malte ihn in Pastell, während er fand, daß ein „richtiges" Bild in Öl gemalt sein müsse. Aber sie sagte, jene andere Art eigne sich besser für seinen Kopf. Dagegen durfte er nichts einwenden. Und es war ihm ein hebender Gedanke, daß er sich besser für Pastell eigne.

Sie hatte seinen etwas breiten Kopf genau von vorn genommen. Seine Augen blickten, ohne auf einen festen Gegenstand zu schauen, wie aus einer Dämmerung in die Weite, sein Mund war geschlossen und gab dem Gesichte

eine halb resignierte, halb trotzige Festigkeit, die nicht recht übereinstimmte mit dem verlorenen Ausdruck seiner Augen und dem weichen, etwas auf die rechte Schläfe herabfallenden braun-blonden Haar. Seine Stirn war breit und schollenstark wie die seines Großvaters. Zu ihr paßten auch die nicht fein geformten Ohren, die in Wirklichkeit etwas weiter vom Kopfe abstanden als auf dem Bilde. Die Nase war Frau Ottilie nicht ganz gelungen. Sie war für sie der technisch schwierigste Teil des Bildes, weil hier Form und Verkürzung einen so heftigen Streit miteinander führten. Und Peters Nase war so merkwürdig! Oft schien sie breit, oft schmal. Immer wieder änderte sie, verbesserte sie an ihr und vertiefte sich so gänzlich in ihr Studium, daß sie darüber den ganzen Peter vergaß. Einmal warf sie die Kreide mit einem „Kreuzdonnerwetter" in die Ecke und sah dann ganz erschrocken auf ihn, der sie nicht minder erschrocken anblickte. — „Papa war noch viel ärger!" sagte sie lächelnd; „wenn ihm etwas nicht gelang, so riß er zuweilen das ganze Bild mitten durch. Sehen Sie, so:" Sie nahm die Pappe von der Staffelei und schob die Kanten zwischen die beiden inneren Flächen ihrer Hände, als wollte sie sie zusammenbiegen. Mit lautem Krach war Peter von seinem erhöhten Sitz herabgesprungen, auf sie zugestürzt und hatte ihr den Karton aus der Hand gerissen. „Um Gottes willen!" rief er. „Das dürfen Sie nicht!" — Es kostete viel Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß sie es ja nur im Scherz gemeint habe. Er wollte ihr das Bild gar nicht wiedergeben, er wollte es so wie es war mit nach Hause nehmen und es ihr aus sicherer Entfernung abkaufen. — „Sie sind ja viel schlimmer als ich!" entgegnete sie lachend. „Sehen Sie, da haben Sie den ganzen Peter Michel auf Ihrer Weste!" Er hatte das Bild in der Auf-

regung gegen seine Brust gedrückt und war nun voller Farbenspuren. Aber es zeigte sich, daß doch nicht soviel verdorben war, als er befürchtete. — Die Nase wurde nun so gut es ging vollendet. Peter saß regungslos und blickte unverwandt auf Frau Ottilie. Diese hob und senkte langsam den schönen Kopf, wieder in ihre Arbeit vertieft. Endlich legte sie die Kreide mit einem Seufzer hin: „So. Besser kann ich es nun nicht machen. Kommen Sie morgen noch einmal und übermorgen, da wollen wir das Ganze überarbeiten." Er wußte nicht, was sie damit meine, und sie erklärte es ihm, indem sie zum Vergleich die Musik heranzog; wie man zum guten Vortrag viele Übung nötig habe, aber wenn man vor das Publikum träte, so dürfe man diese mühsame Arbeit nicht mehr bemerken; und so sei es auch mit ihrem Bilde, das noch zu viel Fingerübung enthalte und die Verbindung des einen mit dem andern noch vermissen ließe. — So kam der letzte Tag heran; das Bild wurde vollendet, und die schönen Stunden hatten ein Ende. Als sie ihr Werk noch einmal halb zufrieden, halb unzufrieden mit dem Originale verglich, da bemerkte sie plötzlich, daß sie einen großen Fehler gemacht hatte: das linke Auge hatte sie um eine Linie höher gesetzt als das rechte, während bei Peter in Wirklichkeit das Umgekehrte der Fall war. Sie starrte ihn ganz erschrocken an. Peter trat vor das Bild, fand alles in schönster Ordnung und die Ähnlichkeit vollkommen. — „Sie haben gut reden," sagte sie. „Wenn Sie sich in den Spiegel sehen, dann sehen Sie natürlich die Stellung Ihrer Augen wie auf meinem Bilde. Aber in Wirklichkeit ist es anders. Ach Gott, das ist zu fatal! Soll ich nun noch einmal die ganze Geschichte ändern?" Aber Peter beschwor sie, alles zu lassen, wie es war. Und sie ließ es wirklich. „Vater würde mich schelten,"

sagte sie. — „Ich denke, der zerriß immer alles?" fragte Peter, einen Teekuchen kauend, wieder von seinem erhöhten Sitz herab mit runden Augen zu ihr hinübersehend. — „O nein," sagte sie schnell und wie berichtigend. „Das tat er nur manchmal, wenn er in schlechter Stimmung war. Peter, Sie sitzen da oben wie ein Pascha!" Er errötete über und über. Es war das erstemal, daß sie ihn beim Vornamen nannte. — Dies war ihr ganz ohne Absicht entschlüpft; sie merkte es erst an seiner plötzlichen Verlegenheit. — Er war doch eigentlich wie eine Art jüngerer Bruder; sie empfand die Anrede ganz natürlich. Anderseits aber sagte sie sich sofort, daß sie sie aus Rücksicht auf ihren Mann und ihre Stellung nicht einführen dürfe. — „So. Was machen wir nun mit dem Bilde?" fragte sie, indem sie es aufnahm und in eine andere Beleuchtung gegen die Wand lehnte. „Wollen wir es einrahmen und ins Lehrerzimmer hängen?" Peter nahm diesen Spaß für Ernst und protestierte entrüstet dagegen. — „Ja, wem wollen wir es dann geben? Abkaufen sollen Sie es mir nicht; eher schenke ich es Ihnen; aber ich möchte es am liebsten behalten; ich glaube, es ist meine beste Arbeit." Dann blickte sie wieder auf das Bild und rief plötzlich: „Nein, es ist doch schlecht. Da, nehmen Sie es!" Peter stand ganz verblüfft über diese Wendung, aber sie schob ihm das Bild auf den Arm. — „Das nächstemal male ich Sie besser, das sollen Sie schon sehen!" Aber das Bild bekommen Sie dann nicht!" — „Wann?" fragte er. — „Wann ich Sie wieder male? Ja, das weiß ich jetzt noch nicht. Aber gemalt werden Sie sicher noch einmal von mir!" — Peter zog mit dem Bilde ab und genoß für einige Minuten das Vergnügen, daß Leute, welche ihn nicht kannten, ihn für einen Maler hielten und ihm nachsahen.

So floß die Zeit dahin. Mit seiner Mutter versöhnte er sich wieder; und zwar war sie es, die den Anfang machte. Er hatte oft den Wunsch gehabt, ihr zu schreiben, aber jedesmal überlegte er sich, daß er es nicht dürfe. Damals hatte er eine Ohrfeige bekommen und war ausgewiesen; wenn sie ihn jetzt wieder haben wollte, so mußte sie ihm schreiben. Und so geschah es eines Tages. Sie bat ihn förmlich um Verzeihung. Ihre Schriftzüge waren matt und unsicher, an einzelnen Stellen aufgeregt und herausfahrend aus dem Zusammenhang. Da erfuhr er denn das ganze Elend, das sie zu Hause durchmachte. Er schrieb sofort einen langen Brief zurück, in dem er das Vergangene ganz flüchtig berührte und das Gegenwärtige eingehend besprach. Insbesondere erörterte er die Frage, ob es denn nicht anginge, seinen Vater in die Anstalt zu schicken. Er würde sehen, noch mehr Privatstunden zu bekommen und ihr mehr Geld zuschicken als gewöhnlich. Vielleicht würde man ihnen die Kosten auch billiger berechnen, da ja bereits Tante Olga dort sei. —

So geschah es denn eines Tages wirklich, daß sein Vater in die Anstalt überführt wurde. Frau Michel fühlte ihre Kräfte nicht mehr der Aufgabe gewachsen, ihren Mann zu pflegen. Ihres Sohnes Brief und die dringenden Bitten ihrer Bekannten gaben endlich den Ausschlag. Herr Michel war im Laufe der Zeit sehr dick und aufgeschwemmt geworden und ließ sich nur mit Mühe vom Fleck bewegen. Seine Frau leitete selbst die Überführung. Am letzten Tage kamen noch einmal sämtliche Freunde des Hauses, alle in schwarzen Röcken, und nahmen Abschied. Frau Michel hatte ein kleines Essen veranstaltet, bei dem man in stillschweigender Übereinkunft ihrem Manne den Ehrenplatz zuwies. Rechts und links von ihm prangte

ein großer Blumenstrauß. Sie saß an seiner Seite und schnitt ihm das Essen vor, das sie ihm mit den Fingern in den Mund schob. Dann erhob sich der Schulze und hielt eine kleine Rede, die er weniger an Herrn Michel als an dessen Frau richtete, und die auch von ihr erwidert wurde. Hierauf vereinigte man sich in einem Trunke auf das Wohl des Hausherrn, der die Heimat verließ — vielleicht um nimmer wiederzukehren. Alle hatten sich erhoben; nur Herr Michel saß am Tische. Seine Frau füllte ein Glas mit Wein und gab ihm dies in die Hand. Das hielt er nun halb ausgestreckt wie ein Leuchterarm, gravitätisch ins Leere starrend. Man stieß rechts und links mit ihm an, so zart und leise, daß er keinen Tropfen verschüttete. Dann traten die Herren einer nach dem andern zu ihm hin, drückten ihm die Hand — der Pastor segnete ihn ein letztes Mal — und verließen still das Haus. Der Wagen hielt bereits, Herr Michel wurde halb hineingeschoben, halb getragen, seine Frau stieg ein, und fort ging es, zum Dorfe hinaus. Die Herren in den schwarzen Röcken sahen ihnen noch nach, bis sie hinter der großen grauen Kirchhofsmauer verschwanden.

Bald darauf erhielt Peter von seiner Mutter einen Brief: es sei nun alles überstanden, sein Vater wäre in der Anstalt. Er habe nicht einmal beachtet, daß sie ihm Lebewohl gesagt und zum Herzbrechen geweint habe; sie glaube, er würde gar nicht merken, daß er unter fremden Leuten sei. Sie habe bei der Gelegenheit auch Tante Olga sehen wollen, aber der Doktor habe ihr davon abgeraten, weil sie durch die letzten Erlebnisse mit ihrem Mann zu angegriffen sei und dieses Wiedersehen einen neuen Nervenschlag für sie bedeute. So habe sie denn nur durch einen Türspalt in den Saal hineingesehen, und sie habe

ihre Schwägerin erblickt, umgeben von einem Kreis von Frauen mit stieren Augen, denen sie irgend etwas auseinandersetzte. Da habe die Tante einen langen Hals gemacht, und da habe die ganze Schar nach der Tür gespäht, und da habe sie Angst bekommen und die Tür schnell zugeschlagen.

Peter Michel war musikalisch. Frau Ottilie entdeckte es. Sie bestand darauf, daß er Unterricht nähme. Anfangs sträubte er sich, da ihm der Gedanke beunruhigend war, etwas zu tun, das so auffallend war, durch das er etwas von sich selbst veräußere. Aber es gelang ihr, seine Bedenken zu überwinden, nicht zum mindesten dadurch, daß sie ihm in Aussicht stellte, wieviel Schönes sie dann zusammen genießen könnten, und wie er ihr helfen könne, neues Schönes kennen zu lernen, indem er sie beim Gesange begleitete. Und er war in einem halben Jahre wirklich so weit, daß er leichte Sachen vom Blatt abspielen, schwerere sich einlernen konnte. Als er ihr sein erstes Stück vortrug, war er so verwirrt, daß seine Hände zitterten und seine Schläfen klopften. Später wurde er durch Gewohnheit kühner, und schließlich konnte es vorkommen, daß er sich unaufgefordert ans Klavier setzte, um ihr etwas vorzutragen. — Frau Ottilie hatte eine schöne, nicht sehr große und nicht sehr geschulte Stimme. Aber sie sang mit Liebe. — So verbrachten sie viele Monate, und Peter lernte ein tüchtiges Stück Musik kennen. — Manchmal lud ihn der Rektor zusammen mit anderen Kollegen ein, und dann bildeten ihre Vorträge den Mittelpunkt des Abends. — Jene Herren hatten nicht die richtige Art, mit Frau Ottilie umzugehen. Der eine wollte mit ihr über das Erhebende in der Kunst reden, der andere über die Frage,

ob das Gold oder das Eisen mehr Schaden in der Welt gestiftet habe, der dritte brachte ein Album mit seinen sämtlichen Verwandten herbei, deren Verhältnis zueinander er mit Geduld und Energie explizierte, bloß weil sie einmal gesagt hatte, sie könne sich in seiner Familie nicht durchfinden. Ab und zu erklärte wohl auch einer der Oberlehrer, er wolle mal seine Stimme hören lassen, trat auf das Klavier zu, hob und teilte langsam die Rockschöße, ließ sich auf den runden kleinen Stuhl nieder und begann, die nasse Zigarre aus dem Munde legend, ein deutsches Bier- und Eichenlied. Dann blickte Frau Ottilie wohl verstohlen zu Peter hinüber, und ihn erfüllte dieses stille Einverständnis so über alle Köpfe hinweg mit einer spannenden innerlichen Freude.

Doch dann kam eine Zeit, wo er glaubte, Frau Ottilie habe keine Lust mehr an der Musik. Sie hörte plötzlich mitten im Gesange auf, sagte, Musik sei doch im Grunde nicht die rechte Kunst, und lehnte ihren Kopf auf beide Ellbogen, die sie auf die dunkle Platte stemmte. Da wußte er dann gar nichts zu erwidern. Sie wurde zerstreut und blickte oft verträumt in eine Ecke, ohne daß er sie zu fragen wagte, an was sie denke. Sie wurde weicher in dem Vortrage ihrer Lieder, die sie aber nicht mehr so häufig sang wie früher. Es fehlte die unmittelbare Frische, die sonst ihr ganzes Wesen ausströmte. Sie wurde in ihren Bewegungen lässiger, und es schien Peter, als ob sie auch in ihrer Kleidung nicht mehr dieselbe Sorgfalt zeige wie früher.

Eines Abends — es war mitten im Juli — f er sie allein am Tische sitzend. Die Fenster waren weit geöffnet, ein warmer Rosenduft schlug herein, draußen an dem schwülen Abendhimmel zuckte fernes Wetterleuchten, und

ein Heimchen schrillte ununterbrochen, wie rasend, sein Nachtlied. — Frau Ottilie trug ein Kleid, das ganz aus feinen weißen Schleiern zu bestehen schien. Ihre Haare waren wirr, ihre Hände feucht, und in ihren heißen Augen lag es wie müdes Verdursten. Sie erhob sich nicht, sondern reichte ihm nur die Hand. „Sind Sie krank?" fragte er besorgt. Sie lächelte und schüttelte den Kopf. — „Doch, doch!" sagte er, indem er ihr ernst ins Gesicht schaute, „ich habe es schon lange bemerkt! Sagen Sie es mir doch!" setzte er treuherzig hinzu. — „Nein — Peter," antwortete sie — es war das zweitemal, daß sie ihn mit Vornamen anredete —, „ich bin gewiß nicht krank. Gehen Sie nur jetzt nach Hause, damit Sie das Gewitter nicht noch im Freien überrascht." — Peter stand unschlüssig, während sie ihm ihre Hand zum Abschied reichte. Da trat der Rektor ein. „Ah!" sagte er, erstaunt, Peter hier zu finden: „Herr Michel, machen Sie mal schnell, daß Sie nach Hause kommen. Draußen fallen schon die ersten Tropfen!" — Jetzt erhob sich ein Wind und trieb einen feinen Staub ins Zimmer. Der Rektor schloß die Fenster, gegen die im nächsten Augenblicke schwere Tropfen klatschten. „Ja, nun müssen Sie doch wohl hier bleiben," meinte er zögernd. Aber Peter wurde plötzlich sehr tätig und dankte auf das entschiedenste. Der Rektor drückte ihm einen Schirm in die Hand und rief ihm noch nach, er möchte trocken nach Hause kommen. — „Hast du ihm etwa irgendwas gesagt? Er sah so verstört aus!" fragte er seine Frau. „Nein!" sagte sie. Dann schwieg sie einen Augenblick sinnend und setzte lächelnd hinzu: „Übrigens hätte ich es ihm wohl sagen können." — „Aber Ottilie!"

In den nächsten Tagen wurde Peter nicht mehr empfangen. Man sagte ihm, Frau Ottilie sei krank, und nicht

lange Zeit darauf verkündete der Rektor im Lehrerzimmer: „Meine Herren, ich habe Ihnen zu vermelden, daß mein Stammbaum sich um einen Sprößling vermehrt hat, und daß Sie als Kavaliere galant gegen den kleinen Sprößling zu sein haben, da er weiblichen Geschlechtes ist!" — Peter kam diese Nachricht gänzlich unerwartet. Da er sich sehr von den Lehrern zurückhielt, so hatte er auch nie gehört, daß dies Ereignis seit einiger Zeit allgemein vorausgesehen war. — Bald darauf hatte er das Glück, Ottilie sehen zu dürfen. Die Lehrer gaben ihre Karten ab, und sie hatte ausdrücklich die Weisung gegeben, Herrn Michel, wenn er käme, vorzulassen. Ihr Mann fand das unschicklich, zumal er ein so junger Lehrer sei und nicht einmal der älteste Professor vorgelassen war. Aber der Arzt flüsterte ihm zu, er dürfe ihr nicht zuwider sein. Und Peter kam an einem schönen Augustmorgen. Die gelben Vorhänge waren heruntergelassen; draußen glühte die Sommersonne, und drinnen herrschte gedämpftes, tiefes, goldenes Licht und eine schweigende Ruhe, die durch das ferne Summen auf dem Schulhofe noch vermehrt wurde. Undeutlich gewahrte er sie in der dämmernden Ecke in einem großen Ruhebette, welches an den Seiten halb verhangen war. Sie erkannte ihn sogleich und streckte ihm langsam den halb entblößten weißen Arm entgegen. Ein feiner Dunst ihres warmen Frauenkörpers umschwebte ihn, vermischt mit dem Dufte des frischen Leinens. Unwillkürlich führte er ihre Hand an seine Lippen. Dann nahm er die Rosen, die er mitgebracht, und legte sie sanft in ihre Finger. Aber die Wärterin trat sogleich hinzu und entfernte sie. Ottilie schüttelte ein wenig den Kopf und blickte wieder auf Peter. Dann deutete sie langsam mit den Augen von sich fort. Peter begriff nicht, was sie meine. Aber die Wärterin hieß

ihn leise auf den Zehen gehen und führte ihn an die Wiege, in der das Neugeborene ruhte. Sie schlug die dunkelroten Vorhänge sachte auseinander, und da lag, hoch überwölbt von dem Korbgeflecht, tief in Kissen vergraben, im rötlich-goldenen Schimmer ein ganz kleines Wesen, unbeweglich in geschlossener Ruhe. Peter starrte es gedankenlos an und gab durch ein Kopfnicken zu erkennen, daß er verstehe, um was es sich handele. Dann trat er wieder an das Bett zu Frau Ottilie. Aber die Wärterin flüsterte ihm zu, er möge sich jetzt entfernen. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, ihr noch mitzuteilen, daß er ein schönes neues Lied für sie habe, aber er sah selbst ein, daß sie jetzt kein Interesse dafür haben werde, und halb traurig entfernte er sich, während die Wärterin bei dem Kinde saß und ganz leise ein Lied zu summen anhub.

Das Kindchen wuchs und gedieh; es wurde Anna getauft und Annili genannt. Obgleich Peter mit dem Marel eine längere Zeit der Freundschaft verband, so empfand er doch für das neue Kind eine wärmere, intimere Liebe; vielleicht weil es ein Mädchen war und er in ihm ein Stück seiner Mutter sah, vielleicht auch, weil er gerade die Zeit vor der Geburt so innig mit Frau Ottilie verkehrt hatte und ihm dieses Kind nun wie eine Verkörperung, eine festgehaltene Erinnerung jener Zeit erschien, fast wie ein gemeinsames Band, welches fest und zart zugleich war.

Die schönen Zeiten ihres Verkehres hatten vorläufig ein Ende. Frau Ottilie mußte sich dem Töchterchen fast gänzlich widmen, und wo dieses in den Mittelpunkt ihres Denkens und Fühlens trat, kamen andere Interessen naturgemäß zu kurz. Sie war stolz und glücklich, daß sie dies schöne Kind geboren, das an ihrer Brust Lebenskraft und Heiterkeit zu trinken schien. Marel war über den plötzlichen

Zuwachs der Familie froh-erstaunt; der sonst etwas ungeschickte, sorglose Junge entwickelte eine fast zaghafte täppische Zierlichkeit in dem Verkehr mit der kleinen Schwester. Peter konnte beinah eifersüchtig werden, wenn er solchem Spiele zusah. Einen etwas unsicheren Standpunkt dem neuen Kinde gegenüber nahm der Rektor ein. Er schwankte zwischen Zuneigung und Gleichgültigkeit. Frau Ottilie entging dies nicht, und sie fühlte sich verletzt als Mutter — und auch als Frau, wenn sie zurückdachte an die Zeit vor der Geburt des Marel, an die Zartheit und Rücksichtnahme, die ihr Mann ihr damals zukommen ließ, während sie jetzt die sichere Empfindung gehabt hatte, daß er das zukünftige Kindchen nicht mit der Freude erwartete, wie ihr erstes. Und dieses traf den zartesten Kern ihrer Seele. Er legte zwar alle Rücksichtnahme an den Tag, aber doch nur, weil ihr Zustand dies erforderte, und nicht aus einem unmittelbaren, unbewußten Gefühle heraus, das ihn für sie wie für sich selbst handeln ließ. Daß seine Frau schön war, wußte er wohl. Aber er bedurfte zum Leben der Schönheit nicht, und dann war sie ihm durch die Gewohnheit nichts Neues mehr, sie kam ihm erst im Beisein anderer wieder ins Bewußtsein, indem er dann mit deren Augen sah und auch Vergleiche machen konnte. Die Wirkung dieser Einsicht äußerte sich alsdann in einer etwas pompösen Intimität. Von ihren Interessen teilte er keine, da ihre Instinkte zu weit auseinander gingen. Das einzige Gebiet, auf dem sie sich wenigstens äußerlich hätten vereinigen können, wäre Literatur gewesen. Aber erstens hatte Frau Ottilie gerade für diese wenig Sinn und Geschmack, und dann erschöpfte sich die Lektüre ihres Mannes fast gänzlich in griechischen und römischen Klassikern und einer modernen Journalmappe. Ab und zu erhielt er auch durch seinen

Freund, den alten regen Professor, ein neues Werk, das er dann gründlich durchstudierte und späterhin sogar kapitel- und titelweise im Kopfe hatte. Sein Lebenswerk aber war eine Untersuchung über Cicero, seine Stellung zur griechischen Philosophie und seine Ideen im Lichte moderner Anschauungen. Er hatte in früherer Zeit versucht, seine Frau in die antike Welt einzuführen; aber lag es nun an ihr oder an ihm — seine Bemühungen waren auf unfruchtbaren Boden gefallen, und Frau Ottilie hatte ihm eines Tages erklärt, alle die schönen Bücher taugten nichts, sie seien tot und langweilig. So ging jedes seinen eigenen Weg. Er war tagüber mit Schulangelegenheiten und abends mit Korrigieren von Heften oder seiner Arbeit über Cicero beschäftigt, sie hatte ihre Kinder, ihre Künste und ihre Gartenarbeiten, und so lebten sie friedlich und freundschaftlich nebeneinander, sie für seine Bequemlichkeit und Gemütlichkeit sorgend, er ihr die Mittel dazu gebend. Peter Michel, den er anfangs als Eindringling betrachtet hatte, wurde ihm nach und nach ein gern gesehener Gast, dem er seine Frau mit Ruhe anvertrauen konnte und gerne anvertraute, da er sich auf diese Weise selbst etwas entlastet fühlte, und gleichzeitig das angenehme Bewußtsein hatte, sie sei gut aufgehoben.

Durch Frau Ottilie hatte Peter Geschmack nicht nur an der Natur, sondern auch an einzelnen Pflanzen gewonnen, und wo er etwas Seltenes oder Hübsches sah, importierte er es in ihr Gärtchen. Er legte sich auch ein Herbarium an, aber sie nahm ihm die Freude daran, indem sie sagte, sie könne diese eingesargten toten Blumen nicht sehen. Einmal, zum Geburtstage, machte er ihr eine hübsche Freude, die er schon monatelang vorher im stillen für sich genoß. Er hatte heimlich zu Hause in mehreren Töpfen viele

Orangenkerne gepflanzt; einige waren wirklich aufgegangen, und den, welcher das schönste Stämmchen trieb, schenkte er ihr. Dann wurde das Bäumchen größer und trieb Knospen, und eines Tages brach sie ein paar Blütenzweige und steckte sie in ihr dunkles Haar. — „Eigentlich sollte man diese Kerne hier bei uns nicht pflanzen," sagte sie. „Ihre Blüten sind wie Sonnenkinder im fremden Lande."

So verging wieder eine lange Zeit, und eines Tages erhielt Peter von seiner Mutter einen Brief: sie habe ihr Häuschen verkauft und alle ihre Möbel, ihr Dorf verlassen und würde übersiedeln in die Stadt, in der ihr einziges Kind lebe. — Eine Woche später war sie da. Peter war erschreckt über ihren Anblick. Sie hatte sich in den Jahren ganz verändert, ihre Haare waren gänzlich weiß, sie schien kleiner geworden, ihre Züge trugen einen tief vergrämten Ausdruck, und ihre Augen wanderten ruhelos herum. Entgegen ihrer früheren Art zeigte sie sich unsicher, ängstlich, und überließ sich in allem seiner Führung, in den kleinsten Angelegenheiten unüberwindliche Schwierigkeiten sehend, sprunghaft in Worten und Gedanken, mit gespannten Augenbrauen und abwesenden Blicken. Sie fing sogleich von seinem Vater an zu sprechen und erzählte, wie sie selbst schuld sei an dem Unglück, das über ihre Familie hereingebrochen. Und das sagte sie in einem Tone und mit einer Miene, als ob sie Begebenheiten erzähle, die sich in der Ferne zugetragen hätten, und von denen sie selbst vielleicht als Kind vernahm. — „Du hast es damals zuerst gesagt!" sagte sie, mit ausgestrecktem Finger langsam auf ihn deutend; „ich weiß es noch wie heute!" Er betcuerte, daß es ihm nicht ernst gewesen wäre mit jener Bemerkung; aber seine Mutter hielt daran fest: „Du hast es damals zu-

erst gesagt, und ich wollte dir nicht glauben. Jetzt sprichst du anders; aber nun glaube ich daran. Ich habe es die ganzen Jahre hindurch gewußt! Ich hätte ihn besser behandeln sollen. Ich habe ihn nicht recht behandelt. Ich war herrschsüchtig und schlimm; ich habe ihn nicht richtig verstanden, und das wußte er, und darum ist er in die Traurigkeit gesunken und dann in den Starrsinn." — Peter fühlte sich wie gelähmt. Er war völlig ratlos, was mit seiner Mutter geschehen sollte; sie allein wohnen zu lassen, daran war gar nicht zu denken. Durch Ausfragen erfuhr er, daß es hauptsächlich der Schulze, aber auch die anderen Dorfbewohner gewesen waren, welche ihr geraten hatten, sich zu ihrem Sohne zu begeben. Dort sei der natürliche Aufenthalt für eine Mutter. — „Willst du bei mir wohnen?" fragte er schüchtern. — Sie wiegte den Kopf: „Wie du willst. Wenn dir deine Mutter nicht zuviel ist, so behalte sie die paar Jahre, die sie noch zu leben hat." Dann verfiel sie in ein Sinnen und sagte langsam und ahnungsvoll: „So lange wird es kaum mehr sein." — Peter wurde ihre Art unheimlich. — „Aber Mutter!" sagte er in künstlich-frischem Tone, „wozu denn diese Traurigkeit? Was vergangen ist, ist vergangen. Daß du an Vaters Unglück keine Schuld hast, das kann ich, wenn du willst, beschwören. Du redest ja, als wenn du hundert Jahre alt wärest und es kaum erwarten könntest, in dein Grab zu kommen! Sei doch etwas froher und denke, daß es dir doch sehr gut geht!" — Sie tat einen tiefen Seufzer und blickte um sich. — „Ja, du hast recht," sagte sie; „ich muß mich davon frei machen. Wie geht es dir denn, Peter? Ich habe so selten Nachricht von dir gehabt." Peter fing nun an, dieses und jenes zu erzählen von seinem Leben, von seinen Bekannten, von Frau Ottilie. Sie lächelte ein wenig. „Und

du willst dich noch immer nicht verheiraten?" — „Nein, Mama," entgegnete er freundlich, „noch immer nicht." — Sie schüttelte nachdenklich den Kopf, dann schwiegen beide, und Frau Michels Augen begannen wieder zu wandern.

Sie wohnte nun wirklich bei Peter, führte die Wirtschaft, kochte für sich und ihn, und wenn ihre Arbeit getan war, so setzte sie sich in einen Winkel und hing ihren Gedanken nach. — Und was sollte aus ihrem Sohne werden? War er in seiner Lehrerstelle recht am Platze? Diese Frage hatte sie sich früher niemals vorgelegt. Denn ihre Beantwortung war ganz selbstverständlich. Aber jetzt, wo ihr Geist herumwanderte, häufte sich ein Berg von Schwierigkeiten und Sorgen in ihrer Seele auf. — Sie hätte ihn nie studieren lassen sollen. Er hätte daheim bleiben sollen bei seinen Eltern und ein ehrliches Handwerk lernen. Aber das war ihr Geist der Hoffahrt, der immer obenaus wollte, der ihr Kind für etwas Besseres hielt als anderer Leute Kinder, die doch auch ehrlich und rechtlich waren. Und nun hatte es sich gerächt! Wie, das wußte sie nicht, aber es stand in ihrem Herzen mit dunkler Schwere. Und an dem allem trug sie die Schuld, nur sie allein. Ihren Sohn hatte sie unglücklich gemacht, ihren Mann hatte sie in die Traurigkeit gebracht, und gegen ihren Vater war sie heftig gewesen und unduldsam, noch am letzten Tage seines Lebens! Weiter ging sie zurück und dachte ihrer Mutter, die lange tot war, ehe Peter geboren wurde. Hatte sie nicht immer gesagt, ihr heftiges Kind wäre ein Nagel zu ihrem Sarge?! Noch weiter ging sie zurück und dachte an ihren eigenen Großvater, den Vater ihrer Mutter. Der war ein ganz kleines, mageres Männchen gewesen mit blanken boshaften Äuglein und immer geballten, heftig

bewegten Fäustchen. Er wohnte bei ihr nach dem Tode ihrer Mutter, bis er, als sie erwachsen war, eines Tages, nach einem heftigen Auftritte, für immer das Feld räumte, mit flammenden Vogeläuglein und phantastischen Prophezeiungen für die Zukunft. „Die Verstorbenen würden Rache an ihr nehmen." — Jenes alte Männlein nun, dessen Bild Frau Michel in der langen Reihe von Jahren in blasse Ferne gerückt war, sollte ihr jetzt plötzlich mit deutlicher Schärfe wieder vor die Seele treten; zunächst erschien es ihr einmal, ganz unbefangen und fast possierlich, im Traume. Sie wunderte sich darüber am nächsten Tage, dann aber kam es wieder, mit einem Hütlein angetan, wie Tante Olga einst ein ähnliches für Peter verfertigt hatte. Und wie sie noch auf das Hütlein starrte und sich wunderte, wie es in den Besitz des alten toten Männchens gekommen sei, da tat dieses den Mund auf und hub an zu schelten und ihr Vorwürfe zu machen, wie sie sich so gänzlich seiner Führung entwunden habe und eine schlechte Frau geworden sei! Sie habe ihren Mann gequält, bis er in Blödsinn verfallen sei. Aber die Toten würden sich an ihr rächen! Frau Michel erinnerte an die Tat der Tante Olga. — „Was Hammer!" eiferte das Männchen, „das Gerücht hast du nur verbreitet, um deine Schuld abzuwälzen auf eine unschuldige Seele, die sich nicht verteidigen konnte." — Es sah sie bitterböse an. — Da sah sie, daß es Tante Olga selbst war, die mit ihr redete. „Hier habe ich ihn mitgebracht! Nun mag er sagen, ob ich die Wahrheit rede oder nicht." Da sah Frau Michel mit einem Male ihres Mannes Kopf auf einem Tische stehen; den unteren Teil mit einem grauen Tuch umwickelt, die Augen starr und schrecklich auf sie blickend. Mit gellem Schrei fuhr sie aus dem Schlafe.

Und nun fand sie auch in ihren Träumen keine Ruhe mehr, während sie am Tage die Angst herumtrieb, und die Vorstellung an ihren gespenstischen Mann sie nicht mehr verließ. Peter quartierte sich zu ihr ins Zimmer. Da wurde sie ruhiger; ihre Träume schienen einen friedlicheren Gang zu nehmen, und er dachte bereits daran, seine eigene Schlafkammer wieder zu beziehen, da wurden mit einem Male alle Überlegungen für die Zukunft jählings abgeschnitten.

Peter schlief sehr fest. Durch seinen Schlaf hindurch hörte er wie in der Ferne ein qualvolles Ächzen und Wimmern. Ehe er sich darüber klar werden konnte, vernahm er plötzlich einen halberstickten Laut, Gegenstände polterten im Zimmer, und er sah seine Mutter im Halbdunkel an ihrem Bette hintaumeln. Im Nu war auch er im Zimmer, hinter ihr her. Sie erblickte ihn, stieß einen gräßlichen Schrei aus und warf sich mitten durch das geöffnete Fenster. Als man sie unten fand, war sie schon tot.

Zehntes Kapitel

Peter bezog wieder seine alte Wohnung. Der Tod seiner Mutter hatte sehr auf sein Gemüt gewirkt; es bedurfte einer langen Zeit, ihn wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß er die Sympathie aller Lehrer seiner Schule besaß. Sie suchten ihn mehr als früher in ihre Kreise hineinzuziehen, und er schien ihnen nicht mehr so abgeneigt wie ehedem. Anfangs betrachtete er ihre Abende als ein Ablenkungsmittel für seinen Kummer, aber dann gewöhnte er sich an sie. Er lernte nun Skat, Kegeln und andere gesellige Unterhaltung. Seine Familienverhältnisse waren jetzt dunkel bekannt. Es verlautete gerüchtweise, sein Vater wäre schwachsinnig und seine Schwester sei tobwütig und in einem Irrenhause. Die letzten traurigen Vorgänge mit seiner Mutter waren natürlich in ihrer ganzen Furchtbarkeit bekannt, den Lehrern sowohl wie den Schülern. Aber wie ähnliches bei Kindern oftmals geschieht, aus einem gesunden Lebensinstinkte heraus, dessen Äußerung dem Unverständigen roh erscheinen muß, so hatten die Knaben, das Seelische des Vorganges nicht begreifend, nur das Fremde und Groteske in ihm gesehen und es in ihrer Weise aufgefaßt. Sie spielten: Michel und seine Mutter. Einer legte sich als Michel auf einen der langen Schultische, ein anderer als

Mutter. Dann schnarchten beide, bis der eine stöhnte, schrie, aufsprang und zum Fenster lief, während der andere mit wildem Gebrüll hinter ihm dreintobte. Es kam nun darauf an, daß die „Mutter" durch das Parterrefenster entwischen konnte, ehe es dem andern gelang, sie festzuhalten. Gelang dies letztere nicht, so hatte die Mutter „gesiegt".

Frau Ottilie stand ihm in der schweren Zeit sehr zur Seite. Sie erfuhr alle Einzelheiten der Katastrophe, aber das Ganze war ihr fremd und unfaßbar. So milderten sich ihm allmählich die Schrecknisse der Erinnerung, und als er nach Jahresfrist an dem efeubedeckten Grabe seiner Mutter stand, da war ihm fast, als sähe er sie wieder so vor sich, wie er sie als Kind gesehen.

So lebte er still dahin, als eines Tages Liesel bei ihm erschien mit einem fremden Herrn, den sie als ihren Mann vorstellte. Dieser machte eine Verbeugung, versicherte, daß er Treuthaler heiße und sich am hiesigen Orte niederlassen würde, da seine Geschäfte dieses erforderten. — „Er ist übrigens kein Jude!" sagte Liesel etwas protegierend; „sein Name kommt nicht von Treuthal, sondern von Treu und Taler: das kann er ganz genau beweisen. Er sieht doch auch nicht die Spur jüdisch aus!" — Das tat Herr Treuthaler wirklich nicht. Er hatte ein ziemlich rundes, etwas plattgedrücktes, gutmütig dreinschauendes Germanengesicht und hellblaue ehrliche Augen. Die Augenbrauenknochen waren so stark vorgebaut, als wolle der obere Teil des Gesichtes den unteren zermalmen. Dies gab dem Kopfe etwas gleichsam Angedonnertes, das durch den nach rechts und links gewirbelten Schnurrbart noch ins Martialische gesteigert wurde. Er war ein feuriger Philister. — „Julius, heißt er mit Vornamen," fuhr Liesel fort. „Julius, ich habe dir doch viel von Peter Michel erzählt, du weißt

doch!" — „Ja," sagte er. „Soviel ich weiß, waren Sie ein Pflegekind von Papa." Peter sah ihn verständnislos an. — „Von meinem Papa natürlich," erklärte Liesel. — „Das ist ein prächtiger alter Herr!" nickte Herr Treuthaler mit Wärme; „prächtiger alter Herr! Und seine Frau erst! Prächtige alte Dame! Wirklich zwei prächtige alte Leute! Wohnten so hübsch gemütlich mit ihrem Kinde zusammen, bis ich es ihnen weggekapert habe. Eigentlich grausam von mir! Was, Liesel?" Er sah sie mit seinen blind-hellen, treuherzigen Augen schmunzelnd an. Peter betrachtete ihn: Wie mochte Liesel wohl gerade an den geraten sein? Sie erriet seine Gedanken und sagte ohne weiteres: „Peter, guck nicht so unverschämt!" — „Aber Liesel!" sagte ihr Mann etwas verdutzt, „was fällt dir denn ein!" Sie aber sprang auf: „So! Jetzt wollen wir wieder fort." — Während Herr Treuthaler sich etwas umständlich seine roten Glacéhandschuhe anzog, stand sie hinter seinem Rücken und sah über seine wattierten Schultern zu Peter hinüber, mit Augen, die etwa sagen sollten: Nun siehst du wohl, ich hab' doch noch einen gekriegt; etwas schofel zwar, allein, was tut's?! — Als sie fort waren, blieb Peter noch eine ganze Zeit in Nachdenken versunken. Wie kam es nur, daß er so gänzlich ungerührt war? Sie war doch immer noch sehr eigenartig! Auch ihr Gesicht hatte an Frische nichts verloren.

Herr Treuthaler blieb mit seiner Frau nun wirklich am Orte. Er hatte eine Zuneigung zu Peter gefaßt und trug ihm seine Freundschaft in so herzlicher, fast erdrückender Weise an, daß Peter gar nicht anders konnte als ebenfalls herzlich sein. Und so schloß sich zwischen den beiden Männern ein Freundesbund. Seine Frau verehrte er über alle Maßen und sah in ihr eine Art höheres Wesen. Von ihrer

Vergangenheit wußte er rein gar nichts, da er von außen zugereist kam, sie durch Zufall kennen lernte, ihre Eltern als achtungswerte Bürgerleute schätzte und es als unwürdig verschmähte, Erkundigungen hinter ihrem Rücken anzustellen. Was Liesel nun veranlaßte, seinen Antrag anzunehmen, war folgendes: Das Verhältnis zu ihren Eltern war im Lauf der Zeit zu einem unerträglichen geworden; sie wollte fort von zu Haus. Vor einer Heirat schreckte sie zwar im allgemeinen zurück, aber der Fall schien ihr hier besonders günstig zu liegen: Sie durchschaute Herrn Treuthaler sofort als einen grundguten, etwas beschränkten, leicht bewundernden Menschen; er hatte ein reichliches Einkommen und würde sie sehr gut behandeln, und diese Heirat würde ihr einen sicheren Untergrund, einen Hafen gleichsam, bieten, in den sie von ihren abenteuerlichen Ausflügen stets zurückkehren konnte. Denn sie hatte keinen Moment daran gedacht, ihre Gewohnheiten aufzugeben. Herr Treuthaler war durch sein Geschäft zu vielfachen Reisen gezwungen. Nach diesen hatte sie sich nun genau bei ihm erkundigt, und während er sie ihr mit dankbarer Gründlichkeit auseinandersetzte, sie in seine Interessen vertieft glaubend, kombinierte sie in Wirklichkeit diese Dinge mit ihren eigenen Plänen. — Die Sache verlief genau, wie sie verlaufen sollte: Herr Treuthaler war ein ahnungsloser und äußerst fürsorglicher Ehemann, der nur etwas zu sehr auf Bequemlichkeit, Pantoffeln und Wärmflasche sah, gern über seine Gesundheit redete und ihr jeden Morgen die Zunge zeigte. Als Gatte war er ihr von einer irritierenden Stumpfsinnigkeit.

Gleich seine erste Abwesenheit benutzte sie dazu, Peter Michel einen Besuch zu machen. Sie fand ihn immer noch anziehend und zudem männlicher geworden. Er saß bei der

Lampe und arbeitete, als sie hereintrat. Sie trug ein dunkelgrünes, hochanschließendes Kleid, eigentlich etwas zu frauenhaft. Aber sie war ja nun verheiratet. — „Was willst du denn hier?" fragte Peter. — „Dich besuchen! Ist dir das etwa unangenehm?" — „O nein; wo ist denn dein Mann?" — Sie wollte sagen: „Verreist;" besann sich aber und antwortete: „Der kommt bald nach! Hast du keinen Wein?" — Peter schüttelte den Kopf. — „Julius wird müde sein; er ist den ganzen Tag auf den Beinen gewesen. Hol doch welchen!" Peter ging die Straße hinunter und beeilte sich, damit Julius nicht etwa vor ihm einträfe. Als er zurückkam, fand er Liesel, eine Zigarette rauchend, auf dem Sofa liegend. — „Aber Liesel, wenn dich dein Mann so sieht!" — „Tu den Kork ab!" — „Den Kork ab?" — „Natürlich!" — Er tat es. — Sie nahm das Glas, streckte die Beine gänzlich aus, reckte sich und ließ ihre kleinen, mit feinen schwarzen Strümpfen und Schuhen umkleideten Füße und zierlichen Knöchel sehen. Er sah sie von der Seite an und dachte: Sie ist doch eigentlich eine kokette Frau! — „Wann kommt denn dein Mann?" fragte er endlich. — „Ach Gott, laß doch den Esel!" sagte sie laut und ärgerlich, sich mitten im Gähnen unterbrechend. — „Hör mal, Liesel, da hört doch wirklich alles auf! Erstens liegst du da sehr unanständig, und dann nennst du deinen Mann einen Esel!" — „So! Als wir zusammen im Grase lagen und Wein tranken, das war wohl sehr anständig?" — „Nein!" sagte er, etwas nach einer Antwort suchend, „das war es nicht. Aber damals warst du auch noch nicht verheiratet." — Draußen ging eine Tür. — „Geh mal schnell vom Sofa, da kommt dein Mann!" — Aber sie blieb ruhig liegen, und die Schritte entfernten sich. — „Sag mal, er kommt wohl gar nicht?" — „Ach Gott,

Peter, du bist tödlich! Dies ewige Fragen! Wenn er kommt, ist er da, und wenn er nicht kommt, ist er nicht da. Ich bin froh, daß ich ihn mal los bin, und nun stehst du da und starrst fortwährend auf die Tür und frägst, ob er käme. Also: Er kommt nicht, er ist verreist und kommt erst morgen nachmittag zurück." — „Wohin ist er?" — „Weiß ich nicht, ist mir auch vollkommen einerlei. Heute bleibe ich bei dir. Sei mal so gut und zieh mir die Schuhe aus!" — Peter stand versteinert. Endlich raffte er sich auf: „Also daraus wird auf keinen Fall etwas. Jetzt steh mal sofort auf und setz dich anständig hin. Das geht ja gar nicht mehr!" — Er trat auf sie zu und faßte sie am Arm. Aber sie packte ihn mit beiden Händen und zog ihn an den Haaren zu sich nieder. „Du dummer Junge!" rief sie, und küßte ihn, „du dummer Junge! Anstatt dich zu freuen, daß ich da bin, stehst du da und lamentierst!" — Er machte sich hastig los: „Jetzt stehst du auf und begibst dich nach Hause. Ohne weiteres. Und wenn du das nicht tust, so rufe ich meine Wirtin!" — „Das ist mir ganz egal." — „Und die Polizei!" — Liesel brach in ein lautes Gelächter aus und sprang mit einem Ruck empor. — „Peterchen, du niedliches!" rief sie, indem sie ihn von neuem umarmte und schüttelte, „ich wollte ja nur mal sehen, ob du mich noch möchtest!" — „Ich mag dich nicht mehr!" sagte er schmollend, mit abgekehrtem Gesichte. — „Ich dich eigentlich auch nicht! Aber lieber als Julius mag ich dich doch noch! Du glaubst gar nicht, wie fabelhaft öde er ist!" Sie schwieg und blickte ihm ins Gesicht, mit einem Ausdruck, daß Peter sagte: „Liesel, du solltest dich schämen!" — „Auch noch!" rief sie erheitert, „na, Peter, adieu! Hoffentlich bist du das nächste Mal in besserer Stimmung." — „Daß du dich nicht unterstehst!" rief er. — „Bitte, liebes Peterchen,

gegen Damen muß man immer galant sein!" — Damit war sie hinaus und stampfte nun mutig und leicht durch den Schmutz in ihre Wohnung zurück. Dieser dumme Junge! dachte sie. Und dann dachte sie an ihren Mann. Drei Monate hatte er sie nun schon elend gemacht, sie wäre ihn am liebsten so bald wie möglich wieder los geworden. — „Ein schrecklicher Kerl!" sagte sie ganz laut. — Sie hatte sich da eigentlich recht festgefahren mit ihrer Heirat. Und es ergriff sie eine stille Wut gegen diesen Menschen. — „Wenn ich nur jemand fände, mit dem ich ihm durchbrennen könnte!" — Dann fiel ihr Blick auf seinen Zylinder auf dem Tische, mit seiner breiten, unbeholfenen Form, und sie glaubte ordentlich das Gesicht mit dem martialischen Bart und den unausstehlich treuen, hellblauen Augen darunter zu sehen. — Mit einem kräftigen Faustschlag trümmerte sie ihn zusammen. Dann saß sie wieder da, und es zuckte in ihr vor Lebenslust.

Plötzlich sprang sie auf, zog sich wieder an und verließ das Haus. Bald darauf befand sie sich in dem Saale eines Varietétheaters. Hier wimmelte es doch wenigstens von Menschen, die sich amüsieren wollten.

Sie überflog die Tische mit ihren Augen und setzte sich in die Nähe eines Herrn, der am aufgeweckteften dreinschaute und zugleich sehr gut gekleidet war. Sie lernten sich darauf kennen, und Liesel fand in dem späteren Verlauf ihrer Bekanntschaft, daß sie eine sehr gute Wahl getroffen habe. Ihr Mann aber war sehr betrübt, daß seine Frau anfing, sich unliebenswürdig gegen ihn zu zeigen. Er wagte sie kaum noch zu liebkosen, sein „herziges kleines Weibchen". Einmal äußerte er sich Peter Michel gegenüber und fragte ihn, ob er den Grund ihrer dauernden Verstimmung kenne. Er habe durch seinen früheren Verkehr

mit ihr vielleicht einen besseren Einblick in ihr Seelenleben. — Peter hätte ihm am liebsten die Wahrheit gesagt, aber er scheute sich davor. Er dachte: ich beunruhige ihn vielleicht ganz unnötig, denn Liesel ist gewiß nicht mehr so schlimm, wie sie tut; und wenn Liesel es erführe, würde sie am Ende aus Ärger über mich ihrem Manne erzählen, was früher zwischen uns geschehen ist, und dann würde der Verkehr zwischen ihm und mir aus sein. — So schwieg er. Herr Treuthaler jedoch bohrte seine treuen Augen grübelnd in eine Ecke, zwirbelte seinen Bart und schüttelte den Kopf. Aber Liesel wurde nach und nach wieder freundlicher gegen ihn, sie war oft in einer ausgeglichenen, fast sanften Stimmung. — „Wo hast du denn den neuen Hut her, Liesel? Du machst doch nicht etwa Schulden?" fragte er sie einmal mit schäkernd-drohender Stimme. — „Wo denkst du hin!" antwortete sie gutgelaunt; „alles vom Wirtschaftsgeld. Da sieh mal!" — Sie öffnete ihr Portemonnaie und zeigte ihm den Inhalt. „Und heute ist schon der zwanzigste!" — Er war ganz erstaunt, und sie dachte: oh, ich könnte dir noch manches zeigen. Dann lobte er seine sparsame kleine Hausfrau, und sie antwortete in Gedanken: du Kamel! — Nach und nach wurde sie kühner, und bald nahm sie gar keine Rücksicht mehr auf ihn, indem sie überhaupt nicht mehr auf Gründe und Entschuldigungen sann, wenn sie fortblieb. Dann erhielt er einen anonymen Brief: seine Frau halte es mit einem andern. Den Brief zeigte er ihr sofort, bleich vor Schrecken und Erregung. Sie faßte sich und log ihm etwas betreten vor, den Brief habe sie selbst geschrieben, um ihn eifersüchtig zu machen, denn sie glaube, er liebe sie nicht mehr so wie früher. Darum habe sie sich auch in der letzten Zeit so von ihm zurückgezogen. Da schloß er sie gerührt in seine Arme,

zerfloß fast in Mitleid für sein „herziges, goldiges Weibchen" und widmete sich ihr nun mit doppelter Hingebung. — Dann erhielt er eines Tages einen zweiten Brief, von derselben Hand, er möge dann und dann da und da sein, um sich mit Augen davon zu überzeugen, daß seine Frau ihn hintergehe. Im ersten Augenblicke lächelte er über sie, daß sie ihn zweimal mit demselben Mittel anführen wolle. Aber plötzlich wurde er stutzig und dachte: sollte sie den ersten Brief vielleicht doch nicht geschrieben haben? Sollte mich meine Frau wirklich hintergehen? Er begab sich augenblicks zu Peter, dem er beide Briefe zeigte. Der war des tiefsten erschreckt, doch faßte er sich und sagte, es müsse sich um eine ganz schmähliche Verleumdung handeln. Am selben Tag begab er sich heimlich zu Liesel, sagte ihr, alles sei entdeckt, und beschwor sie, nicht zu ihrem Rendezvous zu gehen, sowie überhaupt dieses unwürdige Leben aufzugeben. — Liesel verschaffte sich den Schlüssel zum Geldschrank ihres Mannes, und am nächsten Tage war sie mit ihrem Freunde auf und davon gegangen. Herr Treuthaler setzte Polizei und Agenten in Bewegung, aber es gelang nicht, die Flüchtigen aufzufinden. Sie verjubelten ihr Geld, und als sie nichts mehr hatten, machte ihr Freund ihr den Vorschlag, mit ihm an ein Varietétheater zu gehen. Er selbst gehörte der Bühne an. Anfangs hatte sie keine Lust dazu, indem sie es unvornehm und dumm fand. Aber als er ihr rund erklärte, sie allein sitzen zu lassen, da überlegte sie sich die Sache doch, zumal er sie selbst ausbilden wollte, wenn sie bei ihm bleibe. So geschah es denn; in kürzester Zeit hatte sie einige Couplets auswendig gelernt, und da sie hübsch und feurig aussah, so fand sie auch bald eine Stelle und legte nun den Namen Nikita Schlimpinska an. —Aber dieses Leben war ihr recht zuwider. Nur der Cham-

pagner, den sie manchmal zu trinken bekam, versüßte ihr das Dasein.

Herr Treuthaler war über die Flucht der Gattin tief unglücklich. Aber er maß sich selbst alle Schuld an dieser Sache bei. — „Ich bin nicht der rechte Mann für sie gewesen!" sagte er wiederholt zu Peter; „ich verstand sie nicht, und da hat das unglückliche Wesen in seiner Verblendung diesen Schritt der Verzweiflung begangen!" — Gegen den Verführer war er von der grimmigsten Wut erfaßt, und er schwor, er würde den Kerl totschlagen, wenn er ihn zu fassen kriegte.

Peter redete eines Tages mit Frau Ottilie über Liesel. Er fürchtete, sie würde in harten Ausdrücken über sie sprechen; aber nichts davon geschah. Sie sah eigentlich nur die praktische Seite der Sache. — „Wenn das arme Ding nur nicht bald in Verlegenheit gerät!" sagte sie. „Wie ich höre, hat sie ihrem Manne heimlich Geld fortgenommen, ehe sie ihm durchging. Aber sie soll ja aus Versehen die Hauptsache liegen gelassen haben!" — „Ja," sagte Peter, „und das sah ihr ganz ähnlich." — „Sie hätte ihn nie heiraten sollen," fuhr sie fort; „erstens paßte ihr Mann nicht für sie, und dann paßte sie nicht für ihn; und überhaupt nicht fürs Heiraten. Sie wird nie eine Frau werden. Übrigens scheint es mir, als ob sie eine ziemlich bewegte Vergangenheit hinter sich hat. Für Sie, Peter, ist's ein Glück, daß sie Sie nicht genommen hat. Sie würde Ihnen nur das Leben schwer gemacht und Sie nie verstanden haben. Aber ich wundre mich doch, daß sie diesen letzten Schritt getan hat, denn ich hätte nicht geglaubt, daß sie so viel Kraft besäße und so viel Vertrauen in sich selbst. Auch die ursprünglichsten Menschen werden beeinträchtigt durch die Verhältnisse, die sie umgeben!" —

Diese letzten Worte sprach sie mit unbewußtem Bezuge auf sich selbst. Sie fühlte, daß sie im Laufe der Zeit allmählich eine andere wurde, und zugleich die Unfähigkeit, sich diesem fast unmerklichen Einflusse ihrer fortwährenden Umgebung zu entziehen. Sie hatte ein drittes Kind geboren, ihre Mutterpflichten erfüllten sie fast gänzlich, und die wenige freie Zeit, die ihr blieb, widmete sie gesellschaftlichen Forderungen, denen sie sich nicht mehr gut entziehen konnte und nicht einmal mehr wollte; denn sie waren so von Nutzen! Das hatte sie so sehr empfunden, als bei einer gefährlichen Krankheit des Annili die befreundeten Mütter ihr mit Rat und Tat zur Seite standen, Wege für sie machten, ihr Krankengegenstände borgten und dem Kinde, als die Genesung vorwärts schritt, manch hübsche Überraschung und kleine Freude bereiteten. — Ihre Stimme hatte gelitten, sie sang nun gar nicht mehr, und die Gartenarbeiten fingen an, sie anzugreifen, da ihre Körperformen allmählich voller wurden. Auch das Versprechen, das sie Peter vor Jahren gab, ihn wieder zu malen, wurde nicht gehalten. Peter erinnerte sie wohl daran, aber sie fand nicht die Zeit dazu, und dann fehlte ihr auch etwas die Energie. — „Es wird ja doch nichts Rechtes!" sagte sie. „Das Bild, das ich damals machte, war schon schlecht, aber jetzt würde ich es kaum halb so gut machen können; ich habe ja seit Jahren alles liegen lassen! Und wozu soll ich mir die Bitternis bereiten, mir Stück für Stück meine eigene Unfähigkeit vorzupinseln! Sehen Sie mein Orangenbäumchen! Da steht es und ist inzwischen groß und stark geworden und hat viele kleine Früchte bekommen; da sieht man, wie die Zeit vergeht!" — Peter brach eine auf und kostete sie. Aber sie war matt, es fehlte das Aroma. — Und eines Tages ging das Bäumchen aus und wurde vom

Fenster entfernt. Frau Ottilie zerschnitt es eigenhändig mit einer Schere, tat es Stück für Stück in den Kamin und sah zu, wie sich die Teile krümmten und wanden unter der Flamme, bis sie schwärzlich und regungslos verglommen.

Peter sah Frau Ottilie seltener und seltener. Denn während sie auf der einen Seite von ihren Pflichten und neuen Interessen sehr in Anspruch genommen wurde, nahm sein Verkehr mit den Kollegen und Herrn Treuthaler zu viel von seiner eigenen Zeit hinweg, als daß er sich ihr mit der alten Innigkeit hätte widmen können; wenn sie zusammenkamen, so war es, als stände irgend etwas Unsichtbares zwischen ihnen. Sie entfremdeten sich leise. Das empfanden beide und litten darunter, ohne es jedoch ändern zu können. Sie trösteten sich mit der Hoffnung, es würde wieder anders werden, und im Grunde seien sie beide die alten geblieben.

Peter führte Herrn Treuthaler in seinen Bekanntenkreis ein, der diesem sehr behagte. „Das sind ja Männer mit goldenen Herzen!" sagte er. „Mit goldenen Herzen! Wirklich mit goldenen Herzen! Nein, Peter, was ich dir dankbar bin, daß ich die kennen gelernt habe! Mit denen müssen wir öfter zusammenkommen! Dieser Bente, oder wie heißt er doch gleich! Der Dicke mit der niedrigen Stirn und den Pausbacken! Wenn der die Augen zukneift und dann lospustet vor Lachen, da muß ja jeder mit, er mag wollen oder nicht! Na, und dann der, der schon so'n bißchen 'ne Glatze hat; der mit der goldenen Brille, Ahmann heißt er, glaube ich; übrigens der trieb es eigentlich ein bißchen zu toll! Hat es dick hinter den Ohren. Na, ist ja auch in Paris gewesen! Und wie du gähntest, und die beiden dich wie auf Kommando in die Rippen pikten, das war doch gottvoll!

Übrigens der Kleine, das scheint mir aber doch ein bißchen ein Kaffer zu sein!" — „Der ist ein ganz neuer; er ist erst seit einigen Wochen bei uns und noch sehr schüchtern." — „Ach so!" Julius nickte langsam mit dem Kopfe. Die Sache schien ihm nun plausibel und der Mann entschuldigt.

Eines Tages erhielt Herr Treuthaler einen mit „Nikita Schlimpinska" unterzeichneten Brief, in dem diese ihm mitteilte, sie ginge jetzt nach Frankreich.

Julius war nicht sogleich auf der Höhe der Situation. — „Leb wohl, du kleiner Schafskopf," hieß es am Schluß, „ich fühle mich recht wohl ohne dich. Dein Geld ist leider alle." — Das war zu viel! Herrn Treuthaler erfaßte ein gerechter Zorn. Er hatte sich so oft schon in einsamen Stunden ausgemalt, wie seine Frau voll Reue zu ihm zurückkehren und wie er ihr alsdann alles Böse mit Liebe vergelten würde! Aber nun war es aus! — „Schafskopf! Jawohl, Schafskopf!" rief er erregt; „ich bin ein Schafskopf, wirklich ganz wahrhaftig!" Er sah unwillkürlich in den ovalen Spiegel über dem Sofa und begegnete seinen eigenen hellblauen Augen, die ihn mit Zorn aus ihren Hinterhälten anblickten, während der Schnurrbart, nach rechts und links gewirbelt, ihm zuzurufen schien: „Mach einen Strich durch diese ganze Sache, Julius!" — „Das will ich auch!" rief er. „Sie hat es nicht verdient um mich!" — Er setzte nun die Polizei in Bewegung, und einige Tage darauf traf das weltunkundige Liesel, das mit einer solchen Möglichkeit gar nicht gerechnet hatte, unter obrigkeitlichem Schutze wieder in der Stadt ein. Herr Treuthaler klagte auf Ehebruch und drang auf Scheidung. — „Ich bin noch nicht fertig mit dem Leben!" sagte er zu Peter. „Ich bin ein Mann in den besten Jahren! Ich will wieder heiraten! Ich will eine Familie gründen!" — Liesels intimste Er-

lebnisse wurden nun an die Öffentlichkeit gezerrt, und Peter zitterte, daß man ihn als Zeugen vernehmen würde, und daß sein früheres Verhältnis zu ihr ans Licht kommen könnte. Aber dieses geschah Gott sei Dank nicht. — Das Wiedersehen der beiden Gatten war sehr merkwürdig. Wie Julius sie erblickte, richtete er sich hoch auf und begann, den linken Arm auf den Rücken gelegt, den Blick auf sie geheftet, in großen Bewegungen seinen Schnurrbart zu drehen; sie dagegen sah ihn unter einem etwas phantastischen Hute lächelnd an, den Oberkörper ein wenig vorgeneigt, und wollte ihm ganz unbefangen die Hand reichen. — „Bedaure sehr, Fräulein Schlimpinska," sagte er mit einer Verbeugung und einem erregten Zittern in der Stimme. Dann blickte er mit Genugtuung nach rechts und links. Wie gut ihm diese Antwort gelungen war!

Die ihr zur Last gelegten Dinge gestand sie eifrig ein und willigte gern in die Scheidung. Aber ihre Zuversichtlichkeit wurde doch etwas herabgemindert, als sie mit einem Male ihrem Vater gegenüberstand. Sie begriff, daß man sie zum mindesten wieder in ihr elterliches Haus zurückhaben wolle. Aber so gut kam es gar nicht: In eine Besserungsanstalt sollte sie! Und so wie dieses Wort gefallen war, nahm sie gar keine Rücksicht mehr. Sie sagte, sie sei mündig und selbständig, und ihr Vater möchte sich seine Worte sparen. Dann stand der alte breitschulterige Mann, die schwarzen Augen durchdringend auf sie geheftet, hochaufgerichtet, wie zum Äußersten bereit, vor ihr. — „Du sollst mir nicht vorwerfen," sagte er endlich mit schwerem Atem, „daß ich es an Selbstbeherrschung hätte fehlen lassen. Aber von heute an ist das Band zerschnitten zwischen dir und uns. In unserem Hause ist kein Platz für eine — Dirne!" — Das waren seine letzten Worte; schweren

Schrittes verließ er den Raum. — Die Scheidung wurde vollzogen, und Liesel reiste zu ihrer Truppe zurück, die sie mit lautem Hallo begrüßte. Sie sollte ihre Abenteur erzählen, aber das tat sie nicht. — „Es war furchtbar langweilig!" war alles, was sie sagte. Sie dachte auch in der Folgezeit nicht mehr viel an die verflossenen Dinge; dagegen trat ihr Herrn Treuthalers Persönlichkeit in sonderbarer Weise näher. Sie verfiel nämlich auf den Gedanken, sie in ihren Couplets zu verwerten. Sie trat im Herrenkostüm auf, mit einem altmodischen Zylinder, mit einem martialischen Schnurrbart und breitem Männerbauch, und trug ein Lied vor, das sie selbst gedichtet und dessen Strophen mit dem Refrain schlossen: „Ach, was bin ich für ein Esel!" — Sie hatte eigentlich nicht viel Stimme und auch nicht viel Spiel. Aber in ihrer Art des Auftretens, in ihrer ganzen Erscheinung, in ihrem Vortrag, lag etwas so Selbstverständliches, fast Trockenes, das durch ihre innere Unbeteiligtheit noch verstärkt wurde, daß diese Nummer eine Attraktion ersten Ranges wurde und ihr stets einen rasenden Applaus eintrug. Aber auch wenn sie eine „Dame" darzustellen hatte, zeigte sich, daß, was bei anderen ein Mangel war, bei ihr zum Vorteil wurde: sie konnte nämlich gar keine Dame darstellen. Ihre starke Weiblichkeit jedoch, vermischt mit der fast jungenshaften Art ihrer Bewegungen, ihre südlichen dunkeln Augen, ihr knabenhafter voller Mund, den sie fast unschön öffnete, die herben Linien ihres Körpers — das alles vereinigte sich zu einem fremdartigen Ganzen, das ungemein pikant wirkte. Der Direktor, welcher sie anfangs für ziemlich talentlos gehalten und sie fast nur wegen ihres Außern genommen hatte, erhöhte ihr alsbald die Gage um ein Beträchtliches, da sie ihm eine wahre Erwerbsquelle geworden war. Sie erlangte eine

Berühmtheit in Fachkreisen, und „à la Schlimpinska" wurde modern; doch, wie es in den meisten solchen Fällen geht, all die Nachahmungen erreichten das Original auch nicht entfernt, indem was hier Natur war, dort zur Mache wurde, und nur einige äußerliche Ähnlichkeit zwischen beiden bestand durch eine gewisse Seelenlosigkeit des Vortrages. — Auch ihr Lied „Ach, was bin ich für ein Esel" ging bald über die Bretter eines jeden größeren Varietétheaters. — Herr Treuthaler, welcher von dem Rufe seiner geschiedenen Gattin gehört hatte und eines Tages ein „à la Schlimpinska" auf einem Plakate las, beschloß mit Peter Michel das Theater zu besuchen, um einmal diese Schlimpinskamanier kennen zu lernen. Und als dann eine Dame auftrat, die fast genau aussah wie er selber, um das berühmte Originalcouplet vorzutragen, da bedurfte es kaum noch der vor der Eingangsstrophe trocken gesprochenen Worte: „Ich bin der treue Julius, wer's nicht glaubt, bezahlt 'nen Taler!" — um Herrn Treuthaler zu versichern, daß er selbst der Julius sei. — Dann sang die Dame, sie sei Kaufmann und habe sich verheiratet: „Ein herziges goldenes Weib—chen". Es folgte der Betrug der Gattin mit dem Freunde, seine Leichtgläubigkeit und der Refrain: „Ach, was war ich für ein Esel". Unter atemloser Spannung, mit tadellos artikuliertem Sprechgesang und unter diskret nachgebender Klavierbegleitung erzählte er nun weiter von dem anonymen Warnungsbrief und von seiner fabelhaften Dummheit. Dann kam der dritte und letzte Vers, in dem die Flucht und die Freuden der Liebenden erzählt wurden, die zuletzt ein Hoch auf den Ehemann von dessen Gelde trinken. — „Ach, was war ich für ein Esel!" — Der Erfolg war durchschlagend, zumal man sogleich fühlte und jauchzend bestätigt fand, daß es sich um eine wahre Skandal-

geschichte aus den eigenen Kreisen handelte. — Herrn Treuthalers Augen waren fest auf die Peter Michels gerichtet: „Ein Schandweib!" sagte er leise mit einer Stimme, in welcher das tiefe Pathos einer im innersten Kern verletzten Seele bebte. „Ein Schandweib! Gut, daß wir hier so verborgen in einer Ecke sitzen! Und wer kann sie denn abhalten, hier eines Tages selbst aufzutreten und ihre Lieder zu singen?" — Peter durchfuhr es mit tödlichem Schreck. O Gott! dachte er, wenn sie nun auch ein Lied auf mich macht, und ich dann überall aufgeführt werde!

Herr Treuthaler bildete für einige Wochen das Gesprächsthema aller Gesellschaften. Man hatte damals Liesel sogleich mit etwas Mißtrauen aufgenommen, als sie an der Hand ihres Mannes — der, wenn er sich bei ihnen niederließ, eine Frau aus ihrer Mitte hätte nehmen müssen — in die verschiedenen Bekanntenkreise eingeführt wurde. Nun sah man ja, was dabei herausgekommen war, und wenn ihn seine Frau jetzt vor aller Welt bloßstellte, so war das einfach die gerechte Strafe. — Aber dann nahmen diese Klatschereien eine andere Richtung, als Herr Treuthaler eines Tages verschwand und bald darauf zurückkehrte mit einer neuen Frau aus seinem eigenen Heimatsorte. Und diese bereitete ihm nun ein wirkliches trautes Heim.

„Peter, für dich ist die Zeit des Heiratens eigentlich auch schon längst gekommen!" sagte er eines Tages. „Ich wüßte ein prächtiges Mädchen für dich! Meine Schwester Ernestine!" — Peter nahm den Vorschlag als einen Scherz auf, aber Herr Treuthaler meinte ihn im Ernst, denn er hatte großen Familiensinn und wollte seine Schwester glücklich sehen. Und Peter Michel auch! — Er kam des

öfteren auf diese Sache zurück, und als seine Frau das erste Kind bekam, da war auch Ernestine da, um die Mutter zu pflegen.

Und Peter lernte Ernestine kennen. Sie war in der Tat kein übles Mädchen und ähnelte ihrem Bruder ein wenig; doch war sie hübscher als er. Sie wußte offenbar schon um die geplante Sache, denn sie zeigte gegen Peter ein etwas schüchtern-linkisches Benehmen. Sie setzte ihm sogleich Kaffee und Kuchen vor und ließ sich verlegen an einem Rohrstuhle hinuntergleiten, bis sie auf ihn zu sitzen kam. Herr Treuthaler versuchte nun ein Gespräch in Gang zu bringen, was ihm mit einiger Mühe auch gelang. Er regte Peter an, etwas aus seiner Lehrertätigkeit zu erzählen, fragte, ob sein Beruf nicht ein sehr edler sei und Befriedigung einbrächte, und warf, als Peter: „Doch!" antwortete, seiner Schwester einen bedeutungsvollen Blick zu. Diese sollte nun ihrerseits etwas zum Besten geben, damit Peter ihren Charakter kennen lerne. Sie drehte ihr Taschentuch um den Zeigefinger und sagte gar nichts. Dann half ihr Bruder ihr etwas auf die Sprünge. — „Wie war das doch gleich in eurer Pension, wo du den Haushalt gelernt hast, die Geschichte damals? Sie hat nämlich den Haushalt gelernt und ist die beste von allen gewesen! Na, wie war die Geschichte gleich?" — „Welche?" fragte sie und hörte zu drehen auf. — „Tu doch nicht so, als ob du mich nicht verständest! Die mit dem Hunde natürlich und der Vorsteherin!" — „Ach, die kennst du doch!" Sie zog etwas verlegen den rechten Mundwinkel hoch und drehte wieder. — „Ja, aber Herr Michel möchte sie auch gerne kennen lernen!" — Sie warf diesem einen scheuen Blick zu und sagte: „Ach Gott!" worauf sie schwieg. — Peter erklärte, er würde die Geschichte sehr gerne hören, worauf ihr Bruder sie noch

einige Male antrieb und sie endlich den Mund auftat, erst etwas zögernd anhub, darauf freier wurde, bis plötzlich irgend etwas in ihr einen Stoß erhalten zu haben schien, und die Worte ganz von selbst aus ihrem Munde kamen, sich überhasteten und überstolperten, wobei sie den Kopf ein wenig hin und her warf und es sich herausstellte, daß sie einen kleinen Zungenfehler hatte. — „Na, siehst du, nun hast du doch deine Geschichte erzählt!" sagte Julius mit aufmunterndem Kopfnicken. — „Sie macht auch Musik!" wandte er sich an Peter. — „Herr Michel macht auch Musik!" wandte er sich an seine Schwester. Sie zog die Schultern etwas hoch und kicherte. „Worüber lachst du denn, Tinchen?" Sie sah sogleich wieder sehr ernsthaft aus und begann von neuem ihr Taschentuch zu drehen. — „Moppi hat auch ein neues Halsband bekommen!" sagte sie plötzlich mit einem Anlauf. — „So — o? Moppi ist nämlich ihr kleiner Hund! Ein gräßliches Vieh!" — „Pfui! Julius, wie kannst du so etwas sagen. Ist nämlich gar nicht wahr. Julius neckt mich so gern. Moppi ist ein süßes kleines Tier!" — Sie sprach die letzten Worte eigentlich zu Peter, aber als der ihr voll ins Gesicht blickte, tat sie, als habe sie ihn gar nicht gemeint und sprach den Rest direkt in die Luft. — „Tinchen, willst du wohl so gut sein und mir mal meine Zigarren holen? Sie stehen auf meinem Schreibtisch." — Tinchen erhob sich sofort und ging hinaus.

„Nun, wie gefällt sie dir?" — „Oh, ganz gut;" sagte Peter etwas unsicher. — „Du mußt natürlich bedenken, daß sie sich jetzt furchtbar geniert! Du solltest sie mal sehen, wenn sie so recht ausgelassen ist! Ein prächtiger kleiner Wildfang!" — Er brach ab, denn Tinchen trat wieder ein. Sie merkte, daß man über sie geredet hatte, stellte die Zigarren auf den Tisch, ohne einen von beiden anzusehen,

die Nase in der Luft, und wollte sich ohne weiteres wieder hinausmachen. Ihr Gang hatte etwas Wehendes, Sonderbares. Ihr Bruder hielt sie an der Schürze fest: „Auskneifen gilt nicht!" Aber sie zog und drehte so lange, bis er sie losließ, und eilte hinaus. „Nun seh einer den kleinen Racker! Ein verrücktes Huhn! Aber doch eine Perle, ein ungeschliffener Diamant!" Und dann legte er die Hand auf Peters Schulter und sagte: „Ja, ja, Peter, überlege es dir!"

Eines Tages besichtigte Peter auch Julius' neuen kleinen Stammhalter. Ein strammer dicker Junge! Sie traten in das Schlafzimmer seiner Frau ein. Diese zog sogleich, als sie Peter erblickte, die Bettdecke bis hoch an den Hals hinauf. „B—scht!" sagte Herr Treuthaler mit wichtiger Miene. „Dort liegt er!" Sie traten an das Lager des Kindes, welches ganz den Kopf und die Augen des Vaters hatte. Wenigstens behauptete Peter dies. — „Wie können Sie das nur sagen!" tönte Frau Treuthaler von ihrem Bette her. „Er hat doch ganz das Gesicht der Brettschneiders!" — „Aber, Emma, das ist doch gar nicht wahr! Mir sieht er ähnlich, Schatz!" — „Dickchen ist so furchtbar eitel!" tönte sie von neuem. — „Aber das hat doch mit der Ähnlichkeit nichts zu tun!" rief ihr Mann in ehrlichem Pathos. — „Dickchen muß immer widersprechen!" klagte sie weiter. — „Nun, nun, mein Schatz, es ist ja nicht böse gemeint!" sagte er begütigend. „Komm, Peter, wir wollen sie jetzt verlassen!" Er trat noch einmal zur Wiege, sah das Kind mit seinen ehrlichen blauen Augen an, voll echten Vaterstolzes, und reichte seiner Frau die Hand zum Abschied.

Peter hatte nun öfters Gelegenheit mit Ernestine Treuthaler zusammenzukommen, und sie verlor allmählich ihre Schüchternheit. Es zeigte sich auch bald, daß sie ihn liebte.

Er sagte einmal, seine Lieblingsfarbe sei blau, und von da an trug sie täglich ihr blaues Kleid, das eigentlich nur für den Sonntag bestimmt war. Sie wußte alsbald, wieviel Stück Zucker er in den Kaffee nahm, welchen Stuhl er am liebsten hatte, wie stark er den Tee und wie weich er die Eier liebte, so daß sich Peter bei ihr sehr wohl aufgehoben fühlte. Aber der Gedanke quälte ihn doch, daß er sie heiraten sollte. Liebe empfand er gar nicht zu ihr, obgleich er sie sehr gerne mochte. Sie war so hilfsbereit und dienstfertig und hatte kein böses Wort für irgendeinen Menschen. Und als Herr Treuthaler ihm erzählte, daß sie zu Hause nicht so viel gälte als ihre Geschwister und ein wenig als Aschenbrödel behandelt würde, da zeigte er in seinem Betragen eine besondere Rücksichtnahme und Freundlichkeit, die sie mit Dankbarkeit erfüllte. Sie trat nun nach und nach auch mit ihren kleinen Talenten hervor. Sie konnte mit viel Geschick bunte Monogramme sticken, so fein, daß auch die beste Kunststickerin nichts daran auszusetzen fände — wie Julius sagte; und sie konnte Garnituren häkeln und die feinsten Maschen stricken. Sie arbeitete Jäckchen für das neugeborene Kind und garnierte einen Kapotthut für die Mutter; und dabei war alles ordentlich und sauber, „als ob es gekauft wäre". Auch was Julius über ihre Musik gesagt hatte, bestätigte sich. Sie wollte es allerdings anfangs nicht wahr haben. — „Julius ist viel zu gut gegen mich, er macht mich immer viel besser als ich bin!" — „Nun, so hol doch mal dein Instrument!" — Sie saß verlegen, wie angeleimt auf ihrem Stuhle. — „Soll ich es holen?" fragte er. „Sage mir, wo es liegt, dann gehe ich!" — Aber sie antwortete nicht und wippte etwas mit dem Kopfe. — „Sei doch nicht so eigensinnig!" fuhr er fort. „Tinchen hat nämlich manchmal ihren besonderen Kopf!" wandte er sich

an Peter. „So war sie schon als Kind. Plötzlich will sie nicht mehr, und dann ist gar nichts mit ihr anzufangen. Ich weiß noch ganz genau, es mögen jetzt wohl so zehn bis zwölf Jahre her sein, da kam ich eines Tages mal etwas zu spät zu Tische, und wie ich mich hinsetze —" — „Ich habe es in der Tasche!" sagte Tinchen, ohne sich zu rühren. — „Na, dann zieh es doch mal heraus!" Und dann zitierte er: „Willst du immer weiter schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!" — „Ich geniere mich." — Peter vereinigte seine Bitten mit denen ihres Bruders. Da fuhr sie endlich mit der Hand in ihre Tasche, durchwühlte sie unnötig lange, das Kinn verlegen auf die Brust gestemmt, und brachte endlich eine kleine Mundharmonika zum Vorschein. Peter war hierauf nicht gefaßt, obgleich er sich gesagt hatte, eine Geige oder ein Klavier könne es nicht sein. Sie ließ sich nun auch nicht mehr lange bitten, sondern begann sogleich ein Lied zu blasen, rein und taktsicher. Dann blies sie noch eins, „mit Begleitung"! wie Herr Treuthaler zu Peter mit aufgehobenem, leise den Takt angebenden Zeigefinger sagte, und schließlich einen Choral, dessen langgezogene Akkorde sich besonders für das Instrument eigneten. Und als sie den beendigt hatte, sagte sie, sie könne auch noch ein „schweres Stück", und machte sich alsbald mit Fertigkeit daran. Dann wiederholte sie es. Peter wartete bis zum Schluß und fragte sie dann, wo sie das gelernt hätte? — „Ganz allein!" sagte sie mit Stolz, und ehe er etwas erwidern konnte, hatte sie ein neues Stück begonnen. „Nun hör aber auch mal wieder auf!" meinte ihr Bruder endlich, worauf sie sogleich ihre Musik abbrach, und das Instrument wieder in die Tasche schob. Peter lobte sie sehr, wunderte sich aber, wie sie gerade auf dieses Instrument gekommen wäre. — „Das ist doch viel schöner als so ein Klavier!"

sagte sie, sehr angeregt. „Ein Klavier kann man doch nicht in die Tasche stecken, und die Mundharmonika kann ich überall mit hinnehmen, wohin ich will. Meinswegen, ich will mal sagen: Also, wir machen eine Landpartie, da kommt ein Platzregen, und da sitzt man also — bums! — in einem Wirtshause. Und es pladdert und pladdert. Also neulich an meinem Geburtstage hatte Mama einen Kopftuchen gebacken — Topfkuchen gebacken, und wie wir unterwegs sind, na, ich sage also auf einmal pol —" sie schluckte und konnte nicht weiter, denn sie hatte sich ein wenig zuviel auf einmal zugemutet. — „Na, Tinchen, wir glauben es dir!" sagte Julius gutmütig und klopfte sie auf die Schulter. Aber Tinchen sagte traurig: „Immer wenn es gerade am schönsten wird, dann geht es plötzlich nicht mehr!" — Peter hatte Mitleid mit ihr; er tröstete sie und sagte, er habe alles sehr gut verstanden. Und das tröstete sie wirklich. — Herr Treuthaler nahm mit Genugtuung die wachsende Vertraulichkeit der beiden wahr. Aber er sagte gar nichts mehr zu ihm, sondern beschloß, die Sache sich ganz von selbst entwickeln zu lassen: „Peter Michel muß man richtig behandeln!" sprach er eines Tages zu seiner Frau. „Er ist ein feiner Kopf; ja, ja, ein feiner Kopf!" — Seine Frau wußte selbstverständlich um den Plan, und obgleich sie weder für den einen noch für den anderen Teil irgendwelches Interesse hatte, so tat sie doch alles, um sie zusammenzubringen, ja, sie setzte ihren förmlichen Ehrgeiz darein. So wurden denn an Peter Michel, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam, all die Mittel und Mittelchen angewendet, welche von manchen Frauen der bürgerlichen Gesellschaft mit so viel Liebe und Erfolg erprobt werden, und die scheinbar so harmlos sind. Man behandelte ihn mit familiärer Selbstverständlichkeit, ließ ihn mit Tinchen stets

zusammengehen und -sitzen, sorgte dafür, daß in Kaffeegesellschaften die Nachricht verbreitet wurde, sie seien heimlich verlobt, redete von Peter als einem „Ehrenmanne", und tat das Nötige, daß ihm zu Ohren kam, daß seine Erklärung als etwas ganz Selbstverständliches, als eine kurze Frage der Zeit angesehen sei.

Eines Tages beschloß er, Frau Ottilie um Rat zu fragen in dieser Angelegenheit. Er war sich selbst nicht klar und glaubte, sie würde die Frage besser beurteilen können. Er traf sie, wie sie gerade dabei war, ihr zweites Kind, das Annili, durchzuprügeln. — „Die Kinder wachsen einem über den Kopf, wenn man ihnen alles hingehen läßt!" sagte sie. Dann führte sie ihn in den Salon und fragte, ob er in einer besonderen Angelegenheit komme. Er habe so ein feierliches Wesen. Was sie feierlich nannte, war in Wirklichkeit eine Mischung aus Befangenheit und einer dunklen Trauer. Sie blickten sich beide an, und jeder erwartete, daß der andere zuerst sprechen solle. Sie ahnte, worüber er mit ihr reden würde, denn auch ihr war die Nachricht zu Ohren gekommen. Sie hatte Tinchen etwas kennen gelernt und wunderte sich ein wenig über Peters Geschmack. Doch hatte sie auch alsbald die guten Seiten des Mädchens herausgefunden. — „Also, auch Sie wissen es schon!" sagte er. „Ja, es weiß hier beinahe jeder. Und ich begreife nicht, wie das kommt." Frau Ottilie antwortete: „Ich habe von jeher gewünscht, daß Sie recht glücklich würden, und habe mit Ihnen gefühlt, als Sie unglücklich waren. Es freut mich also, zu hören, daß Sie auf dem Wege sind, Ihr Glück zu machen." — So würde die frühere Ottilie nicht geredet haben! — Er faßte sich ein Herz und sagte: „Ja!" und dann wußte er nicht weiter. Er empfand es plötzlich so nutzlos, mit ihr zu reden. — „So

meinen Sie also," sagte er endlich zögernd, „daß ich sie heiraten soll?" Frau Ottilie brach in ein kleines Lachen aus, das Peter mit Wehmut erfüllte, denn es klang wie ein Gruß herüber aus vergangenen Jahren. „Ja, das müssen Sie doch wissen!" sagte sie. „Sie kennen sie doch besser als ich, und kennen wohl auch Ihr Herz besser als ich. Wenn Sie das Mädchen lieben und wieder von ihr geliebt werden, so wäre es töricht, sie nicht zu heiraten. Ich habe sie kennen gelernt, zwar nicht sehr nah, aber doch so, daß ich ungefähr ein Urteil über sie habe, und es scheint mir, sie wird eine gute Hausfrau werden. Sie ist zwar noch sehr unfertig, aber, du lieber Gott, das läßt sich von einem jungen Mädchen auch nicht anders erwarten. Sie wird sich gewiß noch entwickeln; und was ihren Charakter betrifft, so glaube ich, daß er ein sehr guter ist. Ein Grundzug ihres Wesens scheint mir große Natürlichkeit und Aufrichtigkeit zu sein." — Peter blieb noch ein paar Augenblicke unschlüssig sitzen, dann erhob er sich langsam und reichte ihr die Hand. Eine schöne Blume fiel von ihrer Brust.

Als er das nächste Mal zu Treuthalers ging, teilte man ihm mit, ein Brief sei von zu Hause angelangt, welcher Ernestine zu ihren Eltern zurückriefe. Man sah ihn dabei auf eine seltsame Weise an, und er fühlte, daß man von ihm erwartete, er würde sich jetzt aussprechen. So gestand er denn unter Stottern, daß er Ernestine heiraten möchte. Endlich! Frau Treuthaler fühlte einen schönen Triumph in ihrer Seele, und Julius schloß ihn ohne weiteres in seine Arme und drückte ihm laut seine Männerlippen auf den Mund. Tinchen wurde geholt, Julius teilte ihr das Geheimnis mit, und sie stand da, die Hände in ihre Schürze geknüllt, über und über rot und ganz verlegen. Plötzlich

blickte sie auf, und mit einem Ruck warf sie Peter ihre Arme um den Hals und küßte ihn schnell und mehrere Male. — Er war wie im Traume, er hörte Julius' Worte wie von ferne, ihm war, als sei er es gar nicht, der hier stände, als müsse er erwachen, ganz allein, in einem weiten, hohen Felde.

Elftes Kapitel

Tinchen hing noch immer an seinem Halse. In dem Gefühl, er müsse ihre Zärtlichkeit erwidern, streichelte er ihr sanft den Rücken. Endlich machte sie sich los von ihm: „Mamachen — gleich sagen — schreiben, meine ich, um ihren Segen bitten." — Die alten Treuthalers wußten selbstverständlich längst um die geplante Sache. Man beriet über die Form des Briefes, und Julius entschied, es solle in einer humoristischen geschehen. So setzte sie sich an den Schreibtisch, während er diktierte: „Liebe Mama, ich kann nicht kommen, denn ich sitze hier gefangen. Doch sind die Fesseln, die mich binden, Liebesfesseln." — In diesem Tone ging es fort. Dann mußte Peter als Bräutigam schreiben und noch einmal offiziell um Tinchens Hand anhalten, und schließlich setzten Herr und Frau Treuthaler ihre Unterschriften darunter. Julius umarmte Peter noch einmal und legte all sein Gefühl in das eine Wort: „Schwagerherz!" Dann wurden die Verwandten geladen, und am selben Abend feierte man Verlobung. Peter ging wie im Traum umher und nahm all die Gratulationen mit abwesendem Gesichte auf. Man wundert sich etwas über ihn, und namentlich die Damen machten unter sich Bemerkungen. Herr Treuthaler kam endlich auf ihn zu: „Peter, was stehst du denn da so allein in der Ecke! Tinchen sitzt da

und wartet auf dich!" Dann sah er ihm väterlich in die Augen und klopfte ihm auf die Schulter: „Dich stören die vielen Menschen, du möchtest gern mit ihr allein sein, nicht wahr? nicht wahr?" Und als Peter zögernd nickte, nickte er ebenfalls, indem er schmunzelnd, wie bestätigend, für einen Moment die Augen schloß und sie beim Öffnen wieder auf ihn gerichtet hielt, in stiller Zärtlichkeit. — „Kommt alles noch, alter Junge, kommt alles noch!" — Er entfernte sich wieder, und Peter sah zu Tinchen hinüber, die auf einem Rohrstuhl saß und die Hände gefaltet auf dem Schoße hielt. — Was sie wohl alle sagen würden, wenn ich jetzt heimlich fortginge und nie wiederkäme! dachte er und sah in Gedanken blaue Täler und Hügel. Dann fiel ihm ein, daß er ja zu ihr hingehen müsse. Er setzte sich neben sie, und sie ergriff seine Hand, behielt sie in der ihren und drückte sie zuweilen leise. Er drückte sie dann jedesmal wieder. — „Ein ordentliches Brautpaar muß sich doch einmal umarmen!" sagte eine der Damen. „Das finde ich auch!" rief eine andere, und schließlich riefen alle im Chor, Peter und Tinchen sollten sich mal umarmen. Tinchen hatte sich erhoben und wischte vorbereitend die Hände an ihrer Schürze ab. Peter stand ebenfalls. Dann warf sie ihre Arme, ganz in derselben eigentümlichen Weise wie bei ihrem ersten Kuß, in die Luft und darauf um seinen Nacken. — „So!" riefen die Damen, indem sie das „lebende Bild" mit Muße betrachteten, „nun setzt euch wieder hin!" Und Peter und Tinchen setzten sich. — Sie blieb noch ein paar Tage, dann reiste sie nach Hause, um ihre Aussteuer zu besorgen. Wie sie fort war, atmete Peter innerlich etwas auf. Bald darauf erhielt er eine Einladung seiner Schwiegereltern, die ihn persönlich kennen zu lernen wünschten. Er erschrak des höchsten, und in seiner Angst

vernichtete er den Brief, tat, als habe er ihn nicht bekommen und erzählte niemandem darüber. Es vergingen einige Tage, in denen er Ruhe hatte. Aber dann kam ein zweiter Brief. Man fragte, ob der erste nicht angekommen sei, und wiederholte die Einladung.

— Peter begab sich hinaus aus der Stadt, er mußte mit sich allein sein. Ringsumher zitterten reifende Kornfelder, und über ihm spannte sich hochhin ein wolkenloser, dunkelblauer Himmel. Vor einem Heere brennend roten Mohnes hielt er an. Was soll ich tun! Was soll ich tun! — Kein Mensch war weit und breit zu sehen, er war ganz allein. — „Ich kann mich doch nicht hier verkriechen wie ein Wilder!" sagte er nach einer Weile, indem er in das Ährendickicht starrte. „Das geht doch nicht, das ist doch lächerlich!" Gleichzeitig wurden seine Gedanken aber in die Ferne gezogen, indem er sich ein solches Wildenleben vorstellte und sehnsüchtig bei dieser Vorstellung verweilte. — „Also, das ist doch ganz einfach!" begann er, sich aufraffend, von neuem. „Entweder: ich heirate sie, oder ich heirate sie nicht. Von dieser Frage hängt alles ab. Nicht wahr? Na ja. Und wenn ich sie heirate, dann ist doch alles gut, ich meine, dann ist doch alles in Ordnung. Und wenn ich sie nicht heirate? Was geschieht denn dann eigentlich, wenn ich sie nicht heirate? Liebe ich sie denn nicht?" — Die ersten Sätze hatte er laut für sich gesprochen; die letzte Frage dachte er nur; sie kam ihm selber unerwartet in ihrer Unmittelbarkeit, obwohl sie schon lange im Hintergrunde seiner Seele stand. Und jetzt wollte er sie fast vor sich selbst nicht gehört haben, er hatte Angst vor ihrer Beantwortung. Denn wenn sie ein „nein" war, wie er schon wußte, so reihte sich eine Kette neuer Fragen daran. Aber, wie um sich selbst zu beschwichtigen, die Unbefangenheit vor sich selber aufrecht

zu erhalten, wiederholte er seine Frage. — „Ich möchte wissen, warum ich sie nicht lieben sollte," sagte er endlich, indem er sich an die Ähren wandte, die leise im Winde schaukelten. Aber die gaben keine Antwort, und so sah er sich wieder auf sich allein angewiesen. — „Also von der Frage hängt alles ab!" begann er, sich selbst antreibend, von neuem, indem er krampfhaft nachdenklich in die Ferne starrte. — — „Ich muß mir endlich über diese Frage klar werden," rief er, indem er fühlte, wie seine Seele sich schon wieder mit den blauen Hügeln am Himmelsrande mischte. Und er blickte wieder auf den Mohn, der in der Sonne siedete und lohte, als eine einzige dunkle Flamme zusammenschlug. Und er dachte an Liesel, an jenen heißen Sommertag mit ihr im Walde — und im selben Augenblick fühlte er sich auch von dem ganzen Jammer seiner Lage angepackt! „Nein!" sagte er. „Ich heirate sie nicht! Ich liebe sie nicht! Es ist nicht wahr, daß ich sie liebe! Wie bin ich denn in diese ganze Geschichte hineingekommen? Wie, um Gottes willen, bin ich da hineingekommen? Wenn ich nur den ausfindig machen könnte, der mich da hineingebracht hat! Ist sie denn hübsch? Nein, absolut nicht! Ist sie klug? Nein, dumm ist sie! Jawohl dumm!" — Er lauschte seinen Worten, als habe sie ein anderer gesprochen. — „Das ist noch viel zu wenig!" fuhr er fort: „Eine Gans ist sie!" Doch im selben Augenblick erschrak er und verbesserte: „Nein, eine Gans ist sie nicht. Aber habe ich denn keinen eigenen Willen? Muß ich sie denn heiraten? Kann ich ihr nicht einfach schreiben, ich hätte es mir anders überlegt? Ihr sagen, ich wolle überhaupt nicht heiraten?! Das geht doch sehr gut! Ich möchte wissen, warum das nicht gehen sollte!" — Die Gestalten des Tinchen, ihres Bruders, dessen Frau und die noch unbekannten und

um so mehr gefürchteten des alten Herrn Treuthalers, der sich im Kriege ausgezeichnet hatte und ein Mann in der ganzen Bedeutung des Wortes war, wie Julius sagte, und dessen Frau traten vor seine Seele wie eine dunkle Drohung. — War es vielleicht doch nicht möglich? — Er stand wieder am Ende seines Wissens, wie zuvor. Es war ein ewiger Kreislauf, in dem seine Gedanken sich bewegten. Fast unbewußt wandte er seine Schritte endlich einem der hohen Kornfelder zu, seine Arme teilten die schwankenden Ähren, und dann lag er mit dem Rücken auf dem Boden und sah über sich den blauen Himmel und um sich herum den goldenen Schleier der Halme, die sich mit leisem, festlichen Geräusche gegeneinander neigten. Ein Gefühl öder Vereinsamung, trostlosesten Alleinseins kroch über seine Seele. — Und doch: War nicht im Grunde alles gut? Fühlte er sich nicht zu Hause hier auf dieser blauenden, duftigen Erde? Liebte er nicht die Sterne, die als goldene Spitzen weltenferner Himmelsähren auf die Erde niedergrüßen!? — Er schloß die Augen, dachte nichts mehr, blinzelte ins Licht und versank in Schlaf. — Und im Traume fand sich seine Seele wieder; sein ganzes unbewußtes Sein löste sich rein und fleckenlos in einem Bilde:

Er lag am Meeresstrand und starrte träumend in die dunstige, dunkel-dämmernde, niedrige Wölbung über Kopf und Brust. Sonnenwarme, glimmende Wellen bespülten ihn und trugen leicht und leise seltsame Dinge zu den Wölbungen hinan: kleine, steinerne Figuren, Menschen, Bäume, Tiere.——

In der folgenden Woche war er für ein paar Tage bei Treuthalers zu Gaste. Er gefiel allgemein recht gut. Tinchen umgab ihn mit Liebe und Zärtlichkeit, und er legte gegen sie eine sanfte, resignierte Ruhe an den Tag. —

„Besser als die ewige Ablecherei, die man sonst gewöhnlich zwischen Brautleuten findet!" sagte der alte Treuthaler zu seiner Frau. Peter hatte sich unter ihm einen kolossalen alten Herrn vorgestellt. Aber er war eher klein als groß und hatte einen zierlichen weißen Ziegenbart. Peter wurde auch viel nach Julius gefragt und nach dessen Gattin und Kinde, indem man das Glück seines Sohnes auch gern von andern bestätigt hört. Auch auf Liesel kam die Rede. Der alte Herr geriet sofort in Eifer und nannte sie: „Die Person." — Es wurde lange überlegt, wo die Hochzeit stattfinden solle. Man entschied sich schließlich für den Ort, in welchem Tinchen ihren zukünftigen Wirkungskreis haben würde. Die Eltern wollten sich bei der Gelegenheit das Heim ihres Sohnes ansehen und ihr Enkelkindchen kennen lernen. Tinchen nähte nun mit ihrer Mutter Tag und Nacht an ihrer Aussteuer, und bald war alles „fix und fertig, blank und proper".

Peter verbrachte die letzten Tage vor seiner Hochzeit gänzlich allein. Wie ein Tier hatte er sich zurückgezogen. Wenn ich doch krank würde! dachte er oft. Auch erwog er den Gedanken, ob er sich nicht das Leben nehmen solle. Aber davor hatte er noch viel mehr Angst als vor der Hochzeit. So wartete er denn, daß eine natürliche Krankheit kommen solle, um ihn zu beschirmen, bis die drohende Wolke wieder abgezogen wäre. Aber die Krankheit kam nicht, und der Tag der Hochzeit rückte näher und näher.

Da mit einem Male entfaltete er eine fast fieberhafte geistige Tätigkeit. Ein Hoffnungsstrahl, die Möglichkeit eines Ausweges aus diesem Irrsal, hatte sich ihm plötzlich gezeigt, und er arbeitete nun unausgesetzt daran, diesen Gedanken, der vorläufig noch ungeformt in seinem Geiste stand, herauszubilden, an das Licht zu bringen und ihm

selbstätige Kraft zu geben. — Die Verlobung aufheben, das konnte er nicht. Darüber war er sich vollkommen klar. Nicht der leiseste Grund wäre dazu vorhanden gewesen. Aber — und dieses war die neue Frage, deren Lösung, Klarheit und Rettung bringen mußte: War es nicht möglich, Treuthalers selbst zur Aufhebung des Verhältnisses zu bringen?! Dieser Gedanke war vor ihm aufgestiegen, vorläufig noch als ein Lichtchen am dunklen Horizont, aber je länger er hinschaute, um so heller wurde es. Nur wenn er sich selbst opferte, war es möglich, sich selbst zu retten. Er mußte sich kompromittieren, und die Familie würde zurücktreten. Nun sann er nach, ob er nicht irgend etwas Schreckliches in seinem Leben begangen hätte. Und da tauchte allsogleich die Gestalt des Liesel vor ihm auf: Wenn Treuthalers erfuhren, daß er mit der Frau ihres Sohnes Beziehungen gehabt hatte, mit ihr, der Chansonettensängerin, die soviel Skandal über die Familie gebracht hatte, so konnten sie — als streng moralische Leute — ihre Tochter ihm nicht anvertrauen. — Der Hauptfaden war gefunden; es kam nun noch darauf an, ihn auf die geschickteste Weise zu befestigen. Und das war keine kleine Arbeit! — Er selbst konnte sich unmöglich verraten; das stand fest. Abgesehen davon, daß er nie den Mut dazu gehabt hätte, mußte hierdurch auch zugleich die ganze Wirkung auf das wesentlichste abgeschwächt werden. Man würde seine Mitteilung als die Beichte eines reuigen Sünders auffassen, er würde gedemütigt werden und Tinchen am Ende vielleicht doch noch zu heiraten haben. Er durfte nicht als Reuiger dastehen, sondern als ertappter Frevler! — „Man muß mich denunzieren!!" murmelte er. „Aber wer? Wer wußte denn außer ihm und Liesel um diese Sache? Niemand! Also blieb nur Liesel!" Hier stockte er

wieder und verlor sich vorläufig in Gedankennebel. — Aber die Wirklichkeit hatte ihn im Genick; er mußte weiter. — „Und wenn mich Liesel nun bei Treuthalers denunziert, wird man ihr glauben? Wird man sie nicht für eine freche Verleumderin halten, die mir mein Glück nicht gönnt oder Tinchen ihr Glück nicht gönnt? Der kein Mittel zu schlecht ist, um dieses Glück zu zerstören? — Aber dann kann ich sagen: ‚Doch! Alles ist wahr, alles!' Denn so einfach beiseite legen werden sie ihren Brief auf keinen Fall." — Entsetzlich, entsetzlich! dachte er, indem er sich die nächsten Folgen ausmalte, die furchtbaren Auftritte, den unvermeidlichen Bruch mit Julius und Stadtklatsch für viele Wochen Und vielleicht gar noch eine Disziplinarstrafe von seiten der Schulobrigkeit! Aber er dachte an den Selch. Der war noch immer im Amte und noch immer unverheiratet. — Aber wie sollte er Liesel dazu bewegen, diesen Brief zu schreiben! Vielleicht tat sie es gar nicht, denn sie war ja so unberechenbar! Und doch: Gewiß würde sie es tun. Sie hatte ihn ja gerne, und dann konnte sie ja Treuthalers auch damit einen Streich spielen. Daß sie sich selbst kompromittierte, das, wußte er, würde ihr zum mindesten egal sein. So setzte er sich hin und schrieb einen langen Brief an sie. Er schüttete ihr sein ganzes Herz aus, und je länger er schrieb, um so mehr fühlte er, wie nah sie ihm stand. Sie würde für alles Verständnis haben, sie gehörte einer anderen Welt an als seine Umgebung. Oh, könnte er zu ihr und bei ihr bleiben! Sie war so stark und er so schwach! — Er legte die Feder hin und vergrub seine müden Augen in den Händen. — Bunte Ringe drehten sich im Dunkel und wandelten sich in lohes, brennendes Chaos. — Aber er mußte weiter; er raffte sich empor, der Brief wurde vollendet, und er überlas ihn noch einmal. Dann atmete er tief auf. Eine

an. — „Geht ihr mal hinaus!" rief Julius barsch. „Ihr macht die Geschichte nur noch viel schrecklicher!" Aber Tinchen hatte sich schon hingesetzt und hielt sich am Stuhle fest. — „So haltet doch wenigstens euren Mund!!" schrie der alte Herr, und auf dies Kommando herrschte Stille im Zimmer, und man vernahm nur noch ein abgerissenes Gluckſen. — „Also, es hat sich herausgestellt, Tinchen," sagte ihr Vater mit bebender Stimme, „falls du es noch nicht wissen solltest: daß dein Mann bis zu seiner Verheiratung ein Lotterleben geführt hat. Du wirst wohl wünschen dich wieder von ihm zu trennen. Und ich kann dir versichern: wir wünschen es ebenfalls." — Tinchen brach in heftiges Schluchzen aus und schüttelte den Kopf: „Aber ich — ich — ich will mich ja gar nicht von ihm trennen! Ich — ich habe ihn ja — viel zu lieb!" — „Tinchen, unsere Familie ist dann wieder gereinigt von dem Schmutz, der ihr jetzt anhaftet!" Tinchen schüttelte den Kopf. Da rief Peter: „Dann trenne ich mich von ihr! Ich will auch von eurem Familienschmutze gereinigt werden!" Hierauf erhielt er von Julius eine kräftige Ohrfeige, die er, seines Vorsatzes eingedenk, ebenso kräftig erwiderte. Es wäre eine Keilerei entstanden, wenn sich die Frauen nicht an ihre Rücken und Arme gehängt hätten. „Laßt ihn!" schrie Tinchen. „Laßt ihn! Er ist mein Mann! Er hat nicht die Schuld! Ihr habt ihn gereizt! Ihr habt ihn beleidigt! Ich weiß es ja doch besser als ihr alle, wie lieb er mich hat! Seit gestern — sind wir ja — verheiratet!" — „Ha, Bube! Herzloser!" rief ihr Vater, „siehst du nun das ganze Unglück, das du über eine schuldlose Familie gebracht hast? Und du, du willst dich trennen von ihr? Du?! Darfst du dich denn überhaupt trennen von ihr? Ist sie der schuldige Teil, oder bist du es? Hat sie sich vergangen, oder hast du

hätte. Und das Telegramm, das ich nicht mehr erhielt, ist die Antwort auf meinen letzten Brief; ich solle nicht heiraten, denn der Brief an euch wäre unterwegs!" —

Dies trug Peter aufgeregt und hastig vor. Es herrschte einen Augenblick Pause höchsten Erstaunens. Dann schlug der alte Herr wahnsinnig Beifall klatschend in die Hände, und Julius rief höhnisch: „Wahrhaftig, Peter, ich hätte dir niemals zugetraut, daß du so kunstvoll lügen könntest! Wirklich geistreich! Direkt erfinderisch! Geradezu genial!!" — Er trat auf ihn zu und durchbohrte ihn mit seinen Augen: „Kannst du mich gerade anblicken und mir meine Frage beantworten: Hast du keinerlei Beziehungen zu meiner früheren Frau gehabt?" — Diese Frage kam Peter, wenigstens in solcher Form, unerwartet. Er wollte reden, aber er fand die Worte nicht; Julius wandte sich von ihm ab; es herrschte ein Moment der Stille. Dann sagte Julius, „ich glaube, die Frage ist nun entschieden. „Schurke!!" zischte der alte Herr. Aber da kochte es in Peter plötzlich auf. „Nein!" rief er; „die Frage ist nicht entschieden. Ich habe mir zu viel gefallen lassen! Ich habe allerdings Beziehungen zu Liesel gehabt, aber das war lange, ehe sie verheiratet war, ehe Julius sie überhaupt gekannt hat. Ihr habt gar keine Veranlassung mich von Tinchen zu trennen. Aber das sage ich euch: Jetzt trenne ich mich von ihr, für eure Unverschämtheit!" — „Hinaus!!" brüllte der alte Herr, „hinaus!" Aber indem er ihn zur Türe trieb, wurde diese von außen aufgedrückt, und Tinchen, mit rotem, tränenüberströmten Gesichte suchte hereinzudrängen, während die alte und die junge Frau Treuthaler sich bemühten sie nach hinten zu zerren. Sie zwängten sich hindurch, und die beiden Frauen hinterdrein. Alle drei Weiber stimmten ein gemeinsames Weinen

wirbelnder Buchstaben; der alte Herr ließ ihm auch gar keine Zeit zum Lesen: im nächsten Augenblick schlug er ihm Hand und Papier mitten aufs Gesicht. Das war zu viel für Peter. — „Ich verbitte mir das! Das ist eine Unverschämtheit!" — „Unverschämtheit!?" rief der alte Herr und wollte von neuem auf ihn zu. Aber Julius hielt ihn zurück. — „Überhaupt," rief Peter wütend, „alles ist nicht wahr, was sie geschrieben hat. Gar nichts davon ist wahr!" — „Bravo!" rief der alte Herr, „bravo!" Und Julius sah Peter mit einem Blicke tiefster Verachtung an und sagte: „Wenn es der Mühe verlohnte, dir eine Antwort zu geben, so möchte ich dich fragen: Bist du nicht kreidebleich wie ein armer Sünder gewesen, als du zur Tür hereintratst? Wußtest du nicht sofort, wovon die Rede war, ehe wir nur ein Wort gesprochen hatten? Kann uns Liesel nicht deine Briefe schicken, in denen du sie bedrohtest, falls sie dich verriete? Hast du nicht damals die beiden anonymen Briefe an mich geschrieben? Haben wir hier nicht das Telegramm, in dem sie dich beschwört, nicht zu heiraten?" — Peter flimmerte es vor der Seele. Seine Gedanken waren ein wildes Chaos. Er atmete schwer und schwieg einige Augenblicke. — „Also!" begann er endlich, „jetzt sehe ich, ich muß euch gerade heraus sagen, wie sich alles zugetragen hat: Ich habe Tinchen nie geliebt; ich wollte sie nicht heiraten: ich wußte keinen Ausweg; ich schrieb an Liesel, sie möchte mich bei euch verdächtigen; ich wollte alles eingestehen; ich hoffte, ihr würdet die Verlobung darauf von selber lösen; dann war ich kompromittiert und nicht Tinchen; Liesels Brief kam nun zu spät an; ich war bereits verheiratet; weshalb soll ich jetzt noch Dinge eingestehen, die nicht wahr sind? Ich schrieb ihr in letzter Stunde, ich heirate nun doch, weil ich glaubte, daß sie den Brief an euch nicht geschrieben

sie zur Untreue gegen ihren Gatten verführt!" Peter wollte protestieren, aber der alte Herr brüllte: „Schweig! Du hast sie auf die abschüssige Bahn gebracht, und jetzt, wo sie sieht, daß du ein zweites Mädchen unglücklich machen willst — was sage ich: zweites Mädchen? Gott weiß, die wievielte es ist! — da hat ihre bessere Natur in ihr gesiegt!! Kannst du leugnen, daß du ihr Rache angedroht hast, wenn sie dich verriete? Er glaubte sie einzuschüchtern, der Patron, durch seine albernen Drohungen, und doch hat er von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute gezittert, der Brief könne doch noch eintreffen! Er wurde krank vor Angst, der Feigling! Er steckte sich ins Bett vor Furcht! Und dann dampfte er mit unserem Kinde ab und lachte uns aus, daß ihm der Streich doch noch gelungen war, daß er sie und ihr Geld doch noch gekapert hat, gerade vor Torschluß. Kriegt noch im letzten Augenblick ein Telegramm von der Person —" — „Das ist nicht wahr!" rief Peter verzweifelt. — „Ja, gelesen hat er es natürlich nicht, der Bube, denn er war mit unserem Kinde schon über alle Berge — aber hier steht es, hier, hier!" — Er zog mit zitternder Hand ein Telegramm aus der Tasche: „‚Ja nicht heiraten! Brief unterwegs! Liesel!' Da — da steht es, Monsieur, da steht es! Und du bist festgenagelt und kommst nicht mehr los von deiner Schande, trotz aller Ausflüchte, die du machen möchtest!" — „Ich habe sie nicht verführt!" rief Peter wie taumelnd. — Der alte Herr stürmte auf ihn ein: „Da — a, lies deine Schande schwarz auf weiß, und dann sage noch, wenn du den Mut hast: ‚Ich habe sie nicht verführt!'" — Er schlug mit dem Rücken seiner Hand heftig und viele Male auf den Brief der Liesel, den er in der Linken hielt. „Lies ihn!" — Er hielt ihn Peter dicht unter die Nase, und der sah nur eine Flucht hin-

blickte unbeweglich auf seinen eintretenden Schwager. Herr Treuthaler deutete auf einen Stuhl sich gegenüber und sagte: „Setz dich." Peter tat es. Es entstand eine Pause; der alte Herr schaute, wie nach einem Anfang suchend, auf den Boden, während Julius voll und unverwandt auf Peter blickte. — „Nun," begann der alte Herr endlich, „errätst du wohl, weshalb wir dich rufen ließen?" — Peter fühlte, wie alles Blut zu seinem Herzen strömte, und er sagte: „Nein." Sein Blick tastete auf Herrn Treuthalers Gesicht, senkte sich aber sogleich, als er dessen Augen begegnete, die voll auf ihn gerichtet waren. Herr Treuthaler zuckte verächtlich mit den Achseln: „Nun gut, so will ich meine Frage anders stellen: Was hast du zu deiner Verteidigung zu sagen?" Peter atmete immer schneller. Ihm war, als ertränke er. „Zu meiner Verteidigung?" sagte er endlich tonlos. — „Eine solche Unverschämtheit ist doch unerhört!" fuhr da der alte Herr mit einem plötzlichen Ruck vom Stuhle auf, und Julius schüttelte mit einem Laute der Entrüstung seinen Kopf und begann im Zimmer auf und ab zu wandern. — „Was hast du zu deiner Entlastung zu sagen?" schrie ihn der alte Herr von neuem an. — „Ich weiß ja gar nicht, was sie alles geschrieben hat!" rief da Peter, gänzlich in die Enge getrieben. — „Also jede Spur eines Zweifels beseitigt!" wandte sich Herr Treuthaler an seinen Sohn. — „Du weißt nicht, was sie alles geschrieben hat? Das weißt du nicht? Von wem ist denn überhaupt die Rede, he? Wer ist denn diese ‚sie', he? Wenn du weißt, daß ‚sie' über dich geschrieben hat, so wirst du vermutlich auch wissen, was sie geschrieben hat! Du bist ein verkommener Mensch! Ein verkommener Mensch!! Aber die Person hat immer noch mehr Ehre im Leibe als du! Sie fürchtet sich nicht vor deinen Drohungen! Du hast

ihr zurückzukehren: „Mamachen hat gestern noch gesagt: ‚Wenn du nur deinen Vater glücklich und lebendig wiedersiehst, Tinchen!' Oh, ich weiß es ganz gewiß; gestern, der viele Wein, die Aufregung, das ist er ja alles nicht mehr gewohnt, und nun hat er die Anstrengung nicht ertragen können! Peter, fahre mit mir zurück!" — Er wurde schwankend. „Meinst du?" fragte er. „Gut! Ich werde anfragen, was passiert ist; dann werden wir es ja erfahren." — Sollte es sich wirklich nicht um Liesels Brief handeln? Es konnte sehr wohl sein. Ja, bei Lichte betrachtet, war es gar nicht so unwahrscheinlich. Er telegraphierte zurück: „Ist Papa krank?" Und erhielt die Antwort: „Ja!" So nahm er denn unverzüglich zwei Billetts, und dann saßen sie wieder Hand in Hand im Eisenbahnwagen. — Und wenn dies zweite Telegramm nun eine List war? Diese Idee schoß ihm mit einem Male durch den Kopf. Er suchte im Stillen ein herausfordernd-hochmütiges Gesicht zu machen, aber es gelang ihm nicht recht. Und überhaupt wenn es wirklich der Brief war, war denn das ein Unglück? Kam es dann nicht doch noch so, wie er gewünscht hatte? Konnte er sich nicht immer noch von Tinchen trennen? Er würde alles eingestehen, alles!! — Aber der Gedanke an die nächsten Stunden schnürte ihm die Kehle zu. — Tinchen konnte es nicht erwarten ihren Vater zu sehen. Sie stolperte die Treppe hinauf, fiel ihrer Mutter an der Türe um den Hals und rief: „Ist er tot? Ist er tot?" — „Nein," sagte sie. „Dein Vater lebt und ist gesund. Komm hier mit herein, Tinchen, in mein Zimmer. Peter, mein Mann erwartet dich vorn." Peter lief alles Blut zu Herzen. Es kann nichts helfen! dachte er, und mechanisch öffnete er die Tür.

Der alte Herr Treuthaler saß im Lehnstuhl und erhob sich nicht bei seinem Eintritt. Julius stand neben ihm und

Am folgenden Morgen erhob er sich melancholisch und übel gelaunt. Tinchen half ihm beim Ankleiden und blickte verlegen zur Seite, wenn er sie ansah. „Gleich wieder annähen!" sagte sie, als sie einen abgerissenen Knopf an seiner Wäsche bemerkte. Sie holte Nadel, Zwirn und Fingerhut aus einem Kästchen und begab sich an die Arbeit. Peter trank mürrisch seinen Kaffee. Sie blickte zuweilen von ihrem Schoße auf und sah zu ihm hinüber. Plötzlich warf sie ihre Arbeit hin, flog ihrem Manne um den Hals und brach in lautes Schluchzen aus. — „Was hast du denn?" fragte er verwundert. — „Ach, Peter! Süßer! Ich kann es ja immer noch nicht fassen, daß wir nun verheiratet sind! Uns angehören für immer und ewig!" — Peter starrte schwermütig über ihre Schulter. — Nach dem Kaffee schlug er ihr vor, ein wenig in der Stadt mit ihm zu spazieren und sich die interessanten Denkmäler und Museen anzusehen. Sie war sofort mit Eifer bereit, und während er seine Toilette beendete, holte sie ihre Mundharmonika und begann ein Stück zu blasen, den Choral, den er schon kannte. Aber mitten in ihren Tönen wurde sie durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen. — „Telegramm für Herrn Michel!" meldete der Kellner. Peter nahm es, Übles ahnend, und erbrach es unverweilt. „Sogleich zurückkehren, notwendige Umstände. Treuthaler." — Er sagte sich sofort, dies Telegramm müsse in Beziehung zu Liesels Briefe stehen, der nun wider Erwarten doch noch eingetroffen war.

„Wir gehen nicht zurück! Ich kann mir absolut nicht denken, was da passiert sein soll." — Aber Tinchen meinte, Papachen sei immer kränklich gewesen, er könne vielleicht plötzlich todkrank geworden sein. — „Unsinn!" antwortete er. Aber sie begann zu weinen und beschwor ihn sofort mit

Frau Ottilie geladen. Peter saß ihr schräg gegenüber; Julius schenkte ihm fleißig Wein in sein Glas, und er trank ihn, um sich zu betäuben. Frau Ottilie war noch immer schön. Sie trug ein hellblaues Kleid aus feiner Seide und eine goldene Kette um den Hals. Sie blickte voll zu ihm hinüber und nickte ihm leise zu, als wolle sie sagen: Nun hast du, was du wünschest! Reden wurden gehalten, von Julius, von Herrn Treuthaler, vom Rektor, und man machte Peter begreiflich, daß er ebenfalls einige Worte zu sprechen habe. Er erhob sich und trank ein Wohl auf die ganze Versammlung, auf sich und auf „Fräulein Tinchen", welche Bezeichnung von den Anwesenden als ein launiger Scherz belacht wurde.

Nach dem Essen traf er zufällig mit Frau Ottilie in einer Ecke zusammen. — „Gott sei Dank, daß Sie hier sind!" sagte er. „Ich glaube, ich hätte es sonst nicht überstanden." Und als sie ihn erstaunt anblickte, fuhr er fort: „Ach, Sie wissen ja genau, daß ich sie nicht liebe. Ich habe nur einmal jemand geliebt, und das sind Sie." — Sie erhob sich sofort und sagte: „Sie scheinen nicht zu wissen, was Sie da reden. Nehmen Sie sich doch etwas zusammen!" — „Und Liesel!" setzte er lebhaft hinzu. „Aber das ist ja eigentlich dasselbe. Wissen Sie noch, wie Sie mich gemalt haben?" Diese Reminiszenz kam ihr durchaus nicht gelegen. „Seien Sie vernünftig!" sagte sie. „Sie sind ein Mann und müssen wissen, was Sie tun!" — „Ein Mann?!" wiederholte er; „nein, das bin ich nicht!" — Aber sie drehte ihm den Rücken und ließ ihn stehen, und er merkte, daß er Dinge geredet hatte, die er nicht hätte reden sollen. „Es ist ja doch alles eins" sagte er für sich. Dann packte man ihn und Tinchen in einen Eisenbahnwagen, und fort rollte der Zug, der nächsten Hauptstadt zu.

an Treuthalers abgeschickt. Hoffentlich käme er noch zur rechten Zeit, um ein Unglück zu verhüten. — „So; das ist gepfeffert genug!" sagte sie zufrieden zu sich selbst, indem sie die Feder fortlegte und den Brief spedierte. Bald darauf erhielt sie dann Peters Eilbrief, und ohne einen Moment zu verlieren, telegraphierte sie zurück: „Ja nicht heiraten! Brief unterwegs! Liesel!" — Aber dieses Telegramm sollte ihn nicht mehr erreichen.

Er erschien im Frack, um Tinchen zum Standesamte abzuholen. Immer noch hoffte er auf ein Wunder. Und das Blut gerann ihm, als Tinchen ihm entgegentrat in Schleier und Myrtenkranz. „Wo hast du denn dein Bukett für deine Braut?" fragte Julius erstaunt. Das hatte Peter total vergessen, und er stürmte die Treppe hinunter, um das Versäumte nachzuholen. Die alte Frau Treuthaler hatte verweinte Augen; und auch Tinchen sah man deutliche Spuren von Tränen an. Peter wandte sich fragend an Julius. — „Der Abschied zwischen Mutter und Tochter ist niemals leicht!" sagte dieser. Die Wagen fuhren vor, und man begab sich zum Standesamte und darauf zur Trauung. Tinchen saß steif und feierlich auf ihrem Sitze. Peter wagte kaum sie anzusehen. Denn sie ergriff dann jedesmal seine Hand und blickte ihn zärtlich an. Und als sie in die Kirche traten, da noch immer wartete er auf das Wunder. — Wenn jetzt Liesel hereintrat und sagte: „Mir gehört er und keinem anderen!" — Er würde ihr in die Arme fallen. Ob sie ihn später zehnmal hinterging, das war ja ganz egal. Aber Liesel kam nicht; der Pastor hielt seine Traurede, fügte ihre Hände ineinander, und Peter sprach bewußtlos sein: „Ja."

Das Hochzeitsmahl war bei Julius Treuthaler. Außer den nächsten Verwandten waren nur noch der Rektor und

forschung, ehe es gelang, den Brief der Empfängerin auszuhändigen. Liesel hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, Peter recht behilflich und dienlich zu sein. Sie sah mit Freuden, daß es mit ihm doch noch nicht so schlecht stand, wie sie befürchtet hatte, und hoffte, daß noch einmal etwas Gutes aus ihm werden könne. Um ihn den Treuthalers als einen noch möglichst warmgebackenen Sünder hinzustellen, hatte sie die Zeitverhältnisse verschoben und geschrieben, ihre nähere Bekanntschaft datiere erst von der Zeit nach ihrer Heirat mit Herrn Julius: nicht sie sei der schuldige Teil gewesen, sondern er; er habe sie verführt, langsam und allmählich, wenn ihr Gatte auf Reisen war. Dann habe sie nicht mehr gewollt, und da habe er ihr gedroht, er würde sie durch anonyme Briefe an ihren Gatten beunruhigen. Einen solchen hätte er auch geschrieben, und sie habe in ihrer Angst ihrem Manne vorgelogen, sie selbst hätte ihn erfunden — um ihn eifersüchtig zu machen. Dann habe Peter noch einmal geschrieben, und da sei sie in ihrer Not mit einem Dritten durchgegangen, nur um von Peter Michel loszukommen und in namenloser Furcht vor ihrem Gatten. Aber jetzt, wo sie sehe, daß er in derselben Familie nach dem Bruder nun auch die Schwester unglücklich machen wolle, da könne sie nicht mehr zurückhalten. Und wenn sie auch ein verworfenes Wesen sei, so seien doch ihre Worte wahr und wahrhaftig. Sie habe Peter Michel geschrieben, ihn beim Heiligsten beschworen, von jener Ehe abzustehen, aber er habe ihr die furchtbarste Rache angedroht, wenn sie ihn verriete. Sie würde seine Briefe schicken, wenn sie als Beweisstücke nötig wären, im Falle er leugnen sollte. Endlich habe sie geschrieben, sie müsse reden, wenn man sie auch mit glühenden Zangen zerfleischte, und darauf habe sie den vorliegenden Brief

zen haben, so nehmen Sie ein Brausepulver." — „Also, ein Brausepulver!" wiederholte Herr Treuthaler. „So, Peter, nun wissen wir alles." — Als Peter zu Hause war, überlegte er sich, was nun geschehen solle. Ein Grund die Hochzeit zu verschieben oder aufzuheben war nicht mehr vorhanden. Er hätte sich geradezu den Arm oder das Bein brechen müssen. Er versuchte das auch ein paarmal auf der Treppe, aber im entscheidenden Momente fehlte ihm jedesmal der Mut, und er kam immer wieder auf beide Füße zu stehen. Auch wurden die Hausbewohner aufmerksam. — „Also, heirate ich sie!" sagte er mit matter Stimme. „Aber mit Vorbehalt!" setzte er heftig hinzu. „Später scheide ich mich von ihr!" — Diesen letzten Zusatz aber machte er nur, um sich vor sich selbst Respekt zu geben. Gegen Liesel erfaßte ihn eine wehe Bitterkeit. Welche Herzlosigkeit, ihn so seinem Unglücke zu überlassen, wo es ihr so leicht war, ein Mittel wenigstens zu versuchen, das ihn befreien konnte. Er schrieb ihr einen Eilbrief, er heirate nun doch, da er keine Rettung durch sich selbst wisse. Sie möchte in dieser Sache nichts mehr tun, da sie nichts getan habe, so lange es noch Zeit gewesen, und jetzt jeder Schritt von ihr nicht nur nutzlos, sondern direkt schädlich sein würde, da er nichts mehr ändere und alles nur verschlimmern könne. Er habe von ihr mehr Liebe und Erinnerung erwartet, und sie habe ihm nun gezeigt, daß er ihr völlig gleichgültig sei.

In Wirklichkeit lag die Sache anders, als er wähnte: Liesel hatte im Gegenteil sofort alles getan, was er von ihr verlangte. Ihr Brief war unterwegs, und die Verzögerung verschuldete Peter Michel selbst, der seinen Brief mit ihrem ihm gewohnten und geläufigen früheren Vor- und Vaternamen adressiert hatte, unter welchem sie nicht offiziell bekannt war. So bedurfte es erst polizeilicher Nach-

sie nicht heirate! Ich bleibe morgen einfach im Bette liegen, und wenn mich jemand holt, so sage ich, ich wäre krank und stände auf keinen Fall auf. Ja, das tue ich wirklich, was soll ich denn anders machen? — „Geht es dir schlechter?" fragte Julius, der ihn beobachtete, teilnehmend. — „Ja!" sagte Peter mit trockener Kehle. „Ich glaube, viel!" — „Das wäre aber doch ärgerlich," brummte der alte Herr Treuthaler aus seinem Lehnstuhle in der Ecke hervor, „wenn wir die Hochzeit deswegen verschieben müßten!" — „Ja," sagte Peter. „Aber ich fühle mich sehr elend." — „Leg dich zu Bett!" meinte Julius. „Morgen früh komme ich und sehe nach dir. Wenn es dann gar nicht besser ist, so müssen wir die Hochzeit verschieben." — Peter erhob sich, dankte allen und ging nach Haus. Draußen wurde ihm ein wenig freier ums Herz. „Also das steht fest!" sagte er laut für sich: „Morgen bleibe ich den ganzen Tag im Bette." — Den nächsten Tag um acht Uhr klopfte es an seiner Türe. — Der alte Herr Treuthaler trat herein in Begleitung eines Arztes: „Hier ist der Patient. Nun untersuchen Sie mal, was ihm fehlt." Der Arzt untersuchte, fragte, wo Peter Schmerzen habe, und Peter antwortete: „Hier — und da!" Und der Arzt untersuchte noch einmal, schlug ihm endlich auf die Schulter und sagte: „Ihnen fehlt nicht die Spur, Sie sind ganz gesund!" — „Kleine nervöse Verstimmung! Weiter nichts!" wandte er sich an Herrn Treuthaler. Dieser fragte sogleich, ob Peter aufstehen dürfe, und der Arzt antwortete: „Gewiß, selbstverständlich." Peter verteidigte sich noch eine Weile, aber der Arzt schüttelte den Kopf: „Wird alles vergehen! Stehen Sie auf und gehen Sie etwas an die Luft, das tut Ihnen am besten." — „Also an die Luft gehen!" wiederholte Herr Treuthaler. — „Und wenn Sie Kopfschmer-

sich so unwohl!" wandte er sich an seine eintretende Mutter. „Er konnte den ganzen Tag nicht ausgehen," setzte er wie entschuldigend und begütigend hinzu; „sonst hätte er euch selbstverständlich von der Bahn abgeholt." — Frau Treuthaler fühlte Peter ohne weiteres den Puls: „Fieber hat er nicht. Wird wohl 'ne kleine Erkältung sein. Heute nacht tüchtig schwitzen, dann ist morgen alles gut." — Jetzt trat auch der alte Herr Treuthaler herein. Auch ihm wurde die Sache vorgetragen, er verstand, daß Peter nicht zur Bahn kommen konnte, und sagte, der Fall sei erledigt. — „Wo ist denn Tinchen?" fragte Peter, der wohl fühlte, daß er sich nach ihr erkundigen müsse. — „Tinchen ist draußen in der Küche und bügelt ihren Brautschleier. Das Mädchen hat ihn schlecht eingepackt; er ist bei der Reise ganz zerknittert. Tinchen!" — „Ja, Mama?" — Das war ihre Stimme. — „Tinchen, komm doch mal 'rein!" — „Is so quadderig!" rief Tinchen zurück. — „Du kannst ihn ja nachher fertig bügeln. Komm nur mal herein!" — Draußen klangen Schritte, Peter hatte sich erhoben, Tinchen erblickte ihn, ging auf ihn zu, und er zog die Schultern hoch, sich vorbereitend auf den Schlag, mit dem ihre beiden Arme auf seinen Nacken fielen. — „Schatz!" sagte sie, ihn küssend, „süßer Schatz!" — „Na, Kinder, nun hört mal wieder auf;" rief die alte Frau Treuthaler; „sonst bleibt ja für morgen nichts mehr übrig! Überhaupt: Peter ist erkältet, nimm dich in acht, Tinchen!" — „Erkältet?! Soll ich dir einen Kamillentee machen, Herz?" — „Nein!" sagte Peter sehr bestimmt. „Ich brauche keinen Kamillentee. Und überhaupt — —" er wußte nicht weiter und stockte. Was soll denn nun werden? Der Brief war immer noch nicht angekommen. Und wenn er auch morgen früh nicht kam? — Wie um Gottes willen soll ich es machen, daß ich

Julius wird heute nachmittag einen Brief von ihnen haben, und dann läßt er mich zu sich kommen. — Sein Herz schlug schneller bei dem Gedanken, daß es bis dahin nur mehr einige Stunden waren. — Und wirklich erhielt er am Abend von Julius ein Billett, in dem er ihn bat, ihn sogleich aufzusuchen. Er ging wie im Traume; was auch kommen möge, sagte er zu sich — den Kopf kann er mir nicht abreißen. Und, wie gesagt, wenn er mich prügelt, prügele ich ihn wieder. — Vor dem Hause zögerte er, stieg aber schließlich die Treppe hinauf, indem er jede Stufe taktmäßig zählte; dann ging er geradeswegs auf die Klingel zu und zog sie im selben Momente, wo er sie ergriff. Man führte ihn ins Wohnzimmer. Julius Treuthaler saß dort allein und drehte ihm den Rücken zu. Peter blieb auf der Schwelle stehen und atmete schnell und hielt den Blick auf ihn geheftet. — „Du könntest dich um deine Schwiegereltern und deine Braut wohl etwas mehr bekümmern!" sagte Julius, indem er sich von seinem Sitz erhob. — „Sind sie denn da?" fragte Peter schnell und unwillkürlich. — „Ob sie da sind?!" fragte Julius erstaunt zurück: „Wenn morgen eure Hochzeit ist, müssen sie doch wohl spätestens heute ankommen. Außerdem habe ich es dir doch heute morgen mitgeteilt. Warum stehst du denn da immer auf der Schwelle?"

„Ich fühle mich sehr krank!" sagte Peter fast instinktiv. — Julius' Gutmütigkeit gewann sofort wieder die Oberhand: „Sieh, also das ist es! Weshalb hast du mir das nicht heute morgen schon gesagt! Du siehst ja auch ganz elend aus. Warte mal, mein lieber Junge!" Er schenkte ihm ein Glas Portwein ein, welches Peter auf einen Zug leerte. — „Na, aber das kommt uns recht in die Quere! Hoffentlich ist es nichts von Bedeutung. — Mama, Peter fühlt

ich eigentlich gekommen bin: ich wollte dir sagen, Papachen und Mamachen kommen heute nachmittag um fünf hier an, mit Tinchen. Du holst sie doch natürlich von der Bahn ab?" — Peter stotterte: „Ja, selbstverständlich;" und vermochte nicht seinem Schwager in die Augen zu blicken. — „Peter!" sagte dieser nach einigem Zögern; „ich wollte dich schon lange fragen: ‚Was hast du eigentlich diese ganze letzte Zeit?' Du bist so sonderbar! Ist es die Aufregung, oder drückt dich ein Kummer? Sage es mir, Peter, ich habe dich ja so lieb wie einen Bruder! Drückt dich ein Kummer?" Peter schüttelte den Kopf. Julius sah ihm forschend in die Augen. — „Hast du Schulden?" fragte er plötzlich. Peter hob den Kopf, den er gesenkt hatte, und sagte sehr bestimmt: „Schulden? Nein!" — — „Sonst, — du weißt, das Schwagerportemonnaie ist stets zur Hilfe da! Das versteht sich von selbst. Also ist es wirklich nichts? Gar nichts?" — Peter nahm sich zusammen, blickte ihm ins Gesicht, lächelte schwach und sagte: „Nein, gar nichts!" — „So! Nun — — dann ist es gut! Dann freut es mich!" antwortete Julius in einem Tone und mit einem Blicke, welche ausdrückten: So ist die Sache abgetan, so habe ich mich geirrt, im übrigen: Vertrauen gegen Vertrauen! — Er schüttelte ihm derb die Hand und entfernte sich. Peter aber blieb brütend zurück. — Also wie steht denn nun die Sache; dachte er endlich, gewaltsam sich zusammennehmend: Julius weiß noch gar nichts, und seine Eltern kommen heute abend. Wenigstens haben sie das geschrieben. Inzwischen können sie Liesels Brief aber doch noch erhalten haben, ja, sie müssen ihn sogar inzwischen erhalten haben; und dann kommen sie natürlich nicht und überlassen die Sache zunächst einer mündlichen Aussprache zwischen mir und Julius. Das ist ganz klar.

Last war von seiner Seele genommen, dafür hatte er auf seine Schultern ein neues Gewicht gelegt, das er aber nicht lange mehr zu tragen brauchte. Er rechnete aus: vier Tage waren es noch bis zur Hochzeit: am ersten hatte Liesel seinen Brief, am zweiten hatten Treuthalers Liesels Brief, und einen Tag vor der Hochzeit würde das Unwetter auf ihn hereinbrechen. Treuthalers würden ihm einen furchtbaren Brief schreiben, und mit Julius würde die persönliche Auseinandersetzung folgen. — So verging ein Tag nach dem andern, und mit fiebernder Beklommenheit verfolgte er die einzelnen Stadien dieser gefährlichen, heilvoll-unheilvollen Sache. — Am Morgen des letzten Tages, wo er die Katastrophe erwartete, lag er schon frühe wach im Bett. Bei jedem Läuten schreckte er zusammen. Jeden Augenblick konnte der Brief da sein. Aber es kam kein Brief. Also würde wohl Julius im Laufe des Vormittags zu ihm kommen. Er überlegte, ob er ausgehen sollte. Nein; es war besser, der Gefahr ins Auge zu sehen; er blieb. Und gegen Mittag erschien Julius in der Tat. — Peter stand blaß und regungslos am Tische. Wenn er mich prügelt, prügele ich ihn wieder! dachte er in grimmiger Verzweiflung. — Aber Julius prügelte ihn nicht. Doch war er etwas ernster als gewöhnlich. Im übrigen war er gänzlich unbefangen. — „Der letzte Tag!" sagte er, indem er Peter die Hand auf die Schulter legte. „Der letzte Tag! Ja, Peter, du hast einen feierlichen Schritt vor, den feierlichsten, den ein Mensch zu tun vermag! Halte mir mein Tinchen treu fürs Leben!" Er schüttelte ihn, und Tränen traten in seine blauen Augen. — „Ich sehe sie als Kind vor mir; — ach, welche Spanne Zeit ist doch das Leben, — von der Wiege bis zum Grabe!" — Aber dann reckte er sich männlich empor und sagte mit veränderter Stimme: „Weswegen

dich vergangen? Du kannst gar nichts tun, als dich freuen und dich demütigst bedanken, wenn deine Frau dich wieder in Gnaden aufnehmen will! Das kannst du!" — Peter stand wie versteinert; er fühlte die Wahrheit dieser Worte, und seine letzte Hoffnung sank in nichts. Tinchen aber hatte sich erhoben, die Arme ausgebreitet, und schmiegte sich eng und innig an seine Brust. — — „Du hast es nicht verdient!" zischte jetzt die alte, hagere Frau Treuthaler aus ihrer Ecke hervor, und die junge blickte ihn mit recht grünlichen Augen an. — „Nein! Verdient hat er es weiß Gott im Himmel nicht!" rief Julius mit Emphase. — „Sprich, hast du es verdient?" schrie ihn der alte Herr an. „Ob du es verdient hast?! Antworte!! Antworten sollst du!!" — „Nein," murmelte Peter, welcher das Nutzlose einer anderen Antwort einsah, die nur einen neuen Entrüstungshagel auf ihn hätte herniederprasseln lassen. — „So! Nun hat er doch wenigstens eingestanden, daß er 'n Lump ist!" rief der alte Herr, indem er ihn mit seinen Augen an die Wand zu nageln schien. „Und nun marsch! Aus dem Zimmer, und nach Hause mit dir!" — Eine solche Behandlung aber war zu viel für Peter: er ballte die Fäuste und sah den alten Mann mit bebenden Lippen an. Dieser machte Miene abermals auf ihn einzustürmen, aber Tinchen warf sich zwischen sie und drängte ihren Vater bis zur Tür: „Ihr sollt meinen Mann nicht beschimpfen," rief sie und hing im nächsten Augenblicke wieder an seinem Halse. „Ihr sollt ihn nicht beschimpfen! Wenn ihr ihn beschimpft, so beschimpft ihr mich, und dann bin ich euer Kind nicht mehr! Dann sage ich mich los von euch!" — Peter fühlte dunkel, daß er in Tinchen einen Bundesgenossen habe. „Jawohl!" rief er, „dann sagen wir uns los von euch!" — Und Tinchen legte ihren Kopf an seine Brust und drehte ihn zu

Treuthalers hinüber mit einem aufmerksamen, fast hasenartigen Ausdruck: „Komm, Peter, wir wollen fort von ihnen, sie haben uns nicht lieb; wir wollen wieder auf unsere Hochzeitsreise!" — „Bist du toll?" rief ihr Vater. „Hochzeitsreise! Auch noch! Hier bleibt ihr, unter Julius' Aufsicht! Und der Monsieur Michel kann sich freuen, wenn wir ihn nicht einsperren! Da sie sich einmal an den Monsieur gehängt hat, in Gottes Namen denn!" — Aber Tinchen schmiegte sich nur fester an Peter, und Peter sah herausfordernd auf seine Schwiegereltern.

Die ganze Situation hatte sich allmählich und ihm unbewußt verschoben: er und Tinchen bildeten die eine, die Familie die andere Partei. — „Sie liebt ja den Monsieur mehr als ihre eigenen Eltern!" — „Jawohl," rief Tinchen, „ich habe ihn auch lieber als euch, denn er ist mein Mann! Er ist immer so gut gegen mich gewesen, o so gut! Und ihr seid schlecht gegen mich und wollt mir mein Glück nicht gönnen! Aber wir brauchen euch gar nicht zu unserem Glücke! Wir haben aneinander genug! Und die Geschichten sind alle nicht wahr, die ihr erzählt habt, Peter hat es ja selbst gesagt! Gott weiß wer sie erfunden hat! Alle nicht wahr sind sie! Ihr habt ihn verleumdet! Komm, Peter, wenn sie nicht wollen, daß wir glücklich sind, so sind wir erst recht glücklich, und wenn sie uns unsere Hochzeitsreise nicht gönnen, so machen wir sie erst recht!" — Sie hatte ihn bei der Hand gefaßt und zerrte ihn aus dem Zimmer. „Adieu!" rief sie, „ich behalte euch alle lieb, wenn ihr mich lieb behaltet." — Damit war sie hinaus, und bald darauf saß sie mit Peter abermals in der Eisenbahn und sagte: „So, nun haben wir beide nur uns selbst und sonst niemanden in der Welt! Mein süßer, einziger Mann!" — Und sie lag in seinen Armen und er in ihren. — Wie das

alles gekommen war, er wußte es nicht. Er wußte auch nicht, ob er sich glücklich oder unglücklich fühlte. Aber ihm war, als sei eine große Gefahr endlich überstanden. Und Tinchens reine Zärtlichkeit wirkte wie eine Entschädigung auf alle die vergangenen Beschimpfungen, und er empfand etwas wie Dankbarkeit gegen sie.

„Sage mir, Peter," fragte sie ihn am Abend, als sie eng aneinandergeschmiegt und allein waren: „Ist irgend etwas wahr von dem, was Papa und Julius erzählt haben?" — Peter zögerte. — Dann beichtete er ihr sein Erlebnis mit Liesel, welches er vor Jahren hatte, und schwor, dies sei der einzige Fehltritt, den er je begangen. Und dann weinte und weinte sie an seinem Halse, daß ihm die Tränen an der Brust herunterliefen, und sie weinte so lange, bis aller Schmerz von ihrer Seele gespült war. Und dieser Abend war erst ihr eigentlicher Hochzeitsabend.

Epilog

Peter Michel sitzt an seinem Arbeitstisch. Es ist Abend. Die Lampe erhellt sein Gesicht, das von einem Vollbart umrahmt ist, und spiegelt sich in seinen Brillengläsern. Es klopft: „Männchen, kommst du denn noch nicht bald? Der Tee wird kalt, und wir haben Hunger! Sollen wir ohne dich anfangen?" Frau Tinchen tritt an den Schreibtisch und sieht ihm über die Schulter, indem sie ihre Hände auf seine beiden Achseln legt. „Na, wie hat er denn heute geschrieben, der Willi?" — „Wieder eine fünf, wie gewöhnlich!" antwortete Peter, indem er die Pfeife aus dem Munde nimmt. „Wir müssen ihn aus der Schule nehmen. Aus dem Jungen wird nichts. Es fehlt ihm der rechte Ernst! Sieh doch nur allein seine Schrift an! So ein großer Junge und kann noch nicht mal ordentlich schreiben! Bald über der Zeile, bald unter der Zeile. Und hier ist sogar ein orthographischer Fehler!" — Indem kommt der Willi, Peters ältester Sohn, herein. „Bengel, komm mal her!" sagte der Vater. Willi tritt näher. Er ist ein hoch aufgeschossener Junge mit blöden Augen und sieht stark in die Treuthalersche Familie. Er begreift sofort, wovon die Rede ist. — „Kannst du nicht besser schreiben? Wenn ich mir so etwas erlaubt hätte, als ich so alt war wie du, da wäre ich schön bei meinem Vater angekommen!" — Peter vergißt, daß

sein Vater gar kein Urteil über Schriften hatte. — „Da wäre ich schön angekommen!“ wiederholte er, indem er sein Gesicht voll seinem Sohne zuwendet. „Komm mal 'ran, Junge!“ Willi nähert sich und weiß ganz genau, daß er im nächsten Momente am Ohr gezogen wird. „Au!“ sagt er und reibt sich verlegen die Stelle. „Junge! Aus dir wird mal nichts Rechtes!“ fährt Peter fort. „Als ich so alt war wie du, da wußte ich schon ganz genau, was ich werden wollte. Und ich hatte nicht so einen Vater wie du, der für dich sorgt und arbeitet! Ich wurde in eine Pension getan, weil wir auf dem Lande kein Gymnasium hatten, und da mußte ich unter fremden Menschen leben und war auf mich allein angewiesen. Ganz allein habe ich mich emporgearbeitet, und dabei mußte ich meinen Vater erhalten und dann meine Mutter auch noch, eure Großmutter, die nachher am Schlaganfall starb, das weißt du ja! Aber euer Großvater lebt heutigen Tages noch und muß von mir erhalten werden. Ich beklage mich nicht darüber, denn er ist mein Vater, und in der Bibel steht: ‚Du sollst deinen Vater‘ — na, wie geht es weiter? Man los Junge, nicht so bummelig!“ — „Und Mutter ehren, auf daß es dir gut gehe und du lange lebest auf Erden.“ Frau Michel streicht mit der Hand über die Backe ihres Sohnes und sagt: „Aber Männe, er ehrt doch auch Vater und Mutter! Willi ist doch ein gutes Kind!“ Dabei trocknet sie mit dem Zipfel ihrer Schürze eine Träne aus den Augen ihres Sohnes. „Sei nicht so hart mit ihm! Er hat so ein weiches Gemüt!“ — „Aber er hat wieder eine fünf in Mathematik geschrieben, und ich sage: aus dem Jungen wird nichts Rechtes!“ — Willi geht leise hinaus und kaut an den Nägeln. Ich will mich ja bessern! denkt er, aber wie soll ich das machen? — Peter bleibt mit Tinchen allein, die sich ihm auf den Schoß

setzt und ihm den Bart streicht. Das, weiß sie, hat er sehr gerne. „Du bist überarbeitet, Männe," sagt sie. „Du solltest dich mal erholen, mal auf vier Wochen irgendwohin gehen." — „Du weißt, das ist zu teuer," sagt Peter. „Und ohne dich und die Kinder gehe ich nicht, das weißt du auch!"

Nach Tische erscheint der Onkel Julius, dessen Haar schon stark ins Graue übergeht, mit Tante Emma. Die Kinder lieben sie nicht, da sie zu viel an ihnen erzieht. Julius dagegen ist ihr wahrer „Goldonkel". Er verwöhnt sie, wo er kann, nimmt den Neffen Willi, der nach Tinchens Vater genannt ist, zuweilen mit in die Kneipe, „indem die Kinder früh das Leben kennen lernen müssen", und steckt ihm manchmal ein Silberstück in die Hand, für das der Junge sich etwas blöde bedankt, obgleich er gegen den Onkel am unbefangensten ist. Es scheint, daß etwas von dem Geiste von Peters Vater auf ihn übergegangen ist.

Die jüngere Schwester, nach Peters Mutter Philippine genannt, und „Pinchen" abgekürzt, ist in der Schule fleißig, zu Hause sorgsam, und sehr reinlich. Sie gerät ihrer Mutter nach. Tinchen ist eine gute Hausfrau; sie hat während ihrer Ehe gesucht sich zu bilden und vermag in einer Gesellschaft einem Gespräche gut zu folgen. Ihre Seltsamkeiten haben sich allmählich gemildert; nur wirken ihre langen Arme noch immer etwas störend. Ihre Eltern sind seit einigen Jahren tot. Tinchen und Julius haben sich in die Einrichtung geteilt, und Peter hat den Lehnstuhl seines Schwiegervaters bekommen, in dem er abends seine Zeitung liest und seine Pfeife raucht. Jeden Samstag hat er seinen Kegelabend, jeden Mittwoch seinen Skat, zu welchem seine intimsten Freunde erscheinen, unter ihnen Herr Lottermeyer, mit dem er sich vor einigen Jahren aussöhnte, da beide inzwischen vernünftig geworden sind und eingesehen

haben, daß jeder Mensch neben seinen schlechten auch seine guten Seiten hat. Er hat viele Kinder und möchte seinen ältesten Sohn einmal mit Peters Pinchen verheiraten. „Sie gäben ein hübsches Paar zusammen!" sagt er, und Peter stimmt schmunzelnd bei. Ihrer früheren Feindschaft erinnern sie sich als einer unreifen Jugendeselei. Nur Selch darf man mit Lottermeyer nicht zusammenbringen, denn der hält starr und fest an seiner alten Antipathie, und Peter sagt: „Man muß den alten Bären in Ruhe lassen!"

Der Rektor ist gestorben, und Frau Ottilie ist Brautmutter, da ihr kleines Mädchen allmählich herangewachsen ist, einer der gefeiertsten Backfische wurde und sich auch richtig mit einem Leutnant verlobte. Ihren Marel mußte sie nach dem Tode ihres Mannes in eine strenge Pension geben, da er gar zu sehr über die Stränge schlug; aber hinter seiner etwas dicken Stirn steckt ein guter, energischer Verstand. Er wird einmal etwas Tüchtiges. Frau Ottilie ist noch immer eine stattliche Erscheinung. Nur bedauert man allgemein, daß sie zu dick geworden ist. Ihre Augen haben einen unendlich gutmütigen Ausdruck, so daß jeder, der hineinschaut, gern hineinschaut. Trotz ihrer Körperfülle ist sie eine rührige, tätige Frau; sie ist im Vorstand aller möglichen wohltätigen, aufgeklärten Vereine und interessiert sich auf das lebhafteste für das geistige Wohl der Heidenkinder in fremden Ländern. Auch sagt man, sie sei eine gelehrte Frau, und es ist ein offenes Geheimnis, daß sie jenes große Werk über Cicero, das ihr Mann unvollendet zurückgelassen, fortsetzt und bald seinem Abschluß entgegenführen wird. Es sind viele Aufzeichnungen ihres Mannes vorhanden, aber um das Ganze in einen Zusammenhang zu bringen, bedarf es doch eines überschauenden Geistes; und den hat Frau Ottilie. Man weiß, daß

sie an den Interessen ihres Mannes teilnahm, und daß er ihr das geistige und künstlerische Leben der Antike erschloß. — In ihrem Salon hängen kleine und große bunte Bilder, alle eingerahmt, die sie selbst gemalt hat. Später mußte sie diese schöne Kunst gänzlich aufgeben, denn „Sie wissen ja! Die Kinder!" und verständnisvoller Blick und bedauerndes Kopfnicken auf beiden Seiten. — Frau Ottilie fehlt auf keiner Gesellschaft. Sie verkehrt auch bei Michels; die Kinder lieben sie, da sie so lustig und freundlich ist. Beide sind ihre „Patchen", sie nennt Peter wieder bei seinem Vornamen: „Als alte Freundin darf ich das! Frau Tinchen wird mir das nicht übelnehmen!" — Tinchen hat eine unbegrenzte Hochachtung und schwärmerische Freundschaft für Frau Ottilie. Wenn diese aus ihrer Jugend erzählt, so hängt sie an ihren Lippen, und ihr Gesicht bekommt dann wieder genau den Backfischausdruck wie damals, als Peter sie kennen lernte. Tinchen fühlt sich dann so beschämt über ihre eigene Unzulänglichkeit. Aber Peter will diese nicht eingestehen und sagt: „Du hast doch dein Pflegerinnenexamen mit der Eins bestanden! Und überhaupt: Wer so viel geleistet hat wie du, der braucht sich wahrhaftig nicht zu schämen! Außerdem bedenke doch: Frau Rektor stammt von Künstlern ab. Bei ihr ist die Kunst eben hereditär!" Und Tinchen läßt sich erklären, was hereditär bedeutet. Sie hat sich ein Buch angeschafft mit weißem Papier, in das sie alles Neugelernte einträgt. Das hat ihr Frau Ottilie geraten: „Das beiläufige, gelegentliche Lernen ist das beste Lernen!" hat sie ihr einmal gesagt, und diesen Spruch hat sich Tinchen vorn als Motto in ihr Buch geschrieben. — Und dann hält Peter eine Rede, in der er ausführt, daß seine Frau wohl hätte eine Künstlerin werden können, wenn sie die Zeit gehabt hätte, sich

auszubilden: „Ich könnte alle möglichen Beispiele anführen: aber nehmen wir doch mal das nächstliegende, die Musik: Wenn sie ordentlich Musikstunden gehabt hätte, ich möchte mal hören, wie sie jetzt spielen könnte! Sie ist eben total Autodidakt! Die Stücke auf der Mundharmonika spielt sie doch wirklich direkt künstlerisch! Tinchen, spiel doch mal!" Tinchen läßt sich nicht lange bitten, sondern zieht ihr Instrument aus der Tasche, reinigt es von Krumen und beginnt, nachdem sie schnell in ihr Buch das Wort Autodidakt notiert hat, ihren Choral, dann das „schwierige Stück", und schließlich noch das, welches keine Begleitung hat, und in welchem ihre Kunst erst recht zur Geltung kommt, denn hier kann sie das meiste Gefühl entwickeln; es klingt fast wie eine Kantilene. In letzter Zeit hat sie sogar das Vibrieren auf einem Tone gelernt. Sie erzielt fast violinmäßige Effekte. Ab und zu bricht die Melodie ab, und Tinchen erklärt, dies Instrument ginge nicht so hoch hinauf wie das vorige, welches kaputt sei. Frau Ottilie hört etwas nachsichtig zu, applaudiert aber freundlich; Peter klopft seiner Frau auf die Schulter und gibt ihr einen Kuß. — „Nun soll aber Frau Rektor mal ein Lied singen!" sagt Tinchen, indem sie mit der äußeren Handfläche quer über das ganze Gesicht wischt und sie dann am Taschentuch abreibt; und Frau Ottilie läßt sich erst lange nötigen, aber endlich erhebt sie sich doch mit einem leichten Seufzer: „Kinder, wie ihr einen quält! Aber dann muß mich auch Ihr Mann begleiten." — Peter holte die Noten, ein Lied wird ausgesucht, das sie früher besonders viel gesungen, und welches deshalb noch am meisten im Gedächtnis haftet. Er rückt den Klavierstuhl zurecht; sie probieren einige Male den Einsatz, endlich haben sie ihn, und nun beginnen sie. Mit einigem Stocken und Wiederholen

bringen sie das Lied wirklich zu Ende. Die Tür hat sich geöffnet: Willi und Pinchen stehen da, mit offenem Munde, und hören zu. Tinchen winkt beide zu sich heran und bedeutet sie, leise aufzutreten. Als das Lied zu Ende ist, applaudiert Tinchen eifrig und muntert Willi und Pinchen auf ebenfalls zu klatschen. Und Peter sagt: „Jammerschade, daß Sie das Singen gänzlich aufgegeben haben!" Und Frau Ottilie sagt: „Ebenso jammerschade, daß Sie das Spielen aufgegeben haben!" Beide beschließen von jetzt ab wieder zusammen zu musizieren. Peter wendet sich an Tinchen: „Die Kinder müssen unbedingt Musik lernen! Das ist ein Schatz fürs Leben. Junge, möchtest du nicht Klavier lernen?" Willi lachte blöde und verlegen. — „Du hast es gut!" fährt Peter fort. „Ich will dir Unterricht erteilen lassen. Dein Vater hat nie im Leben Klavierunterricht gehabt und hat es doch zu etwas gebracht."

Eines Tages kommt Frau Ottilie und bittet sich das Bild aus, das sie einst von Peter gemacht hat. Aber Peter verweigert es. Frau Ottilie bittet dringender, und schließlich kommt es fast zu einer kleinen Verstimmung zwischen den beiden. Aber Tinchen vermittelt: „Malen Sie Männe doch einfach noch einmal!" sagte sie. „Das Bild wird gewiß noch viel besser als das, welches wir haben; und nachher will Männe es haben, und dann geben Sie es ihm einfach nicht!" — Frau Ottilie kommt wieder, mit Leinwand, Palette, Pinseln und Farben, und bedeutet Peter, dieses Mal würde er in Öl gemalt; sie entwirft in großen Pinselstrichen eine Skizze, die sehr unähnlich ist, und tröstet sich mit der Hoffnung, die Ähnlichkeit werde bei der Ausführung schon „heraustreten". Aber sie tritt nicht heraus. — „Es kommt immer anders, als ich will," sagt sie. „Im Geiste habe ich Ihr Bild ganz deutlich auf der Leinwand,

aber die Wirklichkeit will keinen Schritt halten!" Dann versucht sie es wieder in Pastell. Aber auch dieses scheitert gänzlich. Endlich nimmt sie ihn ganz im Profil und versucht eine Bleistiftskizze. Aber sie trifft ihn nicht. — „Ich will Ihnen etwas sagen! Ich sehe, es geht nicht! Ich kann es nicht mehr! Geben Sie mir mein Bild zurück!" Peter schüttelt den Kopf, aber Tinchen tritt zu der Skizze und sagt: „Ist ja schön! O so schön! Ich erkenne ihn ganz genau!" — Frau Ottilie packt ihre Malsachen wieder ein und zieht unverrichteter Sache nach Hause. Nach einigen Wochen aber wird die Familie Michel auf das Schönste überrascht: Frau Ottilie hat ihr gescheitertes Künstlertum nicht ertragen können, der Schaden mußte auf andere Weise ausgeglichen werden. Sie hat sich eine gute Photographie von Peter durch dessen Freund Lottermeyer verschafft, der den „alten Mathematikus" seit einiger Zeit im Porträt auf seinem Schreibtisch stehen hat; dieses Bild hat sie mit einem Liniennetz überzogen, und dann hat sie in Kreide eine lebensgroße Kopie gemacht. Diese überreicht sie Peter zum Geburtstag. — „Sie sehen," sagt sie, „ganz so schlecht steht es doch noch nicht mit mir!" Peter ist voll Bewunderung und holt nun unaufgefordert das alte Pastellbild von seinem Platze über dem Sofa herunter und überreicht es Frau Ottilie, die es nun ihrem Salonschmuck einverleibt. Dort bildet es die Perle ihrer Werke. —

Peter geht es recht gut; sein Einkommen hat sich im Laufe der Jahre erheblich gesteigert; er hat Privatstunden so viel er will, und Tinchen ist eine treffliche Pensionsmutter. Drei Knaben hat sie stets zum mindesten bei sich. Sie versteht den Haushalt billig und doch angenehm einzurichten. Kein Flickchen, kein Lümpchen wird fortgeworfen, und in Gasthäusern wandert der nichtgebrauchte

Zucker in ein Säckchen, das zu diesem Zweck auf Ausflügen mitgeführt wird.

Tante Olga ist schon lange tot, und die Umstände ihres Ablebens sind seltsamer Art. Peter erhielt eines Tages von dem Direktor der Irrenanstalt die Nachricht, Fräulein Michel sei spurlos verschwunden seit einigen Wochen. Nach Monaten erhielt er einen zweiten Brief: endlich habe sich die Sache aufgeklärt, und zwar auf eine traurige Weise. Eines Abends nämlich — es war ein stürmischer, wilder Novemberabend, und der Wind heulte um das alte Schloß, das seit fünfzig Jahren in eine Irrenanstalt umgewandelt war — saß der Direktor in seinem Arbeitszimmer und speiste gerade zu Nacht. Draußen ächzten die Bäume, es klapperte im Schornstein, und mit einem Male kam Fräulein Michel zum Kamin herabgefahren, kohlschwarz und ganz durchräuchert wie ein Schinken. Wie die Sache sich zugetragen, blieb ewig unaufgeklärt. Aber man vermutete als das Wahrscheinlichste, daß sie in einem Momente des Unbewachtseins — freilich setzte hier bereits die Unwahrscheinlichkeit ein, denn die Kranken waren eben stets bewacht — das Schloß bis zum Giebel, und vom Dachboden aus durch eine Luke das Dach selbst erklettert habe. Vielleicht hatte alsdann der aus einem der Schlote aufsteigende Rauch ihre Phantasie und ihre Neugierde angefacht, sie war bis zum Schornstein hingeklettert, hatte sich hinübergelehnt, um zu spähen, wer darinnen sei, der Qualm war ihr in die Nase gestiegen, und sie vermutete, daß da unten ein boshafter Geist säße, der ihr übel wollte. So war sie wohl in den Schlot hineingesprungen, um den Kampf ohne weiteres mit ihm aufzunehmen, und mußte alsbald erstickt sein. Die Untersuchung ergab, daß sich im Innern des Schlotes ein großer, uralter Haken befand. An dem

war sie wohl hängen geblieben, bis der Winterwind sie an jenem Abend zum Kamin hinuntertrieb. — Peter las diesen Brief bei Tische vor; Tinchen weinte, aber die Pensionäre lachten und wurden zur Strafe ohne Abendessen zu Bett geschickt.

Lieseles Eltern sind tot. Sie selbst hat ein gutes Glück gemacht: sie hat einen Grafen geheiratet und ist die Mutter eines bezaubernd schönen kleinen Mädchens mit seidenblondem Haar und kohlschwarzen Augen, welche fremd und vornehm in die Welt blicken.

Noch einmal sollte Peter Michel sie wiedersehen.

Während er eines Sonntagsmorgens im Wohnzimmer sitzt und seine Pfeife raucht, und Tinchen in der Küche das Essen für den Mittag anrichtet, wird ein fremder Besuch gemeldet: auf der Karte liest er, daß es ein Graf mit seiner Gemahlin ist. Er glaubt, es handele sich um die Anmeldung eines neuen Pensionärs. Er bindet schnell einen reinen Kragen um und begibt sich in die gute Stube, wo der Besuch seiner harrt. Er bleibt aber verblüfft auf der Schwelle stehen, denn im ersten Augenblick hat er Liesel erkannt. Sie dagegen erkennt ihn nicht gleich wieder. Sie zögert, überrascht über die Veränderung seines Äußern, endlich reicht sie ihm die Hand und wendet sich an ihren Gatten: „Erlaube, Wolf, daß ich euch bekannt mache: Herr Michel, ein Jugendfreund von mir — mein Gatte." Der Graf verbeugt sich sehr verbindlich, und Peter macht einen steifen Bückling. „Hier — Herr Michel," fährt sie fort, „stelle ich Ihnen auch meine Tochter Felicitas vor. Felicitas, gib dem Herrn die Hand!" — Und Felicitas reicht ihm zögernd ihre feinen Fingerspitzen. Da tritt Frau Tinchen zur Tür herein, mit gewaschenen Händen und einem gebügelten, breiten Halskragen über der dunkel-

blauen Sonntagstaille. Peter stellt sogleich vor; er vermeidet Liesels früheren Namen, denn er will nicht die Vergangenheit wieder aufrühren. Tinchen darf nicht erfahren, wer eigentlich die Frau Gräfin sei. Durch die gesellschaftliche Geschicklichkeit des Grafen ist ein oberflächliches Gespräch alsbald in Gang gebracht. Peter kann mit Muße Liesels Gesicht betrachten. Sie ist noch immer eine frappierende Erscheinung. Ihre dunklen Augen ruhen zuweilen fragend auf seinem Gesichte, mit einem leisen Ausdruck der Enttäuschung. Peter merkt das, und sein hausväterlicher Stolz fühlt sich getroffen. Was will sie von ihm? Will sie sein Familienglück beunruhigen? Nun, sie soll erfahren, wie glücklich er ist!

„Ja," sagt er mit Betonung, „die Hauptsache im Leben ist, daß man glücklich wird! Und ich — Frau Gräfin! — kann wohl sagen, daß ich zum Glücke alles habe, dessen es bedarf: ein braves, treues Weib, zwei wohlgeratene, anspruchslose Kinder und ein Heim, in dem die Liebe herrscht, die einfache, reine Liebe, die alles, auch das Kleinste, mit einem Strahl von Poesie umgibt!" — Peter hat seit Jahren in der Aula des Gymnasiums viele Reden gehört; er hat oft selbst solche gehalten, und er hat es gelernt, im gegebenen Momente das richtige Wort zu finden. — „Ich habe in früheren Jahren hochfliegende Pläne und Ideen gehabt!" fährt er fort. „Ich habe Phantomen und Idealen nachgejagt; ich war auf der Jagd nach dem Glücke; und darüber vergaß ich eines: die ruhige Selbstbeschränkung, die Einheit in der Vielheit!" — Liesel blickte ihn befremdet, fast erschreckt an, wie er sie durch seine Brillengläser anschaut und seine seltsame Rede mit Schulmeistergebärden begleitet. — „Ich bin alt geworden, und ich habe gesehen, wie alles auf der Welt eitel und nich-

tig ist, Rauch und Schaum! Mich hat der Sturm des Lebens auf ein Eiland verschlagen, das fortan mein Eiland wurde, das ich bepflanzte und bebaute, das ich voll und ganz zu meinem Eigentume machte, zu meinem Heiligtume! Ich habe einen Hafen, in dem ich jederzeit vor den Stürmen des Lebens eine Zuflucht finde: meine Familie, den goldenen Hort meines Lebens!"

Tinchen hat sich erhoben und ist dicht an ihren Gatten herangetreten. —

„Ja, ja — Frau Gräfin!" — fährt Peter in schulfestlichem Tone fort, „freuen Sie sich hier an dem Glücke zweier Ehegatten, welches nichts zu stören, nichts zu vernichten vermag! Ob der Lenz auf uns hernieder lacht, ob der Winter uns umbraust: unsere Liebe steht fest wie der Fels im Meer! Nur Einer vermag uns zu trennen — Gott der Allmächtige; wenn er uns den sendet, der unser aller Leben scheidet: den unerbittlichen Tod!"

Bücher von Friedrich Huch

In unserem Verlag erschien in neuer Ausgabe

Enzio

Roman

Helläugig und schön ist der Roman »Enzio« von Friedrich Huch. Er sieht aus wie eine Künstlergeschichte, und es stehen gute und ernsthafte Worte über Musik darin, auch ist der Held wirklich ein geborener Musiker und sein Schicksal zum Teil eine Künstlertragödie. Hermann Hesse.

Huchs Enzio ist die Tragödie der künstlerischen Zuchtlosigkeit, – in einer Form, die in ihrer zuchtvollen Beherrschung und Rundung ihresgleichen suchen mag. Die Handschrift des Dichters ist ebenbürtig und edel charaktervoll bis zum Schluß durchgehalten. Ohne Übereilung, ohne beirrtes Schwanken läßt der Dichter den Reichtum an Motiven farbenvoll und wechselreich sich notwendig auswickeln und zu schöner Kreislinie geschlossen in sich zurückkehren. Die »musikalische Verwirklichung und Erschöpfung« des Gegenstandes ist vollständig. Alles ist Leichtigkeit, Form im höchsten Sinne, Notwendigkeit in diesem Werke. Ganz und gar ein bewußter Vollender ist Huch, an dessen Schöpfung auch nicht das kleinste unbehauene Stückchen an das Chaos gemahnt, aus dem sie zum Lichte geboren wurde. Kölner Tageblatt.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Bücher von Friedrich Huch

Der Gast

Erzählungen

Aus einer Kindheit – Das möblierte Zimmer – Das Urbild – Die Entscheidung – Franziskas erstes Erlebnis – Der junge Student – Der Gast – Christels Verpflichtungen – Die Hüter der Kunst – Die Familie im Walde — Das Requiem.

×

Gesammelte Werke

in 4 Bänden

Inhalt:

1. Band

Porträt / Rede von Thomas Mann / Peter Michel
Pitt und Fox

2. Band

Geschwister / Wandlungen / Mao

3. Band

Enzio / Erzählungen

4. Band

Nachgelassener Roman / Träume / Komödien
Shakespeares Sonette

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

TWO MONTH LOAN
JUN 9 1932
TWO MONTH LOAN
NOV 2 A 1932
OS Ap 2 '35
MT Ja 17 '36
BU Oc 16 '36
BO Ja 11 '37
SL Mr 22 '37

College of the Ozarks Library
WITHDRAWN
UST
Libraries

GERMAN
H84p c.1

Huch, Friedrich. 76348

Peter Michel.